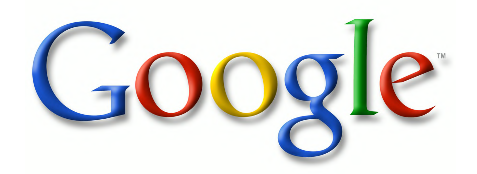
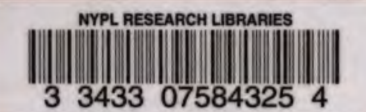



NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07584325 4




NWV




NWV

Gilbert und Gilberte

von

Eugène Sue.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

6tes bis 13tes Bändchen.

(Schluß.)

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
18[illegible].

XXI.

Dieses dreimalige Klingeln, das dem Aufziehen des Vorhanges vorhergehend im Herzen von Gilberte wiedergetönt und tiefe Bangigkeiten darin erweckt hatte, hatte einen nicht minder tiefen Wiederhall im Herzen von Gilbert gefunden; er verglich die drei Töne in seiner Bangigkeit mit jenen drei Schlägen, welche die Zeugen eines Duells zur blutigen Stunde des Kampfes langsam in ihre Hände thun. In der moralischen Lage, in der er sich befand, sah Gilbert nicht einmal mehr eine heiße und entscheidende Spielpartie in der guten oder schlimmen Chance der Aufführung seines Werkes: er sah darin einen Kampf, von welchem sein Glück, seine Zukunft, sein Schriftstellerleben abhängen sollten. Hinter einer der Coulissen in einem dunkeln Winkel, wo er weder von den Zuschauern, noch von den Schauspielern erblickt werden konnte, stehend, fühlte er einen Schauer seinen Leib durchlaufen, als auf das leichte Geräusche, das der Vorhang, sich gegen die Friese emporrollend, macht, jener stille Zwischenraum von ein paar Secunden folgte, der den im Anfange der Scene gesprochenen ersten Worten vorangeht. Dieser Zwischenraum, so kurz er war, dünkte Gilbert grausam lang; denn bei den erstaunlichen Auffassungsfähigkeiten, welche unsere Sinne in gewissen Augenblicken der Aufregung erlangen, hörte er, daß das Stillschweigen nicht das einer theilnehmenden oder

nur unparteiischen, oder gar gleichgültigen Erwartung war, sondern das eisige Stillschweigen des Unwillens.

Ja, schon ehe das erste Wort der ersten Scene seines Dramas gesprochen worden, fühlte Gilbert die außerordentliche Kälte des Publikums, und diese Kälte schrieb er der launenhaften Stimmung der Menge zu, denn er wußte nichts vom Selbstmorde von August Clement, da die Schauspieler in einer von der Schicklichkeit gebotenen Zurückhaltung ihn in dem für den Schriftsteller so ernsten Augenblick nicht von diesem traurigen Ereignisse hatten unterrichten wollen.

Dieser eiskalte Empfang erschreckte den Dichter ... Die erste Scene seines Dramas war von einer kühnen und, wie man zu sagen pflegt, gewagten Originalität. Gerade aber hiedurch konnte sie eine ergreifende Wirkung auf eine sympathetische Zuhörerschaft hervorbringen oder durch ein feindseliges Publikum schlecht aufgenommen und lächerlich gemacht werden. Diese Scene dauerte höchstens zehn Minuten, und dennoch perlte beim ersten Worte des ersten Verses, den der Schauspieler sprach, der Schweiß auf der Stirne von Gilbert, sein Athem stockte, und das Ohr gespannt nach dem Saale, von dem ihn eine die Coulisse bildende leinene Scheidewand trennte, horchte er ... In Folge eben dieser mächtigen Auffassungsfähigkeit, die er der übermäßigen Aufregung des Tages verdankte, hörte er abermals Alles bis auf die stummen Eindrücke des Publikums während dieser Scene; einen Augenblick glaubte er, es sei Alles verloren; Anfangs durch das Stillschweigen eines außerordentlichen Erstaunens aufgenommen, erregte die Originalität der Exposition sodann leichtes Gemurre, stellenweise beherrscht durch die Stimmen einiger wohlwollender Zuhörer, welche riefen: „Hört! hört!“ Doch das für den Augenblick beschwichtigte Gemurre fieng bald, besonders gegen das linke Centrum des Parterre, mit einem offenbaren Unwillen wieder an. Gilbert erinnerte sich

des Marseillers, seines Exfanatikers, der sein unversöhnlicher Feind geworden.

Auf eine sehr unerwartete Entwickelung, getragen durch ungefähr zwanzig Verse voll Energie, Erhabenheit und Schärfe, bewunderungswürdig gesprochen vom Darsteller und religiös angehört, folgte ein langes, billigendes Gemurmel, das in diesem Augenblick Gilbert kostbarer dünkte, als enthusiastisches Beifallklatschen . . . Nach diesen glücklichen Symptomen traten verschiedene Stellen ein, die einen beunruhigend, die andern beruhigend; es erhoben sich jedoch noch einige schwache Zeichen der Mißbilligung beim mittleren Centrum. des Parterre, zahlreiche Beifallsrufe verkündigten aber endlich Gilbert, daß diese so gewagte Exposition eine günstige Aufnahme fand.

Der Dichter athmete einen Augenblick. Die anderen Scenen des ersten Acts enthielten kein Wort, keine Situation, wodurch für die Feindseligkeit des Publikums die geringste Blöße gegeben war, doch wie viel verschiedenartige brennende, tiefe Gemüthsbewegungen hatte der Dichter während der abgelaufenen zehn Minuten erlebt!

Ach! so herb, so angstvoll sie gewesen waren, Gilbert kam bald dazu, daß er sich nach ihnen zurücksehnte; sie bewiesen wenigstens, daß die Exposition des Werkes Eindruck gemacht, die Zuschauer ergriffen hatte; doch das Ende des ersten Acts, der zweite und der dritte Act erregten weder Billigung, noch Mißbilligung. Sie wurden Anfangs mit einem dumpfen Stillschweigen und dann mit einer eiskalten Gleichgültigkeit angehört; man vernahm vom Theater aus das leichte Gesumme der Gespräche, die sich in den Logen angeknüpft hatten, und als der Vorhang fiel, riefen einige Stimmen: „„Genug! genug!““

Nach dem ersten Acte waren die Schauspieler lächelnd und eifrig gekommen und hatten zu Gilbert, der immer hinter einer Coulisse aufgepflanzt war, gesagt:

„Muth . . . Alles geht gut.“

„Das Publikum ist heute Abend teufelmäßig stätig doch die Exposition hat es hingerissen.“

„Muth! Muth!... Obgleich das Ende dieses ersten Acts ein wenig kalt aufgenommen wurde, ist doch die allgemeine Wirkung vortrefflich.“

Besorgt, unruhig, vermieden es nach dem zweiten und dritten Acte die Schauspieler, sich dem Dichter zu nähern.

Einer von ihnen kam indessen zu ihm und sprach:

„Noch darf man nicht verzweifeln . . . das Stück kann sich im vierten Acte wieder heben . . . Doch das wird freilich kein Succeß sein . . . und wir zählten hierauf! So schöne Verse! Die Situationen allerdings einfach, aber so rührend! Welch ein launenhafter und übersättigter Sultan ist doch das Publikum! Es braucht offenbar Vitriol, um seinen Geschmack wieder zu wecken. Zum Glück sind Sie der Mann, der seine Genugthuung zu nehmen weiß . . .“

Während Gilbert mit Bitterkeit auf diese Alltagströstungen hörte, empfand Gilberte, welche unbeweglich auf ihrem Platze saß, einen seltsamen Eindruck. Um ihn begreiflich zu machen, wollen wir ein Wort dem Rothwälsch der Coulissen entlehnen. Die alten Schauspieler sagen von gewissen Werken, welche große Chancen eines glücklichen Erfolges zu vereinigen scheinen: „Ja, das ist schön . . . das ist sehr schön . . . doch man müßte das bei den Lampen sehen.“

Der in dieser gemein scheinenden Aphorisme enthaltene Zweifel drückt ein sehr richtiges Gefühl hinsichtlich der Theaterdinge und des tiefen Unterschieds des Gesichtspunktes aus, in welchen man sich stellen muß, um ein gelesenes oder dargestelltes Werk zu schätzen. So bringt ein Werk, das beim Lesen und im Helldunkel der Proben vollendet scheint, häufig eine entgegengesetzte

Wirkung hervor, wenn es der blendenden Helle der Scene unterworfen wird. Diese Seltsamkeit findet sich in der physischen Ordnung wieder; eine Frau von einer feinen, zierlichen, zarten Schönheit, welche von nahe gesehen wirklich reizend ist, erscheint oft, wenn nicht häßlich, doch wenigstens unbedeutend, verwischt, erblickt man sie bei dem brennenden Lichte des Theaters. So war es mit dem Eindrucke von Gilberte bei der Darstellung dieses Drama. Dieses Werk, das von ihr und dem Dichter in ihren Stunden zarter Vertraulichkeit so oft gelesen und wieder gelesen worden war, dieses Werk, das sie so mit Recht entzückt hatte, dünkte Gilberte, bei der blendenden Helle der Bühne gesehen, farblos, ohne Relief und ohne Leben.

Die Liebe der jungen Frau für den Dichter war zu verständig und ihr moralischer Sinn zu erhaben, als daß sie nur den Gedanken gehabt hätte, sich mit einem kindischen Trotze gegen die Wirklichkeit zu erheben, mit einem Worte, um unter jeder Bedingung zu bewundern. Nein, denn ohne das Gefühl offenbaren Widerwillens zu mißkennen, das die Strenge des Publikums verdoppelte, erschien diese Strenge, die sich bis jetzt nur durch ein geringschätzendes und eisiges Stillschweigen kundgegeben hatte, in den Augen von Gilberte gerecht, und es hatte doch, was unbegreiflich, dieses Schauspiel, dem das helle Licht des Theaters so nachtheilig war, keines von seinen wirklichen Verdiensten, von denen sie beim Lesen desselben ergriffen gewesen, verlieren können!

Ach! die Ursache dieses scheinbaren Widerspruchs wurde nur zu bald der jungen Frau durch folgendes Gespräch enthüllt, auf welches sie stillschweigend, aufmerksam und mit Ergebung horchte.

„Meine Herren," sagte der alte Stammgast, der schon vor dem Anfange der Vorstellung edelmüthig Gilberte gegen unwürdige Verleumdungen vertheidigt hatte,

„ich bin gewiß nicht eines Vorurtheils gegen den Ve fasser dieses Stückes verdächtig, denn ich liebe und b wundere sein Talent, allein ich gestehe, daß außer d Expositions-Scene, welche in der That kühn und orig nell, dieses Werk bis jetzt aus dem scenischen Gesicht punkte beklagenswerth schwach ist. Man findet dar allerdings die seltenen Eigenschaften des Styls unser großen Schriftstellers und eine merkwürdige Erhabenh der Gedanken; doch alle diese auf die Vollkommenhei auf das Ideale abzielenden Charaktere, diese Gespräch diese Monologe über die zartesten, aber auch abstract sten Gefühle der Seele, Alles dies ist wohl edel gedach bewunderungswürdig geschrieben, doch es ist auch ve zweiflungsvoll monoton!"

„Sie könnten sagen, mein Herr, es sei grausa langweilig, tödtend! Ich habe ich weiß nicht wie vi Personen gähnen sehen, um sich die Kinnbacken ausz renken. Und, wie man zu sagen pflegt: „„Wenn m gähnt, vermöchte man nicht zu pfeifen."" Sehen Si dort gähnt eine von den Prinzessinnen in der Erinn rung hinter ihrem Fächer .. Georges Hubert ist e todter, begrabener Mann!"

„Und er hat zwei Jahre gebraucht, um ein s ches Meisterwerk zu zeugen! man muß ihn bemitleiden

„Was mich empört, ist, daß der Mann, der schöne Grundsätze zur Schau trägt, die Leute dah bringt, daß sie sich aus Verzweiflung ertränken, u Erbinnen entführt, um der schönen Augen ihrer Cassel willen."

„Und ich, wenn ich nicht für einen Capuciner gelten befürchtete, würde sagen, ich sehe den Finger d Himmels im Falle dieses Stückes (es wird nicht Ende gespielt werden) ... ein Fall, der in der We einer himmlischen Strafe gerade am Tage des Selb mordes dieses unglücklichen jungen Menschen sich eignet."

„Ei! meine Herren," versetzte der alte Stammgast, „ich bitte, mischen wir nicht die Vorsehung in die Komödie! Ich behaupte, was ich gesagt habe: Georges Hubert ist nicht mehr, als Sie oder ich, verantwortlich für den Tod dieses armen Wahnsinnigen. Ich glaube, daß der Charakter des ausgezeichneten Schriftstellers auf der Höhe der Gefühle steht, die er seinen Helden leiht."

„Mein Herr, Sie sind sein Seide*)."

„Ich?" sagte der Greis, die Achseln zuckend. „Ich habe Herrn Georges Hubert in meinem Leben nicht gesehen. Wollen Sie aber wissen, was, wenigstens meiner Ansicht nach, die wahre Ursache der offenbaren Abnahme ist, die man in diesem Werke eines einst so mächtigen, so fruchtbaren, so kühnen Schriftstellers findet?"

„Sprechen Sie, mein Herr."

„Ich glaube nicht an die schmutzigen Laster, die das Journal, von dem Sie gesprochen, dem Verfasser dieses Stückes andichtet; nein, ich glaube nicht, daß Georges Hubert eine Erbin um ihrer Thaler willen entführt hat; doch ich bin sehr geneigt, zuzugeben, daß unser großer Dichter seit zwei Jahren völlig abgeschieden von der Welt, unter dem Einfluße einer ohne Zweifel seinem Herzen theuren Verbindung, in der Zurückgezogenheit lebt, und ich glaube den Einfluß dieser Verbindung in dem Werke von heute Abend zu erkennen, — in einem Werke, das so schwach im Vergleiche mit den vorhergehenden ist."

Bei diesen Worten bebte Gilberte, ließ sie den Schleier herunter und hörte die Fortsetzung des Gespräches mit einer unaussprechlichen Angst an:

*) Seide, in Voltaire's Mahomet ein dem Propheten blind ergebener Fanatiker. Der Uebersetzer.

„Ah! Sie geben zu, daß Georges Hubert dem Einflusse einer Frau unterliegt?" sprach einer von den Zuschauern, welche stehend eine Gruppe um den alten Stammgast bildeten. „Ei! mein Herr, das ist es gerade, was ich sagte: Hercules zu den Füßen von Omphale spinnend, Georges Hubert verliebt in seine Erbin, mit ihr Eine Hütte und ihr Herz spielend mit einem Worte, Georges Hubert, wie man zu sagen pflegt, Haushammel geworden."

„Ha! ha! ha!" machten mehrere Zuschauer. „Das ist herrlich! ein Dichter vom Kochherde!"

„Eine Hütte und ihr Herz spielend, wie drollig! ha! ha! ha!"

„Und der Herr, der den Zeitungsartikel als eine Fabel behandelte, muß selbst anerkennen . . ."

„Ei! meine Herren," versetzte der Stammgast, an den man sich wandte, „legen Sie mir nicht in den Mund, was ich nicht sage Ich weiß nicht, ob die Person, welche seit zwei Jahren die Einsamkeit von Georges Hubert theilen soll, eine Erbin ist oder nicht ist, ob sie dumm oder geistreich, ob sie häßlich oder hübsch; aber vermöge meines Alters kenne ich die Dinge und die Menschen. Ich wiederhole also, ich möchte beinahe behaupten, daß diese Dame seit ihrer Verbindung mit Georges Hubert einen sehr mächtigen Einfluß auf das literarische Genie dieses Schriftstellers üben mußte. Hören Sie mit zwei Worten, warum: gewisse große Geister, — und ich glaube, daß Georges Hubert zu diesen zu rechnen ist, da er besonders Beobachter und für Eindrücke tief empfänglich, — haben die seltene Eigenschaft, die wechselreichen, unbegrenzten Ansichten der Menschheit zu reflectiren, wie der Spiegel die Gegenstände reflectirt. Doch diese wunderbare Gabe, welche die Macht der auserkorenen Genies bildet, wird diesen oft unter gewissen Umständen nachtheilig, wenn, zum Beispiel, statt unablässig ihre Beobachtungen, ihre Eindrücke durch

ein thätiges, abwechselndes, nach Dingen und Menschen begieriges Leben zu erneuern und dann in ihre Einsamkeit zurückzukehren, um alle diese Elemente zu verarbeiten, wie die Biene in ihrer Zelle den Saft von tausend Blumen verarbeitet, aus denen ihr Honig besteht, diese großen Geister sich an den Reiz e ner friedlichen, gleichförmigen, stubenhockerischen Existenz gewöhnen und dadurch, erlauben Sie mir diesen Ausdruck, versauern. Was geschieht dann? Ei! mein Gott, meine Herren, es geschieht, was Georges Hubert widerfährt. Ein Mann der Eindrücke, der Reflexion vor Allem, hat er unwillkürlich in seinem Werke von heute Abend die friedliche und sanfte Einförmigkeit des Lebens reflectirt, das er seit zwei Jahren in seiner Zurückgezogenheit führt. Ein Maler nach der Natur, vor Allem, hat er lange Zeit nur eine lachende, aber ebene und begrenzte Landschaft vor Augen gehabt. Wie hätte er Jemand in jenen wechselreichen, pittoresken Gegenden mit den weiten, tiefen Horizonten gemalt, die er einst mit einem so wunderbaren Talente reproducirte? Wohl bewahrt er auch dieses seltene Talent der Reproduction der Natur: hievon zeugt das Drama von heute Abend. Man findet allerdings darin die vortrefflichen Künstlereigenschaften des erhabenen Mannes; das Gemälde ist treu, vollkommen wiedergegeben; leider aber ist die Landschaft äußerst monoton. Claude Lorrain, Ruysdael ist es, trotz ihres Genies, nie eingefallen, ein Gemälde mit einem azurblauen Himmel und einer ununterbrochen mit Rasen bewachsenen, sich ins Unabsehbare ausdehnenden Ebene zu machen. Es ist doch etwas an und für sich sehr Angenehmes, auf einer frischen Wiese unter einem wolkenlosen Himmel zu lustwandeln; aber ich wiederhole, das bildet kein Gemälde. Ich will mich indessen kurz fassen, denn man kehrt zum dritten Acte in den Saal zurück. Nach dem, was ich in mehreren von seinen glaubwürdigen Biographien gelesen habe,

studirte Georges Hubert, ehe er seine Lebensart änderte, wie man sagt, de visu die verschiedensten Classen der Gesellschaft; er vermengte sich mit ihnen, reiste, pflegte Umgang mit den Menschen, besuchte die Dinge, welche kostbare Elemente seiner tiefen Beobachtung bieten konnten; er stählte und erneuerte so unabläßig seine Eindrücke; dann brachte er oft ganze Momonte in der Einsamkeit zu, beschwor seine noch lebendigen Erinnerungen herauf, und gab uns sofort eines von den schönen und großen Werken, die seinen Ruhm gemacht haben, und die ihn gewiß auch noch ferner machen werden, unter einer absoluten Bedingung: daß er den Muth hat, einen, vielleicht seinem Herzen theuren, seinem Privatleben süßen, aber nachtheiligen und gewiß für sein Genie tödtlichen Einfluß abzuschütteln."

„Gut, mein Herr," sagte Einer von denjenigen, welche mit dem alten Stammgaste sprachen, „ich erkenne Ihre Ueberlegenheit in der Form, in die Sie Ihre Meinung kleiden: was den Inhalt betrifft, so kommen Sie auf das zurück, was ich zuerst gesagt hatte: Georges Hubert mit seiner Erbin: Eine Hütte und ihr Herz spielend ist Haushammel geworden! es ist auch mit ihm vorbei, er ist abgelaufen, gestorben und begraben!"

Der Vorhang ging in diesem Augenblick auf und machte dem Gespräche ein Ende, — und von diesem Gespräche, das für sie eine erschreckliche Offenbarung war, hatte Gilberte nicht ein Wort verloren.

Die beherzte Frau strafte ihren Muth nicht Lügen; unbeweglich auf ihrem Platze, ließ sie nur den kleinen Schleier ihres Hutes herunter, um die zunehmende Verstörung ihrer Züge zu verbergen; sie trotzte der Gefahr, statt sie feige zu fliehen: sie ahnete eine sehr schwere Niederlage.

Die beziehliche Schwäche des Werkes in Verbindung mit einem unseligen Zusammenwirken von Umstän-

den: der Artikel des Spürhunds und der Selbstmord von August Clement, — machten die Strenge des Publikums unbarmherzig; sodann bot der allgemeine Character dieses Stückes, ein idealisirtes Gemälde der reinsten Gefühle, einen solchen Contrast mit der Härte des Herzens und der Habgier, der die Verleumdung den berühmten Schriftsteller beschuldigte — und das Publikum gefällt sich immer darin, fromm an die Verleumdungen zu glauben, — daß sich die meisten Zuschauer gegen das empören mußten, was sie die heuchlerische Frechheit des Verfassers nannten.

Wie die junge Frau zwei Jahre vorher, die Bühne und den Saal, so zu sagen, mit einem Blicke umfassend, Schritt für Schritt der Entwickelung eines Successes gefolgt war, der, mit einem lebhaften Interesse beginnend, sich bis zur Begeisterung erhoben hatte, als nach dem letzten Acte die berauschte Menge dem erhabenen Dichter eine Huldigung darzubringen beschloß, so legte es sich die junge Frau an diesem Tage als Sühnung ihres vergangenen Glückes auf, entschlossen bei allen Phasen der demüthigenden Niederlage des Mannes, den sie anbetete, auszuharren, und müßte sie jeden Augenblick ihr Herz sich zerreißen fühlen . . . Sie hielt sich Wort: blutend stieg sie bis zum Gipfel ihrer Schädelstätte hinauf . . . Sie sah schon am Anfange des vierten Actes diese glänzende und auserwählte Menge die Achseln zucken; sie sah eine reizende Frau, welche unfern von ihr im ersten Range saß, halb in ihrer Loge aufstehen und sich gegen eine benachbarte Loge neigen, und hörte sie laut zu Freundinnen sagen:

„Aber das ist erbärmlich! aber das ist zum Sterben langweilig! das setzt sich mir auf die Nerven! . . . ich kann es nicht mehr länger aushalten! . . . ich gehe!"

„Bleiben Sie doch," erwiederte die andere Elegante, „das wird im Gegentheil sogleich sehr belustigend werden . . . man fängt im Parterre schon an zu pfeifen."

Man fing in der That im Parterre schon an zu pfeifen. Der Marseiller, der Exfanatiker des Dichters, den Gilberte erkannte, hatte das Signal zu diesem höchsten Zeichen der Mißbilligung gegeben; sein Beispiel wurde nachgeahmt: nichts ist ansteckender, nichts electrischer bei den in Masse versammelten Menschen. als die Verachtung oder die Bewunderung; man pfiff im Parterre, man pfiff im Orchester, man pfiff in den Logen. Bestürzt, außer Fassung gebracht, konnten die Schauspieler ihre Rollen kaum stammeln.

Ein kindischer, lächerlicher Vorfall verwandelte das Pfeifen in Gezische; eine von den Schauspielerinnen fiel in ihrer Bangigkeit beinahe in den Souffleurkasten und zog sich dann hastig und ganz erschrocken von diesem Schlunde zurück.

Auf diesen Vorfall folgten Ausbrüche wahnsinnigen Gelächters, plumpe Witze, grausame Anspielungen auf die Verleumdungen, welche im Saale kreisten.

„Diese tugendhaften Rebus sind ebenso langweilig, als unverschämt, wenn man an das Privatleben des Verfassers denkt“

„Bah! er wird sich über das Pfeifen dadurch trösten, daß er in den Millionen der Erbin wühlt, die er entführt hat!“

„Er suchte die Dunkelheit, sie kommt zu ihm!!“

„Es ist wenigstens der Tod des armen jungen Menschen gerächt, den der Verfasser des Stückes in Verzweiflung gebracht hat!!!“

Die königlichen Prinzessinnen, welche, in einem lobenswerthen Gefühle des Wohlanstandes, nicht einmal durch ihre Gegenwart in irgend einer Hinsicht an den Demüthigungen Theil nehmen wollten, die man nicht minder über die Person als über das Werk des Schriftstellers verhängte, verließen ihre Loge; der Tumult nahm immer mehr zu, und die Schauspieler waren ge-

nöthigt, den Vorhang vor dem Ende des vierten Actes fallen zu lassen.

Da schrie der Marseiller, der Exfanatiker des Dichters, mit voller Lunge:

„Der Verfasser! . . . der Verfasser! . . .“

Dieser ironische Ruf wurde von vielen Zuschauern mit einer so hartnäckigen Heftigkeit wiederholt, daß nach einigen Minuten eines Höllenlärmes die Schauspieler, um dem Scandal ein Ziel zu setzen, den Vorhang wieder aufzuziehen befahlen, wonach Einer die drei gebräuchlichen Verbeugungen machte.

Sogleich trat ein tiefes Stillschweigen ein: die Menge wollte durchaus den Dichter den Kelch der Bitterkeit bis auf die Hefe trinken lassen; nichts gefällt dem Publikum so sehr, als seine Ideale von einem Tage zu zerbrechen; das Publikum liebt es, sich an seiner eigenen Bewunderung dadurch zu rächen, daß es diejenigen, welche es in die Wolken gehoben hat, mit Füßen tritt. Kein Geräusch bedeckte also die Worte des Schauspielers, als er mit zitternder Stimme sprach:

„Meine Herren, das Drama, dessen Aufführung wir vor Ihnen zu vollenden nicht die Ehre haben konnten, ist von Herrn Georges Hubert.“

Kaum war dieser ruhmwürdige, bis dahin von Sympathie und Ehrfurcht umgebene Name als Futter der Verachtung der Menge zugeschleudert, da brach ein Sturm von Pfeifen, Schreien und Zischen los, und der Vorhang fiel, um sich nicht mehr zu erheben.

Nun erst verließ Gilberte ihren Platz. Das Gesicht der jungen Frau verrieth, obgleich angegriffen, entfernt keine Niedergeschlagenheit, keine Schwäche, sondern es hatte vielmehr einen nachdenkenden, entschlossenen, fast heitern Ausdruck, und als sie in die mit Zuschauern gefüllten Corridors kam, war ihr Gang, wenn auch ein wenig fieberhaft, doch fest und entschieden. Sie erreichte rasch das Peristyl des Theaters und den Platz des Po-

lais Royal; hier nahm sie einen Fiacre und ließ sich nach der Barrière des Invalides führen, um vor Gilbert in ihre Einsamkeit zurückzukommen.

XXII.

Gilberte, während sie nach der Wohnung zurückkehrte, wo sie zwei Jahre lang ein ideales Glück genossen hatte, verlor ihre Zeit nicht mit elegischen Vergleichungen zwischen dieser Fahrt und der, welche sie einst, noch triumphirend wegen des Sieges ihres göttlichen Dichters, obgleich ihm unbekannt, gemacht hatte. Gilberte schaute muthig der Wirklichkeit ins Gesicht, so furchtbar sie war, und berechnete alle Folgen derselben mit Ruhe und Ueberlegung.

Der Abend war mild; die junge Frau stieg beim Anfange der Allee aus, um mit voller Lunge die frische Luft einzuathmen und ihre fieberhafte Aufregung dadurch zu beschwichtigen, daß sie den Weg, der zu ihrem Hause führte, vollends zu Fuß machte. Dieser Spaziergang von einer Viertelstunde, in der Stille und Heiterkeit der Nacht, erquickte die Seele von Gilberte und stählte wieder ihre Kräfte, deren sie so sehr bedurfte. Sie kam zu einer Biegung der Allee ein paar Schritte von ihrem Hause, als sie die Helle wahrnahm, welche von den Laternen eines bei der kleinen durchbrochenen Thüre haltenden Wagens herrührte; zwei Männer rauchten dabei ihre Pfeife und plauderten mit dem Kutscher. Ohne sich viel um diesen Umstand zu bekümmern und nur bedenkend, wie lästig ein Besuch sein müßte, den die Gegenwart dieses Wagens anzukündigen schien, sagte ... erte mit einem bitteren Lächeln zu sich selbst:

„Ah! es wird mir ohne Zweifel hier irgend ein ... reund zuvorgekommen sein, der eifersüchtig darau...

macht ist, zuerst seine Tröstungen dem ausgepfiffenen Dichter zu bieten."

Und sie zog die Klingel.

Frau Catherine, welche sich nach ihren verschiedenen Verwunderungen am Tage am Ende an die erstaunliche Entdeckung, „Herr Dumesnil, der bescheidene Beamte, den sie für einen Secretaire gehalten, sei ein berühmter Dichter," gewöhnt hatte, Frau Catherine lief herbei und öffnete die Thüre.

„Frau Catherine," fragte die junge Frau, „ist mein Mann zurückgekommen?"

„Nein, Madame."

„Ist Jemand im Hause? Ich habe so eben einen Wagen bei der Hecke gesehen."

„Madame, vor ungefähr einer Stunde sind zwei Herren von sehr respectablem Aussehen (der Eine ist decorirt und trägt einen dicken grauen Schnurrbart), hierher gekommen und haben nach dem Herrn gefragt; sie sagten, sie müssen ihn in einer sehr wichtigen Angelegenheit sprechen und werden seine Rückkehr abwarten; ich ließ sie in das Cabinet des Herrn eintreten, und dort sind sie in diesem Augenblick."

Ziemlich verdrießlich über diesen Besuch, den sie beim Anblick des Wagens geahnet hatte, durchschritt Gilberte den Garten, stieg die Stufen der kleinen Freitreppe hinauf, ging durch das Speisezimmer und trat in das Arbeitscabinet des Dichters ein, wo zwei Männer, sitzend und der jungen Frau den Rücken zuwendend, plauderten. Sie wich einen Schritt zurück, stieß einen Schrei des Erstaunens aus und rief:

„Mein Vater!"

Herr Rapin (er war es in Gesellschaft des General Boussard) kreuzte seine Arme auf seiner Brust, nahm so viel als möglich die majestätische Haltung eines beleidigten Vaters an und rief mit seiner tiefsten Grabesstimme:

„Endlich finde ich Dich wieder, entartete Tochter
„So seinen alten Vater verlassen!“ fügte der c
Duellant mit einem nicht minder tragischen Tone k
„seine weißen Haare entehren! Ah! mein Fräulein? .
mein Fräulein!“

Anfangs mehr verblüfft, als erschrocken beim A
blick ihres unglücklichen Vaters erwiederte Gi
berte nichts auf diese Vorwürfe, und als ihr erstes E
staunen vorüber war, blieb sie einige Augenblicke in G
danken versunken. Bei der Thüre stehend, den Bli
starr auf den Boden geheftet, löste sie langsam und be
nahe maschinenmäßig das Band ihres Hutes und schie
dabei so ganz gleichgültig gegen die Anwesenheit ihre
Vaters, als ob er gar nicht da gewesen wäre. Bestän
dig einer maschinenmäßigen Bewegung gehorchend, denn
während sie handelte, war ihr Geist anderswo, durch-
schritt dann die junge Frau das Cabinet, ging an Herr
Rapin vorbei und legte ihren Hut auf einen Schrank
bei welchem sie einen Augenblick, immer stillschweigend
und nachdenkend, stehen blieb.

Der ehemalige Proviantmeister hatte, wie die Schau-
spieler sagen, seinen Effect ganz verfehlt. Vergebens
hatte er die Arme auf seiner Brust gekreuzt und ausge-
rufen: „Endlich finde ich Dich wieder, entartete Tochter!“
Vergebens hatte der General Poussard, um die Situa-
tion zu verstärken, beigefügt: „So seinen alten Vat
verlassen!“ Die entartete Tochter schien weder diese nie-
derschmetternden Worte gehört, noch die majestätische Stel
lung von Herrn Rapin wahrgenommen zu haben, un
was noch ernster in den Augen von diesem, die ent
artete Tochter schien nachdenkend, aber durchaus nich
beunruhigt durch die unerwartete Anwesenheit ihres Va
ters zu sein. Der Raufer sagte auch zu seinem Freund:

„Deine vertenfelte Tochter sinnt auf einen hinterli-
stigen Streich; halten wir uns zur Parade bereit.“

„Es ist nichts zu befürchten,“ erwiederte ebenfalls ie Herr Rapin, „die zwei Polizeiagenten sind mit dem utscher in der Allee; sie werden auf den ersten Wink nbeieilen, und unser Mann ist noch nicht nach Hause kommen. Aber,“ fügte er bei, indem er auf seine ochter deutete, „sieh doch diese Unverschämte! Nicht in Wort des Bedauerns, der Reue, des . . .“

Herr Rapin wurde plötzlich von seiner Tochter unterbrochen, welche, nachdem sie lange überlegt hatte, sich hm näherte und mit sehr ruhigem Tone zu ihm sprach:

„Mein Herr, ich erwartete nicht, Sie wiederzusehen. Was wollen Sie von mir? Ich bitte, reden Sie . . . Ich höre.“

„Wie, entartete Tochter! Du hörst mich an? das ist eine schöne Gnade, die Du mir erweisest.“

„Ah! mein Fräulein,“ setzte der General Ponssard hinzu, „nachdem Sie die weißen Haare Ihres alten Vaters entehrt haben . . . wagen Sie es!“

„Ich weiß nicht, wer Sie sind, mein Herr,“ erwiederte Gilberte, die den General über die Achsel anschaute, „doch diesem Herrn antworte ich . . .“ und sie wandte sich gegen den ehemaligen Proviantmeister um, „ich antworte dem Herrn, daß ich noch einmal bereit bin, ihn anzuhören“

„Das ist eine Unverschämtheit ohne Gleichen!“ rief Herr Rapin. „Du Unglückliche! Du vergissest also die . . .“

„Weit entfernt, zu vergessen, erinnere ich mich vielmehr!“ sprach die junge Frau, Herrn Rapin mit Würde unterbrechend . . . „Ja, ich erinnere mich, daß Sie das Andenken meiner Mutter geschmäht und mir gedroht haben, mich aus Ihrem Hause zu jagen, wozu Sie, wie Sie sagten, berechtigt wären, weil ich nicht Ihre Tochter sei.“

„Unglückliche!“

„Mademoiselle, nehmen Sie sich in Acht, man täuscht mich nicht ungestraft. Ich habe mir allerdings die Trauungsregister der Arrondissements von Paris und der Bannmeile vorlegen lassen und keine Spur von Ihrer Verheirathung gefunden. . ."

„Ei! beim Teufel! man heirathet auch anderswo als in Paris," rief der General, „und es ist sehr schwer in den vierundvierzigtausend Mairien von Frankreich außer Zweifel zu setzen, ob . . ."

„Mein Herr," sprach Gilberte, den General unterbrechend, zum ehemaligen Proviantmeister, „Sie haben eine Frage an mich gerichtet, ich habe geantwortet; das ist genug: ich habe in meinem Leben nicht gelogen."

„Gut! ich glaube Ihnen. Sie leben wie in der Ehe mit Ihrem Verführer. Wissen Sie nun, Mademoiselle, wie das Gesetz diese reizenden Liebesverführungen qualificirt?"

„Das Gesetz hat, wie mir scheint, nichts hier zu thun."

„Wahrhaftig! es scheint Ihnen so? Nun wohl! Mademoiselle, das Gesetz und seine Agenten haben im Gegentheil sehr viel hier zu thun; denn die Verführung, deren Opfer Sie gewesen sind, wird als Entwendung einer Minderjährigen qualificirt, wenn das verführte Mädchen weniger als einundzwanzig Jahre alt ist . . . und Sie sind erst neunzehn."

„Und dann, mein Herr?"

„Und dann, Mademoiselle, verurtheilt das Gesetz den Verführer zu einigen Jahren Galeeren oder wenigstens zu ein paar Jahren Einsperrung in ein Gefängniß. . . Ah! ah! Sie erbleichen, Mademoiselle?"

„Es ist wahr, mein Herr . . . ich erbleiche ein wenig . . . ich fühle . . ."

„Seien Sie ruhig, ich werde Sie sogleich ganz erbleichen machen," sagte Herr Rapin mit einem grausamen Lächeln.

Und er suchte in seiner Tasche und zog eine kleine Ausgabe vom Civil-Codex heraus, in den er am Schnitte ein Merkzeichen gesteckt hatte; er öffnete sodann den Band bei dieser Stelle, hielt ihn Gilberte vor die Augen und fügte bei:

„Lesen Sie dies, Mademoiselle, und Sie werden sich überzeugen, daß das, was Sie vielleicht für eine leere Drohung gehalten haben, eine Wirklichkeit ist. Ich hege auch die süße Hoffnung, daß Sie bald . . . völlig erbleichen. Sie werden mir ohne Zweifel antworten, der berühmte Mann, der erhabene, der unsterbliche Mann (er ist bei Gott von der Academie. dieser schöne Herr!), mit dem Sie leben, habe keine Gewalt gegen Sie gebraucht, er habe Sie nicht ihren Pflichten abspänstig gemacht, Sie haben sich ihm schmählicher Weise an den Hals geworfen . . . wie ich dies wohl glaube. Das ist gut. Sie werden beifügen, von mir der Entführung meiner Tochter bezüchtigt, werde dieser Herr (den man vorläufig, als des Verbrechens der Entwendung einer Minderjährigen angeklagt, unter Schloß und Riegel gebracht hat), vielleicht freigesprochen werden . . . Ich gehe weiter: ich nehme an, daß er wirklich freigesprochen wird. Sehr gut. . . . Doch das Aufsehen, doch der Scandal, doch die Schande eines über Ihren theuren, angebeteten Dichter verhängten Criminalprocesses, rechnen Sie das für nichts? Nein . . . oh! . . . nein . . . denn . . . wie ich vorhergesagt, Sie erbleichen völlig und sehen nun aus wie eine Todte.“

Herr Rapin sprach die Wahrheit: Gilberte wurde todesbleich, indem sie an die erschrecklichen Folgen eines über den Mann, welchem sie mit der innigsten Liebe ergeben war, verhängten Criminalprocesses dachte! — ein doppelt beklagenswerther und ärgerlicher Proceß, in diesem Augenblicke besonders, wo die getäuschte öffentliche Meinung sich gegen den berühmten Schriftsteller entfesselt . . . Und dieser neue gräßliche Schlag sollte ihr

„Mademoiselle, nehmen Sie sich in Acht, man täuscht mich nicht ungestraft. Ich habe mir allerdings die Trauungsregister der Arrondissements von Paris und der Bannmeile vorlegen lassen und keine Spur von Ihrer Verheirathung gefunden. . ."

„Ei! beim Teufel! man heirathet auch anderswo als in Paris," rief der General, „und es ist sehr schwer in den vierundvierzigtausend Mairien von Frankreich außer Zweifel zu setzen, ob . . ."

„Mein Herr," sprach Gilberte, den General unterbrechend, zum ehemaligen Proviantmeister, „Sie haben eine Frage an mich gerichtet, ich habe geantwortet; das ist genug: ich habe in meinem Leben nicht gelogen."

„Gut! ich glaube Ihnen. Sie leben wie in der Ehe mit Ihrem Verführer. Wissen Sie nun, Mademoiselle, wie das Gesetz diese reizenden Liebesverführungen qualificirt?"

„Das Gesetz hat, wie mir scheint, nichts hier zu thun."

„Wahrhaftig! es scheint Ihnen so? Nun wohl! Mademoiselle, das Gesetz und seine Agenten haben im Gegentheil sehr viel hier zu thun; denn die Verführung, deren Opfer Sie gewesen sind, wird als Entwendung einer Minderjährigen qualificirt, wenn das verführte Mädchen weniger als einundzwanzig Jahre alt ist . . . und Sie sind erst neunzehn."

„Und dann, mein Herr?"

„Und dann, Mademoiselle, verurtheilt das Gesetz den Verführer zu einigen Jahren Galeeren oder wenigstens zu ein paar Jahren Einsperrung in ein Gefängniß. . . Ah! ah! Sie erbleichen, Mademoiselle?"

„Es ist wahr, mein Herr . . . ich erbleiche ein wenig . . . ich fühle . . ."

„Seien Sie ruhig, ich werde Sie sogleich ganz erbleichen machen," sagte Herr Rapin mit einem grausamen Lächeln.

Und er suchte in seiner Tasche und zog eine kleine Ausgabe vom Civil-Codex heraus, in den er am Schnitte ein Merkzeichen gesteckt hatte; er öffnete sodann den Band bei dieser Stelle, hielt ihn Gilberte vor die Augen und fügte bei:

„Lesen Sie dies, Mademoiselle, und Sie werden sich überzeugen, daß das, was Sie vielleicht für eine leere Drohung gehalten haben, eine Wirklichkeit ist. Ich hege auch die süße Hoffnung, daß Sie bald . . . völlig erbleichen. Sie werden mir ohne Zweifel antworten, der berühmte Mann, der erhabene, der unsterbliche Mann (er ist bei Gott von der Academie. dieser schöne Herr !), mit dem Sie leben, habe keine Gewalt gegen Sie gebraucht, er habe Sie nicht ihren Pflichten abspänstig gemacht, Sie haben sich ihm schmählicher Weise an den Hals geworfen . . . wie ich dies wohl glaube. Das ist gut. Sie werden beifügen, von mir der Entführung meiner Tochter bezüchtigt, werde dieser Herr (den man vorläufig, als des Verbrechens der Entwendung einer Minderjährigen angeklagt, unter Schloß und Riegel gebracht hat), vielleicht freigesprochen werden . . . Ich gehe weiter: ich nehme an, daß er wirklich freigesprochen wird. Sehr gut. . . . Doch das Aufsehen, doch der Scandal, doch die Schande eines über Ihren theuren, angebeteten Dichter verhängten Criminalprocesses, rechnen Sie das für nichts? Nein . . . oh! . . . nein . . . denn . . . wie ich vorhergesagt, Sie erbleichen völlig und sehen nun aus wie eine Todte."

Herr Rapin sprach die Wahrheit: Gilberte wurde todesbleich, indem sie an die erschrecklichen Folgen eines über den Mann, welchem sie mit der innigsten Liebe ergeben war, verhängten Criminalprocesses dachte! — ein doppelt beklagenswerther und ärgerlicher Proceß, in diesem Augenblicke besonders, wo die getäuschte öffentliche Meinung sich gegen den berühmten Schriftsteller entfesselte. . . . Und dieser neue gräßliche Schlag sollte ihm in

ihrem Namen und ihretwegen versetzt werden! . . . Die junge Frau, nachdem sie vor Schmerz und Schrecken erbleicht war, schloß sachte den Civil-Codex wieder, überlegte abermals lange, gab den Band Herrn Rapin zurück und sagte zu ihm mit einer Stimme, welche beinahe wieder ruhig geworden:

„Mein Herr, Sie kommen hierher und bedrohen mich mit diesem Proceß, um etwas von mir zu erlangen. Erklären Sie sich."

„Es ist wahrhaftig ein Vergnügen, mit Ihnen zu verhandeln, Mademoiselle, Sie gehen gerade und ohne Phrasen auf das Ziel los. Nun denn! hören Sie, wie sich die Sache verhält: vor Allem werden Sie dieses Haus verlassen und mir folgen."

„Ihnen folgen, mein Herr? Ihnen folgen . . ."

„Ah! schreien Sie nicht auf! Die Polizeiagenten sind in der Allee beim Wagen."

„Man braucht sie nur zu benachrichtigen, — das übernehme ich," fügte der General Poussard bei, „und sie sind in einer Minute hier, wenn es nöthig ist, Gewalt anzuwenden, um Sie aus diesem Hause wegzuführen."

„Keinen unnützen Widerstand also!" sagte Herr Rapin; „ich verhalte mich ganz nach der Ordnung; das Gesetz gewährt seinen Beistand dem Vater, welcher seine minderjährige Tochter dem Entführer entreißen will, der sie ihren Pflichten entfremdet hat. Gutwillig oder mit Gewalt werden Sie mir also folgen."

„Es sei, mein Herr," erwiederte Gilberte mit fester Stimme . . „Und was werden Sie dann mit mir machen?"

„Ich will es Ihnen sagen. Sie begreifen, daß es in dem Verhältniß, in welchem wir zu einander stehen, und nach Ihrer Entweichung fortan unmöglich für uns ist, wieder beisammen zu leben."

„Das ist auch meine Ansicht."

„Dieser rührende Einklang macht mich sehr glücklich

... Sie haben also zu wählen zwischen einem Kloster bis zu einer unbestimmten Zeit. . ."

„Bis zu meiner Volljährigkeit, denke ich?"

„Nein, beim Teufel! nein! Ihre schmählichen Streiche sind mehr als hinlängliche Motive, daß ich, einen Familienrath versammelnd, Ihre Interdiction erhalte, das heißt, die unbestimmte Verlängerung Ihrer Minderjährigkeit, sowie meiner Vormundschaft, — mit anderen Worten, den Fortbestand meiner unumschränkten Rechte über Sie. Oh! der Codex spricht sich förmlich aus . . . Wollen Sie ihn lesen? das ist, wie Sie sehen, eine sehr interessante Beschäftigung. Man lernt so viele Dinge aus dem Codex! Und dann überdies . . . früher liebten Sie die Lecture so sehr!"

„Mein Herr, ich werde also wählen müssen zwischen dem Kloster und . . . und . . . was?"

„Und dem Heirathen . . ."

„Heirathen?"

„Ja, Mademoiselle."

„Heirathen?" wiederholte Gilberte.

Dieses Wort schien sie nicht zu erschrecken, wohl aber plötzlich in Ihrem Geiste neue und tiefe Gedanken entstehen zu machen.

„Das ist drollig," sagte leise der General zu Herrn Rapin; „wir waren darauf gefaßt, Deine Tochter nur bei dem Gedanken, sich zu verheirathen, ein lautes Geschrei erheben zu hören, und nun sträubt sie sich gar nicht besonders."

„Und doch," sagte Gilberte nachdenkend und mit sich selbst sprechend, „heirathen . . ."

„Oh! ich sehe wohl, wo Sie der Sattel drückt," versetzte Herr Rapin mit einem grausamen Lächeln, „Sie denken an Ihren lieben Dichter; Sie . . ."

„Ganz richtig, mein Herr, ich dachte an ihn," sprach die junge Frau, während sie ihren edlen Kopf, an welchem die Inspiration der Hingebung und des

Opfers bis zum Märtyrthum strahlte, hoch aufrichtete; „ja, ganz richtig, ich dachte an meinen theuren, angebeteten Dichter, und ich glaube auch, daß wir uns verständigen können."

„Uns verständigen!" rief Herr Rapin erstaunt über diese Nachgiebigkeit, auf welche er so wenig rechnete; „uns verständigen . . . in Betreff . . . dieser Heirath?"

„Ja," sprach Gilberte immer nachdenkend, „ja, wir werden uns vollkommen verständigen können . . ."

„Also, mein Fräulein," rief der General Poussard, „Sie würden einwilligen, sich zu verheirathen?"

„Es könnte wohl sein," erwiederte Gilberte, ohne den General anzuschauen und immer in Gedanken versunken, — „ich sage nicht nein."

„Das heißt," versetzte Herr Rapin, der sich kaum von seinem Erstaunen erholen konnte, „das heißt, Sie würden eine von mir gewählte Person heirathen . . . ."

„Ei! was ist denn mir an der Person gelegen!" rief Louise die Achseln zuckend. Und sie neigte den Kopf auf ihren wogenden Busen und fügte mit sich selbst sprechend bei: „Ja, dies ist das einzige Mittel."

Plötzlich bebte sie, horchte gegen den Garten hin, lief nach dem Fenster, öffnete es, neigte sich hinaus, horchte wieder und hörte das noch entfernte Geräusch eines Wagens, der durch die Allee kam.

„Er ist es!" sagte Gilberte lebhaft, „zu dieser Stunde . . . kann nur er es sein! Und sie schloß das Fenster wieder, wandte sich an Herrn Rapin und sprach: „Mein Herr, bewilligen Sie mir eine Stunde . . . Dann verlasse ich dieses Haus, ich begleite Sie . . . und Sie werden über mein Schicksal verfügen: ich verspreche Ihnen . . . Sie wissen, daß man auf mein Wort vertrauen kann . . . ich verspreche Ihnen, zu heirathen, wen Sie wollen."

„Keine Bedingungen! Sie stellen mir eine Falle,"

rief Herr Rapin. „Sie werden mir auf der Stelle gutwillig oder mit Gewalt folgen.“

„Sie zählt auf Ihren Schreiber, der sie vertheidigen soll!“ rief der Raufer. „Ah! alle Teufel! er mag kommen!“

„Mein Herr, nehmen Sie sich in Acht!“ sagte Gilberte zum ehemaligen Proviantmeister. „Sie kennen die Entschlossenheit meines Charakters: schlagen Sie mir ab, was ich von Ihnen verlange, so werde ich nie zu der Heirath einwilligen, zu der Sie mich bestimmen wollen aus Gründen . . . aus Gründen . . . die ich vielleicht errathe.“

„Welche Gründe?“

„Mir scheint, ich habe einst von einigen Ihrer Freunde sagen hören, meine Mutter sei reich gewesen, ihr Vermögen müsse eines Tags mir gehören, und Sie haben sich in gewagte Speculationen eingelassen.“

„Mademoiselle!“

„Mein Herr, ich kenne das Gesetz nur wenig, wie Sie sehen konnten, doch mir scheint, es muß sich nicht minder streng gegen die ungetreuen Vormünder, als gegen die Verführer von Minderjährigen zeigen.“

„Wie! unwürdige Tochter! Du wagst es, mich im Verdachte zu haben. . . .“

„Diesen Verdacht, mein Herr, haben Sie erregt durch Ihre Drohungen, wenn ich mich gegen eine Heirath sträube, welche ohne Zweifel sehr Ihren Interessen entspricht. Ich wiederhole Ihnen nun, nehmen Sie sich in Acht! Wenn Sie mich mit Gewalt von hier wegführen wollen, wenn Sie Ihre Gegenwart in dieser Wohnung bemerkbar machen, während der letzten Unterredung, die ich mit dem Manne haben will, dem ich mein Leben geweiht, den ich nun für immer zu verlassen im Begriffe bin; wenn Sie endlich nicht einwilligen, mich in diesem Zimmer zu erwarten, wohin ich zurückkehren werde um Ihnen zu folgen und mich in Ihren Willen zu fügen,

so wird diese Heirath nicht stattfinden, das schwöre ich Ihnen bei Gott!"

„Mademoiselle!"

„Zweifeln Sie an meinem Worte? Nun wohl, wenn ich mit Herrn Georges Hubert in den obern Stock hinauf gegangen bin, bleiben Sie unten an der Treppe. Die oberen Zimmer haben keinen andern Ausgang; ich kann Ihnen also nicht entkommen."

In ihrem Mißtrauen gegen Gilberte zögerten Herr Rapin und sein Freund noch, ob sie sich in ihr Verlangen ergeben sollten. Da sie indessen die Hartnäckigkeit ihres Characters kannten, so beriethen sie sich leise, als man an der Gartenthüre klingeln hörte. Die junge Frau rief Herrn Rapin zu:

„Entscheiden Sie sich nun, mein Herr, willigen Sie zu dem ein, was ich fordere, so nehme ich diese Lampe mit. Lassen Sie die Thüre des Salon ein wenig offen, und aus der Finsterniß, in der Sie bleiben werden, ohne Ihre Gegenwart zu verrathen, können Sie mich mit Georges Hubert da hinaufsteigen sehen; Sie erwarten mich dann unten an der Treppe. Ich vermöchte Ihnen so nicht zu entkommen und verlange nur eine Stunde von Ihnen."

„Gut, Mademoiselle, doch glauben Sie nicht, mich hintergehen zu können," erwiederte der ehemalige Proviantmeister in dem Augenblick, wo Tritte in der Richtung der Freitreppe hörbar wurden.

Gilberte ergriff die Lampe, ließ Herrn Rapin und den Kaufer in der Finsterniß des Arbeitscabinets und ging dem Dichter entgegen.

„Großer Gott! dachte sie, „hat Frau Catherine von der Anwesenheit dieser zwei Fremden gesprochen, so ist Alles verloren."

Kaum kam die junge Frau, nachdem sie das Speisezimmer durchschritten hatte, auf die Freitreppe, als sie

sich dem Dichter gegenüber sah. Frau Catherine folgte ihm und sagte zu Gilbert:

„Herr . . . aber, Herr . . . hören Sie mich denn nicht? Ich habe vergessen, Ihnen zu melden, daß zwei . . ."

„Es ist gut, es ist gut, Frau Catherine," unterbrach Gilberte die Dienerin, „es ist sehr spät. . . Kehren Sie nach Hause zurück; wir bedürfen heute Abend Ihrer Dienste nicht mehr." Dann schloß sie die Thüre hinter Frau Catherine, wandte sich gegen Gilbert um, der verdrießlich, niedergebeugt, ohne ein Wort von dem zu hören, was ihm Catherine gesagt, den Garten durchschritten hatte, und sprach zu dem Dichter, dem sie, ihm leuchtend, auf der Treppe voranging: „Mein Freund, wenn Du willst, gehen wir in unser Zimmer hinauf. Du mußt so sehr Ruhe nöthig haben!"

„Laß uns hinaufgehen," erwiederte Gilbert niedergeschlagen.

In der Dunkelheit verborgen, sahen nun Herr Rapin und der General den Dichter und seine Gefährtin die Treppe hinaufsteigen, welche zum oberen Stocke führte.

XXIII.

Kaum war der Dichter in das Schlafzimmer im ersten Stocke eingetreten, als er sich in die Arme der jungen Frau warf und mit dem schmerzlichsten Tone ausrief:

„Der unglückliche junge Mensch, der heute bei mir gewesen ist, hat sich das Leben genommen! Das ist entsetzlich!"

„O edle, große Seele!" sprach Gilberte, indem sie Gilbert leidenschaftlich an ihr Herz drückte. „Du ver-

gissest Deine demüthigende Niederlage, um nur an den Tod des armen Knaben zu denken!"

„Ich habe ihn getödtet!" murmelte der Dichter, während die lange zurückgehaltenen Thränen im Ergusse seiner Zärtlichkeit und seines Vertrauens floßen. „Ich hätte ihm nicht sogleich die Wahrheit sagen müssen! ich mußte mit mehr Schonung bei meinem Tadel zu Werke gehen, nicht mit einem Worte seine unschuldigen Illusionen vernichten! meine rohe Offenherzigkeit hat ihn in Verzweiflung gebracht! Armes Geschöpf! ich sehe noch sein sanftes, bleiches Gesicht, seinen schwermüthigen Blick ... sein kummervolles Lächeln ... und ich! ich habe ihn getödtet! Oh! das ist gräßlich! gräßlich!"

„Mein Gott! Du klagst Dich an, vergissest aber die anbetungswürdige Milde und Güte Deiner Worte. Der liebendste, der erleuchtetste Vater würde zu diesem Unglücklichen nicht anders gesprochen haben, als Du!"

„Ei! was ist daran gelegen?" versetzte schluchzend der Dichter, „er hat sich getödtet!"

„Mein Freund, ich bitte, beruhige Dich; was konntest Du thun? Unselige Hoffnungen in ihm anregen? Du hast es ihm gesagt: das hieß ihn einer Existenz voll der Schmerzen, der Täuschungen und des Jammers preisgeben!"

„Ach! er würde wenigstens leben!"

„Und welches Leben würde er leben? und was beweist Dir, daß er bei seiner ersten Enttäuschung nicht auch eine Zuflucht im Tode gesucht hätte?"

„Ich wäre wenigstens unschuldig an diesem Morde! Oh! das wird für mich ein ewiger Gewissensbiß sein!" rief Gilbert. Und er verbarg sein Gesicht in seinen Händen und murmelte mit einer von den Thränen erstickten Stimme: „Laß mich weinen, das wird mich erleichtern. Ah! armes Kind! armes Opfer!"

So in seinen Schmerz versunken und halb auf einem Canapé liegend, auf dessen Kissen er seine Stirne

stützte, ließ der Dichter Gilberte in einiger Entfernung von sich stehen.

Einen Seufzer unterdrückend und einen heldenmüthigen Entschluß aus ihrer Ergebenheit schöpfend, die sie bis zum Opfer, bis zum Märtyrthum treiben sollte, betrachtete die junge Frau Gilbert mit einer unaussprechlichen Rührung und sagte zu sich selbst:

„Lebe wohl, mein angebeteter Dichter! lebe wohl . . . Seele meiner Seele! lebe wohl, mein Leben! Oh! gesegnet sei der Tag, an dem ich den Muth hatte, zu widerstehen der Hoffart, Deine Frau zu werden und auf immer Dein Geschick an das meinige zu fesseln! Wie groß wäre in diesem Augenblick meine Verzweiflung! Diese Freiheit, die Deine Stärke und Deinen Ruhm bildete, diese Freiheit könnte ich Dir heute nicht zurückgeben, und überdies wärest Du zu großmüthig, um sie anzunehmen! Oh! ich erkenne es, der Einfluß meiner Liebe ist unglückselig für Dein Genie gewesen! Man sagte es heute Abend um mich her, und man sprach die Wahrheit. Ja, Dein letztes Drama, dieses Werk, das wir in unserer Einsamkeit so oft voll Wonne gelesen und wieder gelesen, als das theure Kind unserer Liebe gehätschelt haben, dieses Werk hat mir selbst heute Abend beim erschrecklichen Glanze der Bühne bleich und einförmig geschienen . . . bleich wie meine Stirne . . . einförmig wie meine ewige Ergebenheit für Dich!! Ein Wort besonders hat man gesprochen, ein rohes, cynisches, aber tief richtiges Wort: Georges Hubert Haushammel geworden! Oh! ich wußte es wohl, als ich mich weigerte, Dich an mich durch die unauflöslichen Bande der Ehe zu ketten: Dein Genie, um seine Macht zu bewahren, muß frei sein von jeder Fessel, sonst . . . ist es der Adler im Käfich! Auf, mein Dichter, sei frei!! Ueberall, wo ich auch sein mag, aus der Tiefe der Dunkelheit wird mein entzücktes Auge von fern Deinem glorreichen Fluge folgen, der bald wieder einen neuen

Aufschwung nehmen wird! Oh! mir scheint, wenn ich im Grabe läge, mein Blick würde Dich noch suchen! Lebe wohl, auf immer lebe wohl . . . mein angebeteter Dichter! Unsere Trennung wird Dich keine Thräne kosten, nicht einmal ein Bedauern! ich will zwischen uns eine unübersteigbare Schranke setzen, und Du wirst mich hassen. . . . Ja . . . . Deinen Haß . . . ich brauche ihn . . . Dein Ruhm ist nur um diesen Preis möglich!"

Während dieses stummen Abschieds seiner Gefährtin, — ein Abschied so rasch als der Gedanke, — war Gilbert gelähmt, vernichtet geblieben durch den Schmerz, den ihm der Tod von August Clement verursachte. Die junge Frau näherte sich langsam dem Dichter und sagte zu ihm im Tone sanften Vorwurfs:

„Armer Freund . . . immer die unglückliche Erinnerung!"

„Immer!"

„Ich beschwöre Dich, verjage diese grausamen Gedanken . . . Der Arme ist todt. Das ist allerdings ein Unglück! Doch was kannst Du am Ende hiebei thun?"

Diese letzten Worte wurden absichtlich von der jungen Frau mit einer Nuance von Trockenheit betont, welche für jeden andern als den Dichter, der das außerordentliche Zartgefühl seiner Gefährtin kannte, unauffaßbar gewesen wäre; er erhob auch ungestüm sein noch in Thränen gebadetes Gesicht, schaute sie mit einem peinlichen Erstaunen an und sagte:

„Wie! Du . . . Du versuchst es, mich mit einem solchen Gemeinplatze zu trösten: „Dieser Unglückliche ist todt; was kann man hiebei thun?"

„Mir scheint, daß das, was ein Gemeinplatz, ein abscheulicher Gemeinplatz wäre, hattest Du eine Schuld an dem unseligen Ereignisse, ein Mittel vernünftigen Trostes wird, da Du Dich von einer väterlichen Güte gegen diesen jungen Menschen gezeigt hast."

„Mein Gott! was willst Du! ich bin mir bewußt, als ehrlicher Mann gehandelt zu haben!! und unwillkürlich werde ich von Gewissensbissen gemartert,“ erwiederte Gilbert, der bald den peinlichen Eindruck vergaß, den auf ihn die ersten Worte der jungen Frau gemacht hatten. „Oh! sieh,“ fügte er niedergeschlagen bei, indem er die Hände von Gilberte nahm und an seine Stirne legte, „sieh . . . mein Kopf brennt . . . setze Dich hierher . . . zu mir . . . mir scheint, ich werde weniger leiden . . . laß mich meinen Kopf auf Deine Schulter stützen.“

Gilberte setzte sich auf das Canapé neben den Dichter, der seine glühende Stirne auf die Schulter seiner Gefährtin legte.

Oh! mein Muth!“ murmelte sie mit sich selbst sprechend; „in einem solchen Moment soll ich mich von ihm gehaßt machen!!! Doch es muß sein! Ich kenne die Zartheit seines Herzens, den Adel seines Charakters . . . ich weiß, wo ich ihn treffen muß . . .“

Und mit ihrer süßen, liebkosenden Stimme fragte sie:

„Bist Du gut so?“

„Ah! ohne die entsetzliche Erinnerung an den Tod dieses Kindes würde ich mich nicht beklagen! Mein Gott! wozu nützt denn das Bewußtsein, wenn es einen nicht von einem unwillkürlichen Verbrechen freispricht!“

„Armer Freund! es könnte auch sein, daß ohne Dein Wissen die traurigen Resultate der Vorstellung heute Abend, und ich wage es kaum, hievon zu reden, denn ich befürchte, Deinen Kummer zu verdoppeln, — es könnte sein, sage ich, daß die traurigen Resultate der Vorstellung heute Abend Dich für Eindrücke noch empfindlicher gemacht hätten, und daß der Tod dieses jungen Mannes nicht die einzige Ursache des heftigen Verdrusses ist, der . . .“

Gilberte wäre vom Dichter unterbrochen worden, der, Anfangs über sie geneigt, sich langsam aufrichtete,

und sie, während sie so sprach, mit einem neuen und schmerzlichen Erstaunen anschaute, denn zum zweiten Male seit ein paar Augenblicken klangen, wenn man so sagen darf, die Gedanken der jungen Frau falsch in der zarten Seele des Schriftstellers. Doch befürchtend, er lege die Worte, von denen er sich verletzt fühlte, falsch aus, sagte er mit sanftem Tone:

„Verzeih', meine Freundin, ich verstehe Dich nicht. Welche Beziehungen findest Du denn zwischen dem Falle meines Stückes und dem traurigen Ereigniß, das mich in der Erinnerung bedrückt?“

„Ich wollte sagen, Deiner unbewußt, armer Freund, vermengest Du den Verdruß, den bei Dir die Niederlage Deines Dramas veranlasse, mit . . .“

„Mit dem Kummer, den mir der Tod dieses Kindes verursache?“

„Ja.“

„So daß der elende Groll meiner verletzten Eitelkeit die Larve eines andern Schmerzes annehmen würde. So daß ich, um ohne Furcht über mein ausgepfiffene Stück zu weinen, mich stellen würde, als hätte ich Mitleid mit dem Schicksale von August Clement!“ rief der Dichter. Und er fügte schmerzlich bei: „Ein solcher Verdacht von Dir! . . Nein, nein! das ist unmöglich! D hast Deine Worte nicht überlegt!“

„Mein Gott! kannst Du mich für fähig halten zu . . .“

„Ich klage Dein Herz nicht an; Du hast ohne Ueberlegung gesprochen; doch ich kann Dir nicht verbergen daß ein solcher Gedanke, von Dir kommend, mich gar in Verwirrung bringt.“

„Entschuldige mich, mein Freund; voraussetzend zwei heftige Bekümmernisse könnten sich in einer einzige vermengen, urtheilte ich nach mir . . .“

„Wie so?“

„Ich gestehe Dir, das Resultat des heutigen Abends

hat mir den gräßlichsten Verdruß verursacht, den ich je empfunden."

„Ich erwartete, in Dir mehr Muth zu finden."

„Mein Gott! wenn Du wüßtest, was ich gelitten habe! um mich her Deinen Namen, Deinen rühmwürdigen Namen profaniren hören, den man bis jetzt nur mit Ehrfurcht und Begeisterung aussprach! ach! das hat mich ins Herz getroffen!"

„Ins Herz?"

„Oh! ja," erwiederte die junge Frau, um so mehr auf diesem Worte bestehend, als sie errieth, welchen peinlichen Gedanken es im Geiste des Dichters erweckte. „Oh! ja, ins Herz."

„Ins Herz?" wiederholte Gilbert mit einem wachsenden, schmerzlichen Erstaunen, denn er fühlte sich abermals durch die Antwort seiner Gefährtin verletzt. „Und was hat das Herz mit dem Glück oder dem Unglück eines ephemeren Werkes gemein?"

„Dieses Werk, Du hast es mir oft gesagt, mein Freund, ist unter dem Einflusse unserer Liebe gedacht, geschrieben worden."

„Ja, ich rühme mich dessen . . . Das Werk war gut oder schlecht; war es gut, so ist das Publikum ungerecht gewesen; war es schlecht, so erschöpfen sich meine Fähigkeiten. Die Inspiration, unter der ich geschrieben hatte, war edel und erhaben; ich konnte nur ihre Höhe nicht erreichen; ich wundere mich auch, Dich sagen zu hören, dieser Fall, der entweder von der Ungerechtigkeit des Publikums oder von der Abnahme meines Geistes zeugt, habe Dich ins Herz getroffen! Ich glaubte, ich glaube noch, Freundin. Dein Herz über solchen Schlägen . . . sonst," fügte der Dichter mit einer gewissen Bitterkeit bei, „sollten der Erfolg oder Nichterfolg so mächtig auf Dein Herz wirken, . . . es würde wenigstens die Freuden oder die Bangigkeiten dieser Art nie mehr erfahren, denn ich werde kein Wort mehr schreiben."

„Was sagst Du?"

„Ist das Publikum ungerecht gewesen, so entspricht es meiner Würde nicht, abermals seinen Launen zu trotzen; sind meine Fähigkeiten erschöpft, so entspricht es ebenso wenig meiner Würde, mich ungerechter Verachtung auszusetzen."

„Wie! Du würdest auf den Ruhm verzichten?"

„Oh! ohne das ewige Beklagen, das in mir der Tod dieses unglücklichen August Clement hinterlassen wird, wäre mein Leben, mit Dir getheilt, Freundin, noch schön, schöner vielleicht, als in der Vergangenheit," fügte er mit einem traurigen Lächeln bei. „Diese Ruhe, diese Dunkelheit, die wir so gierig suchten, werden wir fortan für immer genießen! Oh! arme Freundin, ich werde bald vergessen sein; ich werde mich micht mehr lästigen Huldigungen zu entziehen haben! Was Du meinen Ruhm nennst, wird der flüchtige Glanz eines Meteors gewesen sein. . . In wenigen Tagen haben wir Paris verlassen."

„Paris verlassen?"

„Ich habe oft mit Dir von dem kleinen Gute im Jura gesprochen, wo meine Mutter geboren ist. Dahin werden wir uns zurückziehen . . . Das wird unser Thebais sein. Ah! ich wiederhole Dir, ohne die grausame Erinnerung, die mich martert, würde mir die Zukunft nie ruhiger und lachender geschienen haben!"

„Oh!" dachte Gilbert mit einer bewältigten Verzweiflung, „liebte ich ihn nicht um seinetweilen, um seines Ruhmes willen, der sein Leben ist, mit welcher Glückseligkeit würde ich zum ihm sagen: Laß uns gehen! . . . Auf, keine Schwäche, o mein Muth!"

Und nachdem sie einen Augenblick geschwiegen, sprach sie laut:

„Mein Freund, ich beschwöre Dich, gib nicht zu hastig und durch eine Art von Trotz einem Enschlusse nach, den Du später ohne Zweifel bereuen wirst . . ."

Gilbert machte eine Bewegung der Ungeduld,

dachte einen Augenblick nach und antwortete mit einem neuen Ausdrucke von Erstaunen und Kummer:

„Nie, seit zwei Jahren, habe ich Dir einen einzigen von meinen Gedanken verheimlicht. Ebenso wenig als Du, bin ich im Stande, mich zu verstellen, meine Eindrücke zu belügen. Ich gestehe Dir also, mein armes Kind, und dieses Geständniß kostet mich eine große Anstrengung: ich erkenne Dich wahrhaftig heute Abend nicht."

„Mein Gott! was habe ich denn gethan?"

„Mehrere Male schon verwundest Du mich im Herzen."

„Ich?"

„Vor einem Augenblicke erst."

„Was willst Du damit sagen?"

„Ich eröffne Dir mein reiflich erwogenes und entschiedenes Vorhaben, Paris zu verlassen, mit Dir die Ruhe, die Einsamkeit und die Vergessenheit zu suchen. Ich erwartete, Dich diesen Plan mit allem Eifer aufnehmen zu sehen; es ist nicht so: Deine Antwort läßt mich sogar denken, Du glaubest, ich handle unter dem Eindrucke des Trotzes . . . ein Trotz, Deiner Ansicht nach, ohne Zweifel verursacht durch den Fall meines Stückes . . . und ich werde morgen vielleicht, in einer schmählichen Veränderlichkeit des Geistes, meinen Entschluß bereuen."

„Mein Freund, obgleich das Geständniß mich auch viel Ueberwindung kostet, so kann ich Dir doch nicht verbergen, daß Ich Dich heute ebenfalls nicht mehr erkenne," erwiederte die junge Frau mit einem leichten Anscheine von Trockenheit und Kälte . . . „Du legst zu meinem Nachtheil alle meine Worte aus. Ich begreife den gerechten Groll, den in Dir die Ungerechtigkeit des Publikums verursacht; doch wahrhaftig, ich verdiene nicht, darunter zu leiden, ich, die ich mir alle Mühe gebe, Dich zu trösten."

„Abermals," rief der Dichter mit Schmerz. „Nu

beschuldigst Du mich, ich mache Dich zum Opfer meines Zornes, meines verletzten Stolzes! ... Ei! Du bedenkst nicht! dieser Vorwurf ist grausam!"

„Mein Gott! mein Gott! ich kann heute Abend kein Wort sagen, ohne bei Dir anzustoßen," rief Gilberte, als sie mit einer bitteren Freude den immer schärferen Eindruck sah, den jedes ihrer tief berechneten Worte auf den Dichter hervorbrachte. Dann fügte sie mit beinahe hartem Tone bei: „Ist es meine Schuld, daß man Dein Drama ausgepfiffen hat?"

Gilbert hörte und schaute die junge Frau mit Verwunderung an. Plötzlich durchzuckte ein entsetzlicher Gedanke seinen Geist, und er verbarg sein Gesicht in seinen Händen.

„Sie hat mich meines Rufes, meines Ruhmes wegen geliebt! Ruf und Ruhm erlöschen! sie liebt mich nicht mehr . . . ihre Liebe ist verschwunden in der Demüthigung, deren Gegenstand mein Name heute Abend gewesen ist . . . Dieser Name, auf den sie stolz war, ist ausgepfiffen und ausgezischt worden! nun . . . schämt sie sich dieses Namens . . . armes Kind! ich begreife ihre Abneigung, ich verzeihe sie . . . Alles verzeihen . . . heißt Alles begreifen! . . . Und dennoch, ich gestehe es, war ich nicht auf diesen letzten Schlag gefaßt! . . . er tödtet mich!"

Und er ließ ganz niedergeschlagen den Kopf sinken.

Gilberte errieth den geheimen Gedanken des Dichters; dieser Gedanke war für sie so schmählich und für ihn so gräßlich, daß einen Augenblick der Muth der jungen Frau wankte. Sie war nahe daran, dem Dichter um den Hals zu fallen, ihm das Märtyrerthum, das sie sich in ihrer heldenmüthigen Ergebenheit auferlegte, zu offenbaren und mit Glückseligkeit zu ihm zu sagen: „Oh! komm, komm in die Einsamkeit, die Du gewählt hast! meine Liebe wird Dich trösten für den Ruhm, den Du nun verachtest . . ." Doch plötzlich

sich der Drohungen ihres Vaters und seiner Anwesenheit im Hause erinnernd, wich die junge Frau vor dem ärgerlichen Aufsehen des Criminalprozesses zurück, welchen Herr Rapin gegen den schon durch seine Gewissensbisse über den Tod von August Clement so sehr gequälten Dichter anhängig machen wollte, und konnte. Diesen erhabenen Mann, den sie ebenso sehr verehrte, als anbetete, der Folter preisgegeben, sich auf die Bank der Angeklagten setzen zu müssen, und sollte er auch von der Bezüchtigung freigesprochen werden . . . das wäre in den Augen von Gilberte ein Verbrechen, eine Ruchlosigkeit gewesen . . .

„Nein, nein!“ dachte sie, „keine Schwäche! Je mehr er Haß und Verachtung gegen mich empfinden wird, desto eher wird er mich vergessen haben . . . Oh! was er auch sagen mag, von seinem Genie wird er Tröstung verlangen, und, von meinem unseligen Einflusse befreit, wird dieses Genie wieder seinen glänzenden Aufschwung nehmen! Muth . . . machen wir, daß er uns haßt.“

Gilbert, nachdem er lange schweigsam und niedergeschlagen geblieben, nachdem er die Abneigung der jungen Frau immer mehr als Ueberzeugung in sein Inneres hatte eindringen lassen, Gilbert, der keinen Zweifel über diese entsetzliche Täuschung bewahren wollte, sprach langsam, mit bebender, feierlicher Stimme:

„Hören Sie, mein Kind, dieser Augenblick muß entscheidend für unser Schicksal sein. Eine unbeschränkte, unbarmherzige Freimüthigkeit allein . . . kann uns über die Zukunft aufklären, welche sie auch sein mag. Von dieser unbarmherzigen Freimüthigkeit will ich Ihnen das Beispiel geben. Es ist mir so eben ein gräßlicher Gedanke gekommen. Diesen Gedanken, ich spreche ihn in seiner Rohheit aus: der demüthigende Fall meines Dramas hat Sie ins Herz getroffen. Sie haben es gesagt: ins Herz. Sie liebten in mir den Mo-

von glänzendem Rufe. Die Niederlage von heute Abend hat das Piedestal zerbrochen, auf das Sie mich erhoben hatten. Sie lieben mich weniger als gestern!..."

„Mein Gott ... ich ..."

„Ich beschwöre Sie, sehen Sie in meinen Worten nicht einen Schatten von einem Vorwurfe. Diese Abneigung, so leicht sie sein mag, ich begreife, ich entschuldige sie: sie liegt in der Natur der Dinge; diese Abneigung ist so unwillkürlich, meine arme Freundin, daß sie schon, ohne Ihr Wissen, in mehreren Ihrer Worte, die mich verletzt haben, hervorgedrungen. Gestern hätten Sie weder so gedacht, noch so gesprochen..."

„Ich glaube das wie Sie."

„Gut, gut, mein Kind! Ihre muthige Offenherzigkeit weicht nicht von Ihnen, und obgleich verändert ... kann die Zukunft, die uns bleibt, noch auf eine ehrenvolle Art von uns angenommen werden ... Gestehen Sie mir, daß unsere Zurückgezogenheit, gestern Ihrem Herzen noch so theuer, weil ich darin bei Ihnen das verbarg, was Sie meinen Ruhm nannten, Ihnen heute minder theuer wäre, da ich meine Niederlage darin zu verbergen habe?"

„Das ist wahr," erwiederte die junge Frau. Dann, da sie Gilbert schmerzlich beben sah, fügte sie bei:

„Sie verlangen von mir die Wahrheit ... ich sage sie Ihnen ... Ach! was wollen Sie! ich kenne mich nicht mehr ... und ich schäme mich meiner."

„Warum schämen, meine Freundin? ... Es ist mein Ruhm, was Sie in mir liebten; er ist verschwunden ... Ihre Liebe muß mit ihm verschwinden. Es wird mir wenigstens Ihre Achtung, Ihre Freundschaft bleiben. Diese Gefühle, glauben Sie mir, bewahre ich auch für Sie. Unser Leben wird, wenigstens dem Anscheine nach, durchaus nicht verändert sein ... Sie sind mein Weib, verstehen Sie wohl: mein Weib; ich brauche Ihnen nicht mehr zu sagen ... Gefällt es

Ihnen nicht, auf unserem Gute im Jura zu wohnen, so bleiben wir in Paris: Ihre Wünsche sollen die meinigen sein. Auf, mein Kind, Muth . . . wir werden zwei Jahre idealen Glückes genossen haben: danken wir Gott hiefür! Danken wir ihm auch dafür, daß gegenseitige Werthschätzung und Zuneigung in uns ein feurigeres Gefühl überleben werden . . . durch sie, ich wiederhole es, kann vielleicht die Zukunft auf eine ehrenvolle Art von uns angenommen werden!"

„Hören Sie mich nun ebenfalls an, mein Freund; . . . Sie haben gesagt, unsere Freimüthigkeit müsse unbarmherzig sein . . ."

„Ja."

„Sie erinnern sich meiner hartnäckigen Weigerung, als Sie auf immer Ihr Schicksal an das meinige fesseln wollten?"

„Diese Weigerung konnte ich leider nicht besiegen."

„Ich hatte eine unbestimmte Ahnung von dem, was heute geschieht."

„Ich bitte, erklären Sie sich."

„Mein Freund, ich habe mir nie Illusionen über mich selbst gemacht; es ist peinlich, zu gestehen, doch oft sagte ich mir entschlossen: „„Würde ich den Dichter, den ich anbete, weniger lieben, wenn sein Genie sich verdunkelte?"" Ich antwortete mir: „„Mir scheint, ich würde ihn weniger lieben . . . und sollte ich eine Erkaltung, so leicht sie auch sein möchte, meine bis dahin so leidenschaftliche Liebe schwächen fühlen, so würde ich mich aus Achtung vor ihm, aus Achtung vor mir, von ihm entfernen."" Darum, mein Freund, habe ich Ihre Hand ausgeschlagen . . . Was ich kaum vorherzusehen wagte . . . hat sich verwirklicht . . . Ich befrage mein Herz . . . und ich fühle es . . . ich liebe Sie weniger. . . . Diese unwillkürliche Empfindung hat sich, mir unbewußt, durch Worte verrathen, die Sie verletzten . . . Wir müssen uns also trennen . . ."

„Uns trennen!“

„Es wäre mir fortan unmöglich, bei Ihnen zu leben . . . Die Scham würde mich tödten; denn glauben Sie mir . . . ich fühle, wie elend und feig meine Abneigung ist!“

„Habe ich Sie recht verstanden? Sie glauben, ich werde je einwilligen, Sie zu verlassen?“

„Beruhigen Sie sich, mein Freund, ich werde nicht verlassen bleiben: mein Vater ist ins Paris . . .“

„Ihr Vater! . . .“

„Ich habe ihn gesehen . . . Er verzeiht mir meinen Fehler und will mich wieder zu sich nehmen.“

„Ihr Vater! . . . das ist unmöglich! . . . Sie wollen mich täuschen, unglückliches Kind! Sie befürchten, mir zur Last zu sein, und wollen mich verlassen . . . O Erbarmen! Sie verlassen . . . Sie . . . mein Weib! . . . Oh! ich habe es Ihnen bei meiner Mutter geschworen, unsere Verbindung ist so heilig, als ob sie das Gesetz geheiligt hätte! Nein, nein! Sie gehören mir! . . . Ich werde auf Ihre Liebe zu verzichten wissen, doch im Namen der Vergangenheit habe ich das Recht, über Ihnen, über ihrer Zukunft zu wachen! . . . Hoffen Sie nicht, mich zu täuschen . . . die Gegenwart Ihres Vaters in Paris ist eine Fabel, und . . .“

„Großer Gott! hier ist er!“ rief die junge Frau, von einer furchtbaren Angst erfaßt, als sie Herrn Rapin und den General Poussard eintreten sahen.

XXV.

Müde, vergebens auf die Gefährtin des Dichters zu warten, und eine Falle befürchtend, waren Hert Rapin und der General Poussard herbeigekommen, um Gilberte zu überfallen. Beim Anblick ihres Vaters hatte

sie hauptsächlich bange, er werde Gilbert mit dem Criminalprozesse bedrohen, denn dann verlor sie die Frucht ihres heldenmüthigen Opfers; sie wurde vom Dichter nicht mehr gehaßt oder verachtet, er errieth leicht, daß die vorgebliche Abneigung der jungen Frau nur Verstellung war, und daß sie nur einen Zweck hatte: den, die Folgen eines gehässigen Scandals einem Manne, den sie anbetete, zu ersparen und in ihm kein Bedauern über ihre Trennung dadurch zu hinterlassen, daß sie ihn glauben machte, eine für ihn grausam verletzende Ursache führe allein diesen Bruch herbei; einmal auf dem Wege, würde er vielleicht auch ergründen, selbst vor dem unvorhergesehenen Zusammentreffen mit ihrem Vater, und schon überzeugt von dem leidigen Einflusse, der auf das Genie des Dichters das häusliche Leben geübt, in welchem er sich seit zwei Jahren absorbirte, habe die junge Frau sich entschlossen, ihm seine für den Aufschwung seines Genies unerläßliche Freiheit zurückzugeben.

Diese Betrachtungen boten sich dem Geiste von Gilberte mit der Geschwindigkeit des Gedankens. Als der berühmte Schriftsteller, erstaunt über den plötzlichen Eintritt von zwei Unbekannten, zu einer solchen Stunde der Nacht, ihnen lebhaft entgegenging und ihnen zurief:

„Wer sind Sie? was wollen Sie?“ lief die junge Frau auch auf Herrn Rapin zu und sagte laut zu ihm:

„Mein Vater, ich bin bereit, Ihnen zu folgen; ich willige zu der Heirath ein, die Sie mir vorschlagen . . .“ Dann fügte sie leise bei: „Doch nicht ein Wort vom Criminalprozeß! sonst widersetze ich mich Allem, und Sie müssen mir wohl Rechenschaft vom Vermögen meiner Mutter geben . . .“

Sicher, daß sich seine Tochter in seinen Willen füge, erwiederte Herr Rapin, der nun kein Interesse mehr

hatte, den Criminalprozeß gegen den Dichter zu verfolgen, der jungen Frau ebenfalls leise:

„Ich werde nichts vom Prozeß sagen, aber folge mir auf der Stelle."

Gilbert hatte Anfangs den Worten seiner Gefährtin nicht geglaubt, da sie vor der Erscheinung von Herrn Rapin von ihrem Zusammentreffen mit ihm gesprochen; doch er war genöthigt, sich der Augenscheinlichkeit zu ergeben, als er die junge Frau ausrufen hörte: „Mein Vater, ich bin bereit, Ihnen zu folgen; ich willige in die Heirath ein, die Sie mir vorschlagen." Er fühlte sich bei diesen Worten von einer unbeschreiblichen Bangigkeit ergriffen; als er Gilberte sich an den Arm von Herrn Rapin hängen und zum Abgange anschicken sah, stürzte er auch nach der Thüre, und dahin laufend trat er unwillkürlich dem General Poussard, der sich auf dem Wege fand, auf den Fuß.

„Diese Dame wird nicht von hier weggehen, ohne Erklärungen gegeben zu haben, die ich von ihr zu verlangen berechtigt bin!" rief der Dichter, auf der Schwelle der Thüre stehend, die er schloß.

Einen Augenblick erstaunt über die unglaubliche Frechheit von Gilbert, der sich erlaubt hatte, ihm unwillkürlich auf den Fuß zu treten, hob der Raufer die Hand gegen ihn auf und rief:

„Wie, Civilist! Du wagst es, mir auf den Fuß zu treten! Ha!"

Er war im Begriff, Gilbert, auf den er zugelaufen, zu beohrfeigen, als dieser, der ebenso kräftig, als behende, den schon aufgehobenen Arm des Raufers packte, ihn heftig niederdrückte und den General selbst dann so kräftig zurückstieß, daß er ein paar Schritte taumelte. Voll Wuth erkennend, daß er, wenn er sich seiner natürlichen Waffen bediente, nicht gegen seinen jungen und kräftigen Gegner, dessen Faust die Stärke eines Schraubstockes hatte, kämpfen konnte, stellte sich der Raufer,

Anfangs stumm vor Grimm, wieder auf seinen Beinen fest und rief, indem er sich in der Raserei in die Hände biß:

„Tausend Donner! . . . mich zurückstoßen! mich, den General Poussard?“ Und seine Augen, welche sogleich mit Blut unterlaufen waren, schleuderten dem Dichter wüthende Blitze zu. „Mich,“ wiederholte er, „mich, den General Poussard!“

„Bei Gott!“ rief Gilbert, „das Zusammentreffen ist glücklich! Ah! Sie sind der berüchtigte Duellist mit dem blutigen Rufe! Ich kann Ihnen also wohl eine Lection geben, welche hoffentlich für Ihres Gleichen ein nützliches Beispiel sein wird.“

„Du wirst sie erhalten, die Lection!“ versetzte der General mit einer durch den Zorn erstickten Stimme, während er es indessen nicht wagte, sich Gilbert zu nähern. „Oh! ja, ich werde Dich tödten!“

Bei diesen Worten, die der Raufer mit dem Ausdrucke einer unheilvollen Ueberzeugung gesprochen, beim Anblicke dieses martialischen, von zwei großen, wie die eines Streitbulldoggs, blutigen Augen erleuchteten Gesichtes stieß Gilberte einen Schreckensschrei aus; doch sie ward zum Glück beruhigt, als sie Gilbert dem General antworten hörte:

„Sie werden Niemand tödten, elender, feiger Mörder! Lange genug haben Sie Ihre Ueberlegenheit in den Waffen mißbraucht, um ungestraft Ihre Opfer zu ermorden!!! Schauen Sie mir wohl ins Gesicht, Herr Poussard, und betrachten Sie auch diesen Stock von respectablem Ansehen, den ich Ihnen vorzustellen die Ehre habe.“

Während er dies sagte, nahm Gilbert den Stock, den er bei seinem Eintritt an einen Stuhl gestellt hatte, und schwang ihn vor den Augen des Generals.

„Tausend Donner! mich mit Stockschlägen bedrohen!“ brüllte der Raufer. Und, geblendet durch die Wuth, war

er im Begriff, auf den Dichter zuzustürzen, doch Herr Rapin hielt ihn zurück und sagte leise zu ihm:

„Mein Alter, Du hast zu diesem Spiele nicht die Kraft; beruhige Dich.“

Diese Worte wirkten niederschlagend auf den General; er erinnerte sich der mächtigen Faust von Gilbert, schaute zum Plafond empor und stampfte in seinem ohnmächtigen Grimme mit dem Fuße.

„Herr Menschenfresser,“ sagte der Dichter, „schauen Sie wohl diesen Stock an, er ist zugleich stark und geschmeidig . . . Haben Sie je die Unverschämtheit, mich zu beleidigen, so erhalten Sie auf der Stelle die gewaltigste, die furchtbarste Lection, die Ihr breiter Rückgrath aushalten kann.“

„Feige! . . . feige! . . . feige!“ brüllte der Raufer; „Du beschimpfst die Leute und nachher weigerst Du Dich, Dich mit ihnen zu schlagen.“

„Wenn ich das Unglück hätte, einen wackern Mann zu beleidigen, so böte ich ihm gewiß jede Genugthuung an, welche von mir zu fordern ihm belieben würde, und sollte es mich das Leben kosten,“ erwiederte Gilbert. „Sie aber kenne ich nicht, Sie dringen mitten in der Nacht bei mir ein in Begleitung eines Mannes, der mir, wie er sagt, meine Frau entführen will; in meiner Aufregung laufe ich nach der Thüre; ich trete Ihnen unwillkürlich auf den Fuß, Sie haben die Frechheit, die Hand gegen mich zu erheben, um mich zu beohrfeigen, ich stoße Sie zurück und Sie sind so unverschämt, zu behaupten, ich habe Sie beschimpft. Genug, mein Herr, genug! ich besitze hinreichende Körperkraft, um diejenigen, welche mich gröblich beleidigen, gehörig zu züchtigen; beleidigen Sie mich dann wieder unter dem Vorwande, daß ich mich nicht schlage, so züchtige ich Sie abermals, verstehen Sie mich, mein Herr Menschenfresser? Lassen Sie sich das also gesagt sein und zählen Sie auf mein Versprechen ebenso wohl als auf

meinen Stock, sollten Sie die Dreistigkeit haben, mich noch einmal zu schmähen. Ah! Sie würden nicht mehr Schrecken und Trauer in die Familien bringen, wenn man Sie behandelte, wie ich Sie behandle, und wie Sie behandelt zu werden verdienen."

Während der General mit einer dumpfen Wuth seinen Verdruß verbiß, wandte sich Gilbert an Herrn Rapin und sprach:

„Mein Herr, es bedurfte eines so beklagenswerthen Vorfalls, wie der war, dessen Zeuge Sie so eben gewesen sind, um mich unwillkürlich von den Erklärungen abzuziehen, die ich, ich wiederhole es, berechtigt bin, von Ihnen zu erwarten und von dieser, welche meine Frau ist, verstehen Sie wohl, mein Herr? meine Frau in der geheiligtsten Bedeutung dieses Wortes!"

„Wie, mein Herr," rief der ehemalige Proviantmeister, der abermals die Stellung des beleidigten Vaters annahm, „Sie haben meine Tochter verführt, meine grauen Haare entehrt, und Sie wagen es..."

„Mein Herr, ohne in irgend ein Detail über die Vergangenheit einzugehen, ohne Ihnen eine Erzählung zu geben, die Sie sicherlich in den Stand setzen würde, mein Benehmen anders zu beurtheilen, als Sie es beurtheilen, erwiedere ich Ihnen nur ein Wort, es wird Ihnen beweisen, wie meine Zuneigung für Ihre Tochter beschaffen ist: ich habe ihr meine Hand angeboten, sie hat sie ausgeschlagen ... ich biete sie ihr abermals an ... Diese Heirath wird, glauben Sie mir, keine Genugthuung, sondern die Heiligung einer Liebe sein, der ich mein Leben geweiht ..."

„Mein Herr ..."

„Ohne Hochmuth kann ich sagen: ich bin ein ehrlicher Mann; ich spreche nicht von meinem Rufe, er hat heute Abend eine schwere Niederlage erlitten; wie dem sein mag, die Ehrenhaftigkeit meines Namens wird immer unangetastet bleiben; mein, völlig unabhängiges

Vermögen ist mehr als genügend für meine Frau und für mich, und in Betreff dessen, was ich behaupte, wird mein Notar die Beweise geben."

„Mein Herr, diese Anerbietungen . . ."

„Ein letztes Wort," setzte Gilbert hinzu, der sich erinnerte, in der Erzählung des Lebens seiner Gefährtin gelesen zu haben, ihr Vater habe sich gegen sie immer von einem schmutzigen Geize gezeigt, „weder ich noch meine Frau, und ich glaube für sie reden zu können, machen auf den geringsten Theil von Ihrem Vermögen Anspruch, werden je Anspruch darauf machen. Und nun, mein Herr, können Sie, wie ich glaube, nicht mehr daran zweifeln, daß ich ein Ehrenmann bin."

Die junge Frau kannte die Habgier ihres Vaters; sie befürchtete, ihn den großmüthigen Vorschlag des Dichters, der sich erbot, auf jede Art von Mitgift zu verzichten, annehmen zu sehen. Ehe Herr Rapin, der mit sich selbst zu Rathe zu gehen schien, zu antworten Zeit gehabt hatte, sagte Gilberte auch mit fester Stimme:

„Mein Vater, so sehr ich mich dankbar, gerührt fühle von dem Antrag, der mir vor Ihnen gemacht wird, so bin ich doch genöthigt, ihn auszuschlagen; ich ziehe es vor, mich nach Ihrem Plane mit der Person zu verbinden, von der Sie mit mir gesprochen haben."

„Ah! das ist zu viel!" rief Gilbert mit schmerzlicher Niedergeschlagenheit, denn trotz Alles dessen, was er seiner Gefährtin vorwerfen zu dürfen glaubte, liebte er sie immer noch leidenschaftlich. „Das ist Verachtung, das ist Grausamkeit!"

„Endlich!" dachte Gilberte, „er haßt mich!"

„Meine Tochter, überlege wohl," sprach Herr Rapin sehr angelockt durch den Gedanken, der Dichter verzichte zum Voraus auf die mütterliche Erbschaft, welche seine zukünftige Frau zu fordern habe, „überlege wohl, ehe Du Dich entscheidest. Der Mann, von dem ich Dir ge-

sagt habe, kann Dir allerdings einen Titel, eine schöne gesellschaftliche Stellung geben ...“

„Einen Titel!“ dachte der Dichter mit tiefem Schmerz, „eine gesellschaftliche Stellung! ... Sollte sie mich einer elenden Eitelkeit opfern ... sie ... sie! ... Nein, das ist nicht möglich! Diese so plötzlich emporgetauchten Heirathspläne sind eine Fabel!“

„Aber, meine Tochter, ich muß Dir erklären,“ fuhr Herr Rapin fort, „der Bräutigam, den ich Dir bestimmte, wird für Dich immer nur ein Vater sein, einmal wegen seines Alters, sodann weil, wenn er einwilligt, Dich trotz Deiner schlimmen Aufführung zu heirathen, — ein edelmüthiges Opfer, das er wohl seiner alten Freundschaft für mich bringen will, — es die erste Bedingung ist, daß Ihr, Du und er, völlig und auf immer von einander getrennt lebet, als ob Ihr gar nicht verheirathet wäret, obgleich Ihr in demselben Hause wohnen würdet. Nur um diesen Preis willigt er ein, einen Schleier auf die Vergangenheit zu werfen und dadurch, daß er Dir seinen Namen gibt, Deine Ehre wiederherzustellen, wobei er von Dir gegen dieses edelmüthige Benehmen eine kindliche Zuneigung und eine fortan exemplarische Aufführung erwartet. Dies ist die Heirath, von der ich gesprochen habe, meine Tochter; überlege noch einmal, ehe Du Dich entschließest.“

Nach diesen Worten von Herrn Rapin trat eine allgemeine Stille ein. Gilberte schien tief nachdenkend; der Dichter, welcher glaubte, sie schwanke in ihrem Entschlusse, und daher noch einen Schimmer von Hoffnung bewahrte, erwartete sein Urtheil in einer stummen Niedergeschlagenheit.

Der General Poussard, denn er war es, den Herr Rapin Anfangs seiner Tochter hatte vorschlagen wollen, der General Poussard, als er den schmerzlichen Ausdruck in den Zügen des Dichters wahrnahm, empfand eine grausame Freude; er konnte nicht daran zweifeln, ob-

gleich ihn diese Ueberzeugung wüthend machte: beleidigte er noch einmal seinen kräftigen Gegner, so setzte er sich der Gefahr einer derben Züchtigung aus. Es gewährte ihm auch einen Trost der Gedanke, wenn die junge Frau bei ihrem Entschlusse beharre, bringe sie dem Dichter einen gräßlichen Schlag bei. Ueberdies sehr erzürnt gegen Herrn Rapin, dessen habgierige Hintergedanken in Betreff der unvermuthet vom Dichter vorgeschlagenen Heirath ohne Mitgift er errieth, wartete also der Raufer mit Bangigkeit auf die Antwort von Gilberte, welche immer nachdenkend dastand. Sie war Anfangs beinahe glücklich gewesen, als sie Herrn Rapin ihr eine Heirath vorschlagen hörte, welche keine Heirath wäre, da ihr Gatte für sie nur ein Vater sein sollte. So von ihm getrennt lebend, obgleich unter einem Dache wohnend, könnte sie in ihrer Einsamkeit, da sie ganz sich allein gehören würde, beständig insgeheim den Mann anbeten, der ihr eine heldenmüthige Aufopferung eingab. ... Einen Augenblick fühlte sie aber ihren Muth sie verlassen ... Durch die Habgier von Herrn Rapin konnte sie den Dichter heirathen und ihm ihre Tage wie in der Vergangenheit widmen. Zuerst war diese Versuchung mächtig, unwiderstehlich, doch überzeugt, sowohl durch den Instinct des Wahren, als durch die traurige Erfahrung dieses Abends, daß das zurückgezogene, einförmige, beständig sitzende Leben am häuslichen Herde, das schon des Dichters Genie so nachtheilig gewesen, dieses völlig auslöschen würde, überwand die junge Frau ihre Schwankungen und gelobte sich, das Opfer ganz und gar zu vollbringen. Die grausamen, verhaßten Erinnerungen, welche sie Gilbert hinterließe, würden bald von ihm vergessen sein; er würde in seinen Arbeiten, in neuen Triumphen Zerstreuung suchen und finden. Vergebens sage er, die Niederlage dieses Abends zerbreche seine Feder. In der süßen Vertraulichkeit mit der jungen Frau fortlebend, wäre er diesem Entschlusse vielleicht treu

geblieben; aber auf immer von ihr durch die unüberspringbare Kluft der Ehe getrennt, die sie eingehen sollte, aber grausam gedemüthigt, erzürnt durch ein für ihn so verletzendes Verlassen, würde ihm der Müssiggang bald unerträglich scheinen, und fortan von jeder Fessel befreit, würde sein Genie neue Meisterwerke erzeugen.

„Diese Meisterwerke," dachte die junge Frau, „werden die Belohnung, die Verherrlichung des Opfers sein, das ich mir auferlege. Sie werden mein Trost, meine Freude in meiner Einsamkeit sein, und wenn ich mit Liebe, mit Stolz die von meinem Dichter geschriebenen Verse lese, werde ich mir sagen: „„Ohne meine aufopfernde Hingebung wäre die Welt vielleicht dieser erhabenen Werke beraubt!““ Begeistert durch diesen letzten Gedanken gab Gilberte die Antwort, auf welche mit gleicher Bangigkeit der Dichter, der General Poussard und Herr Rapin warteten:

„Mein Vater, ich habe noch einmal Ihren Vorschlag reiflich erwogen; ich begreife den Umfang der Pflichten, die mir der Edelmuth des Mannes auferlegt, der, indem er mir seinen Namen gäbe, einwilligen würde, meine Ehre in den Augen der Welt wiederherzustellen. Hält er sein Versprechen, ist er für mich ein Vater, so werde ich, glauben Sie mir auf mein Wort, eine ehrerbietige und dankbare Tochter für ihn sein."

Bei meinem Soldatenwort! die Baronin Poussard wird sich nur zu mir Glück zu wünschen haben!" rief der Raufer, unwillkürlich bewegt durch die Würde der Sprache von Gilberte und triumphirend wegen des Schlages, den er dem Dichter versetzte. Er näherte sich dann Gilberte und fügte, indem er ihr den Arm bot, bei:

„Kommen Sie, Baronin! kommen Sie, meine Tochter!"

„Wie! Sie sind es!" rief unwillkürlich Gilbert welche zurückwich und sich eines Ausrufs der Bestürzun

und des Widerwillens nicht erwehren konnte: „Sie sind es!“

Bei diesem Ausruf durchzuckte ein Zweifel den Geist von Gilbert; er eilte auf die junge Frau zu und sagte mit dem Tone unaussprechlicher Freude zu ihr:

„Ah! Du täuschtest mich!“

„Ich!“ versetzte Gilberte fühlend (doch zu spät), daß sie sich verrathen hatte; „ich täuschte Sie? Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen?“

„Doch! oh doch! Du weißt es, meine Geliebte! Deine Verlegenheit beweist es mir. Diese unerklärliche, unmögliche Veränderung, welche heute Abend in Deinen Worten, in Deinem Herzen, in Deinem Geiste vorgegangen ist, dieser Schrei, den Dir die Bestürzung und der Schrecken entrissen haben, ja, Alles beweist mir, daß Dein Benehmen ein Geheimniß verbirgt; Alles sagt mir, daß Du noch würdig bist, immer würdig gewesen bist meiner Liebe, denn ich liebe Dich, oh! ich liebe Dich zärtlicher als je.“

„Oh! mein Muth!“ dachte Gilberte, als sie die bebende Stimme des Dichters hörte und seine schönen Züge einen Augenblick durch eine letzte strahlende Hoffnung erleuchtet sah; doch ihr Gesicht abwendend, aus Furcht, sie könnte einer Rührung nachgeben, welche sie gewaltig ergriff, machte sie eine übermenschliche Anstrengung, um sich zu beherrschen. Ohne Gilbert zu antworten, sagte sie dann, indem sie sich den Anschein gab, als wäre sie noch der Bestürzung preisgegeben, welche beinahe das Geheimniß ihrer Aufopferung verrathen hätte: „Wie! . . . mein Vater . . . diesen Herrn schlagen Sie mir zum Gatten vor?“

„Ja, meine Tochter.“

„Diesen Herrn, der so eben nur von Duellen, von Morden sprach?“

„Ah! beruhigen Sie sich, mein liebes Fräulein,“ versetzte der Raufer: „für Sie werde ich sanfter sein,

als ein Lamm, und mein Schwert wird Sie beschützen, wie es meine Tochter beschützen würde."

„Mein Vater," sagte Gilberte, „meine Heirath mit diesem Herrn ist unmöglich."

„Ah! ich wußte wohl, daß Du mich täuschtest," rief Gilbert mit wachsender Trunkenheit, „ich wußte wohl, Du seist meiner würdig."

„Ich glaube, ich habe mich Ihrer Achtung nie unwürdig gemacht, mein Freund," erwiederte die junge Frau mit ruhigem Tone; „doch es dünkt mir unerläßlich für Sie, für mich, für meinen Vater und diesen Herrn, der mir in einem edelmüthigen Gefühle, das ich nicht zu mißkennen vermöchte, seine Hand anbietet, es dünkt mir unerläßlich, mein scheinbar sehr seltsames, sehr geheimnißvolles und dennoch sehr natürliches Benehmen zu erklären." Sich dann an Gilbert wendend, der seine wiedererwachende Hoffnung abermals sinken fühlte, fuhr Gilberte fort: „Mein Herr, ich habe in Ihnen leidenschaftlich den Mann von Genie geliebt; trotz Ihrer, für uns Beide ehrenvollen, dringenden Zureden mußte ich Ihre Hand ausschlagen; vernehmen Sie den Grund: ich ahnete, und ich habe Ihnen dies vorhin gestanden, wenn dieser große Ruhm, der mich berauscht hatte, erbleiche, werde meine Zuneigung für Sie auch erbleichen; um keinen Preis hätte ich Sie also ewig an mich binden mögen, da ich wußte, es könne ein Tag kommen, wo ich Sie weniger lieben werde. Leider ist dieser Tag gekommen."

„Madame," rief Gilbert, der schmerzlich von der Höhe seiner letzten Illusion herabfiel, „Sie mußten mich mit einem solchen Geständniß vor Fremden verschonen!"

„Ihre Niederlage heute Abend hat mich ins Herz getroffen, wie ich Ihnen gesagt habe. Verzeihen Sie meine Feigheit, doch unwillkürlich fühlte ich mich schmerzlich gedemüthigt, als ich Ihren bis jetzt ruhmwürdigen Namen, auf den ich stolz war, beschimpfen hörte."

„Madame, ich wiederhole, vor Fremden verletzen mich solche Geständnisse."

„Was haben sie Verletzendes? Ist damit gesagt, meine Zärtlichkeit für Sie habe plötzlich der Gleichgültigkeit Platz gemacht? Nein, Sie glauben das nicht, doch, ich schäme mich, es auszusprechen, ich fühlte, daß ich, während ich für den Adel Ihres Characters die tiefe Achtung bewahrte, die ich immer für ihn hegen werde, Sie weniger liebte! Ach! gegen diese elende Schwäche habe ich vergebens gekämpft. Von da an war mein Entschluß gefaßt; ich gedachte Ihnen Ihre Freiheit zurückzugeben; der Zufall wollte, daß ich, heute Abend hierher zurückkehrend, meinen Vater fand; er bot mir seine Verzeihung an, wenn ich zu einer Heirath einwilligte, deren Bedingungen Sie gehört haben; sie allein konnten mich zu dieser Verbindung bestimmen, welche ohne dieses die Schande für mich und für den Mann, der mir seine Hand anbietet, gewesen wäre; doch bei redlicher Erfüllung meiner Pflichten, fand ich in diesem neuen Leben das Vergessen der Vergangenheit, die Ruhe für die Gegenwart, die Sicherheit für die Zukunft, für mich unverhoffte Vortheile in der peinlichen Lage, in die ich mich einzig und allein durch meine Schuld versetzt hatte . . . So eben haben Sie mir auf's Neue Ihre Hand angetragen; ich habe sie vor zwei Jahren ausgeschlagen, einzig und allein aus Furcht vor einer Erkaltung, die ich kaum vorhersehen durfte. Sie hat sich verwirklicht. Ist es möglich, daß ich Sie nun heirathe? Nein, nein, ich hatte mich auch nach den Wünschen meines Vaters in das Band gefügt, das nur ein Austausch von väterlicher Fürsorge und kindlicher Ehrfurcht sein sollte. Mein Benehmen, Sie werden es nun erkennen, wie ich hoffe, verbirgt kein Geheimniß, es ist sehr natürlich."

„Oh!" murmelte Gilbert in Verzweiflung, „oh!

welche Trockenheit des Herzens, welcher Egoismus, mein Gott! welche Täuschung!"

„Leider," sprach die junge Frau, „leider ist die Verbindung, zu der ich mich aus Nachgiebigkeit gegen meinen Vater und aus Vernunft entschlossen hatte, nicht möglich."

„Und warum?" fragte der General mit einer schmerzlichen Enttäuschung, „warum ist diese Heirath unmöglich, mein Fräulein?"

„Sie fragen mich das, mein Herr? Kann ich Sie heirathen, Sie, der Sie im Aufbrausen Ihres heftigen Characters den Mann schwer beleidigt haben, dem ich eine Achtung geweiht, welche nur mit meinem Leben endigen wird?"

„Madame," sprach Gilbert mit bitterem Grame, „ich bitte, verschonen Sie mich mit Ihrer Theilnahme."

„Sie sind grausam, mein Freund, doch ich vermöchte die Schmähung nicht zu vergessen, deren Gegenstand Sie gewesen sind, und wenn der Herr General wenigstens anerkennen wollte, er habe, nachdem er unwillkürlich von Ihnen getreten worden, Unrecht gehabt, hierin eine Beleidigung von Ihrer Seite zu sehen, wenn er sein Aufbrausen bedauern wollte, so könnte ich vielleicht einwilligen, zu . . ."

„Nun wohl!" rief der General, bei dem das Verlangen, über seinen Nebenbuhler zu siegen und eine Frau mit reicher Mitgift zu heirathen, die Oberhand über seine unbändige Streitsucht gewann, „will der Herr wiederholen, er habe mir unwillkürlich auf den Fuß getreten, so werde ich bedauern, die Hand gegen ihn aufgehoben zu haben."

„Mein Freund," sagte Gilberte, „mir scheint, Si können nicht mehr vom Herrn General fordern; id was mich betrifft, weiß ihm Dank, daß er sich so ve söhnlich zeigt."

„Oh! Madame," rief Gilbert in Verzweiflung.

ist nicht mehr Mitleid, was Sie mir einflößen, es ist Widerwillen! Lassen Sie mich ... Ihr Anblick thut mir wehe!"

„Endlich," sagte Gilberte zu sich selbst ... „er haßt mich ... er verachtet mich ... er wird meinen Verlust nicht beklagen!"

Und sie sprach zu Herrn Rapin:

„Mein Vater, lassen Sie uns gehen! diese Scene ist für mich zu peinlich." Dann sich an den Raufer wendend: „Herr General, Sie haben sich in meinen Wunsch gefügt ... empfangen Sie mein Wort ... unter den Bedingungen, die Sie selbst gestellt, willige ich in diese Verbindung ein." Endlich machte sie einen Schritt gegen den Dichter und sagte traurig zu ihm: „Ah! mein Freund, Sie zeigen sich von einer ungerechten Strenge gegen mich!"

„Lassen Sie mich, Madame!" rief der Dichter. „Ha! verflucht sei der Tag, an welchem ich Sie kennen lernte! Möchte die Erinnerung an Sie auf ewig aus meinem Leben verschwinden."

„Kommen Sie, mein Vater, kommen Sie," sagte die junge Frau zu Herr Rapin, den sie am Arm fortzog, „ich vermöchte nicht einen Augenblick länger in diesem Hause zu verweilen."

Gilberte ging hastig mit ihrem Vater hinaus. Der Raufer folgte ihnen, doch sich, eines Andern besinnend und seinem prahlerischen Charakter, so wie dem Wunsche, sich an der Demüthigung des Dichters zu weiden, nachgebend, wandte er sich wieder um und sagte zu Gilbert, den er vom Schmerz gelähmt sah:

„Und Sie, glauben Sie mir, lassen Sie es sich nie einfallen, der Baronin Poussard zwischen die Augen schauen zu wollen."

Gilbert litt in diesem Augenblick so grausam sowohl dadurch, daß ihn seine Frau verließ, als durch die Gewissensbisse, die ihm der Tod von August Cle-

ment verursachte, daß er im Uebermaße seines Schmerzes ein Verlangen, mit seinem Leben ein Ende zu machen, in sich fühlte. Er schaute auch den Raufer mit einer wilden Freude an und rief:

„Sie sind ein alter frecher Schuft, ein feiger Mörder, Herr Bräutigam meiner Frau, und trotz der Verachtung, die Sie mir einflößen, will ich mich mit Ihnen schlagen."

„Wahrhaftig!" rief der Raufer, keuchend in einer blutigen Hoffnung. „Oh! wenn Du Dich schlagen wolltest, ich würde Dir Deine Beleidigungen vergeben!"

„Die Allee, welche nach diesem Hause führt, ist öde; der Tag wird bald anbrechen; holen Sie Degen; Ihre Zeugen werden auch die meinigen sein," erwiederte Gilbert mit dumpfem Tone. „Sie werden mich tödten oder ich tödte Sie! denn ich hasse Sie auf den Tod!"

„Endlich!" sagte der Raufer, „er schlägt sich!"

„Poussard!" rief die Stimme von Herrn Rapin, der, während diese paar Worte zwischen dem Dichter und dem Raufer gewechselt wurden, schon die Treppe hinabgegangen war, „kommst Du denn nicht?"

„Hier bin ich, mein Alter, hier bin ich!" erwiederte der General. „Um meiner Braut zu gefallen, wiederholte ich dem Herrn meine Entschuldigungen, damit wir in gutem Einvernehmen von einander scheiden." Und sich gegen den Dichter umwendend: „In einer Stunde komme ich zurück. Oh! ich werde Dir zur Ader lassen, elender Reimschmied!"

XXV.

Während des letzten Theils des an Vorfällen und Erscheinungen so reichen Abends hatte der General Poussard völlig die geheimnißvolle und erschreckliche Prophe-

zeiung des mit dem Tode ringenden Marquis von Montlaur vergessen, die Prophezeiung, welche also lautete:

„Du wirst eine grausame Kolik bekommen, so oft Du den Degen in die Hand nimmst, um Dich zu schlagen."

Nach der Herausforderung des Dichters trat aber dieser Gedanke plötzlich wieder vor den Geist des Raufers, doch nach einem Augenblick der Bangigkeit machte er folgendes Raisonnement:

„Die Prophezeiung ist, wie es mir Rapin gesagt hat (und ich bin immer mehr geneigt, dies zu glauben), entweder eine Täuschung meines Gehirns oder sie ist, so unerklärlich das sein mag, reell und wird sich verwirklichen. Geschieht dies, bekomme ich unglücklicher Weise die Kolik, wenn ich in zwei Stunden den Degen gegen diesen Reimschmied ergreife, so bin ich ein verlorener, ein entehrter Mann; in diesem Falle schneide ich meinen Schnurrbart ab. nehme einen andern Namen an, gebe mich für einen Notar aus, der sich aus den Geschäften zurückgezogen baue meinen Kohl mit der Baronin in irgend einem Provinzneste, wo der Wein gut ist und sich Ueberfluß an Geflügel und Wildbret findet, und führe ein ganz gemächliches Leben, ohne von meiner Frau etwas Anderes zu verlangen, als daß sie meine Küche beaufsichti[illegible] Kneipt mich die schmähliche Erinnerung an meine Kolik zu stark, so trinke ich, um mich zu betäuben, ein paar Flaschen alten Wein mehr bei meinem Mittagsmahle. Bin ich dagegen durch eine Sinnentäuschung bethört worden, und das glaube ich, denn, Donner und Teufel! ein Mensch, der sechs Zoll Eisen im Leibe hat, bei dem die Augen verkehrt, die Nasenspitze weiß und die Lippen blauroth sind, spricht nicht; ... kurz, wenn ich auf dem Platze stehe, ich, der alte Poussard! der brave Poussard! dann werde ich dem Reimschmied zur Ader lassen, und nie werde ich Jemand mit größerem Jubel zur Ader gelassen haben: es wäre mir viel lieber, wenn der erste Mann der Baronin sechs Fuß

Erde auf dem Gerippe hätte; ich würde mich mir selbst gegenüber viel behaglicher fühlen; denn am Ende, obgleich ich entschlossen bin, nur ein Vater für die Baronin zu sein, und die Tafelfreuden dem Weiberrocke vorziehe, wäre mir doch der Gedanke unangenehm, derjenige, welcher der Mann meiner Frau gewesen, ohne sie zu heirathen, lebe, wie ich, der ich sie geheirathet, ohne ihr Mann zu sein. „Ich muß also den Reimschmied tödten und ich werde ihn tödten! Ja, ja die Kolik ist entschieden ein Hirngespenst!“

Während er so seine finsteren Hoffnungen wiederkäute, eilte der Raufer, nachdem er sich von Herrn Rapin und seiner Tochter getrennt, welche keine Ahnung von diesem neuen Duelle hatten, nach Hause, um seine behosten Degen zu holen, stieg dann kurz vor Sonnenaufgang in einen Wagen und ließ sich zu zwei von seinen ehemaligen Waffengefährten fahren, welche, da sie nie etwas von den Unterschleifen gehört hatten, in deren Folge der Commandant Poussard im Jahre 1814 cassirt worden war, eine Verbindung mit ihm unterhielten und ihn als Exgeneral im Dienste des General Bolivar empfingen. Einer von diesen pensionirten Officieren war der Commandant Dupont, der Andere der Kapitän Robin. Der Raufer fand sie noch im Bette und ersuchte sie, seine Zeugen in einer sehr ernsten und nicht beizulegenden Sache zu sein. Diese zwei Militäre theilten die blutige Manie ihres ehemaligen Kameraden nicht; dennoch konnten sie es nicht ausschlagen, seine Secundanten im Namen ihrer alten Waffenbrüderschaft zu sein. Um das Duell regelmäßig anzuordnen, kam man überein, im Vorüberfahren aus dem Invalidenhause, das unfern vom Rendez-vous, zwei alte Soldaten mitzunehmen, welche dem Gegner des Generals als Zeugen dienen sollten; der Zufall wollte, daß einer von den Invaliden einst bei dem Regimente gewesen war, von dem der Raufer lange ein Bataillon commandirt hatte. Die Wieder-

zeiung des mit dem Tode ringenden Marquis von Montlaur vergessen, die Prophezeiung, welche also lautete:

„Du wirst eine grausame Kolik bekommen, so oft Du den Degen in die Hand nimmst, um Dich zu schlagen."

Nach der Herausforderung des Dichters trat aber dieser Gedanke plötzlich wieder vor den Geist des Raufers, doch nach einem Augenblick der Bangigkeit machte er folgendes Raisonnement:

„Die Prophezeiung ist, wie es mir Rapin gesagt hat (und ich bin immer mehr geneigt, dies zu glauben), entweder eine Täuschung meines Gehirns oder sie ist, so unerklärlich das sein mag, reell und wird sich verwirklichen. Geschieht dies, bekomme ich unglücklicher Weise die Kolik, wenn ich in zwei Stunden den Degen gegen diesen Reimschmied ergreife, so bin ich ein verlorener, ein entehrter Mann; in diesem Falle schneide ich meinen Schnurrbart ab, nehme einen andern Namen an, gebe mich für einen Notar aus, der sich aus den Geschäften zurückgezogen baue meinen Kohl mit der Baronin in irgend einem Provinzneste, wo der Wein gut ist und sich Ueberfluß an Geflügel und Wildbret findet, und führe ein ganz gemächliches Leben, ohne von meiner Frau etwas Anderes zu verlangen, als daß sie meine Küche beaufsichtige. Kneipt mich die schmähliche Erinnerung an meine Kolik zu stark, so trinke ich, um mich zu betäuben, ein paar Flaschen alten Wein mehr bei meinem Mittagsmahle. Bin ich dagegen durch eine Sinnentäuschung bethört worden, und das glaube ich, denn, Donner und Teufel! ein Mensch, der sechs Zoll Eisen im Leibe hat, bei dem die Augen verkehrt, die Nasenspitze weiß und die Lippen blauroth sind, spricht nicht; ... kurz, wenn ich auf dem Platze stehe, ich, der alte Poussard! der brave Poussard! dann werde ich dem Reimschmied zur Ader lassen, und nie werde ich Jemand mit größerem Jubel zur Ader gelassen haben: es wäre mir viel lieber, wenn der erste Mann der Baronin sechs Fuß

Erde auf dem Gerippe hätte; ich würde mich mir selbst gegenüber viel behaglicher fühlen; denn am Ende, obgleich ich entschlossen bin, nur ein Vater für die Baronin zu sein, und die Tafelfreuden dem Weiberrocke vorziehe, wäre mir doch der Gedanke unangenehm, derjenige, welcher der Mann meiner Frau gewesen, ohne sie zu heirathen, lebe, wie ich, der ich sie geheirathet, ohne ihr Mann zu sein. „Ich muß also den Reimschmied tödten und ich werde ihn tödten! Ja, ja die Kolik ist entschieden ein Hirngespenst!“

Während er so seine finsteren Hoffnungen wiederkäute, eilte der Raufer, nachdem er sich von Herrn Rapin und seiner Tochter getrennt, welche keine Ahnung von diesem neuen Duelle hatten, nach Hause, um seine behosten Degen zu holen, stieg dann kurz vor Sonnenaufgang in einen Wagen und ließ sich zu zwei von seinen ehemaligen Waffengefährten fahren, welche, da sie nie etwas von den Unterschleifen gehört hatten, in deren Folge der Commandant Poussard im Jahre 1814 cassirt worden war, eine Verbindung mit ihm unterhielten und ihn als Exgeneral im Dienste des General Bolivar empfingen. Einer von diesen pensionirten Officieren war der Commandant Dupont, der Andere der Kapitän Robin. Der Raufer fand sie noch im Bette und ersuchte sie, seine Zeugen in einer sehr ernsten und nicht beizulegenden Sache zu sein. Diese zwei Militäre theilten die blutige Manie ihres ehemaligen Kameraden nicht; dennoch konnten sie es nicht ausschlagen, seine Secundanten im Namen ihrer alten Waffenbrüderschaft zu sein. Um das Duell regelmäßig anzuordnen, kam man überein, im Vorüberfahren aus dem Invalidenhause, das unfern vom Rendez-vous, zwei alte Soldaten mitzunehmen, welche dem Gegner des Generals als Zeugen dienen sollten; der Zufall wollte, daß einer von den Invaliden einst bei dem Regimente gewesen war, von dem der Raufer lange ein Bataillon commandirt hatte. Die Wieder-

erkennung war äußerst rührend; die beiden Soldaten stiegen in einen zweiten Fiacre und folgten dem, in welchem der General und seine Freunde saßen. Der Tag brach an, als die Wagen in die Avenue Méricourt einfuhren, an deren Ende das Haus des Dichters lag.

„Wer von Euch Beiden will aussteigen, um das Huhn zu holen und mir zu bringen?“ sagte der Raufer zu seinen Zeugen; „ich sehe, nicht weit von hier, links von der Straße ein Wäldchen; findet sich darin eine Lichtung, so sind wir dort wie Liebesgötter, um uns zu kämmen!“

„Teufels-Poussard!“ rief der Commandant Dupont, „immer derselbe . . . streitmüthig wie mit zwanzig Jahren!“

„Du findest es also sehr belustigend, die Leute zu tödten?“ sagte der Kapitän Robin; „ich, ich finde es äußerst albern, abgesehen davon, daß es immer dasselbe ist.“

„Mein Alter,“ sprach der Raufer, während er den Knopf seiner Degen streichelte, „Du würdest das durchaus nicht albern finden, wenn Du, wie ich, bei Deinem Zwölften wärest, denn der Reimschmied ist mein Zwölfter.“

„Nimm Dich in Acht,“ versetzte der Commandant Dupont, „an einem schönen Tage wirst Du Dich kneipen lassen.“

„Ho! ho! derjenige, welcher den Papa Poussard kneipen soll, muß noch geboren werden,“ erwiederte lachend der Raufer. „Donner und Teufel! Ihr sollt mich unter den Waffen sehen, ich habe Augen, Hände und Kniebug wie zu meiner schönen Zeit.“

„Es wäre doch seltsam, wenn dieser verteufelte alte Poussard den berühmten Schriftsteller tödten würde!“ sagte der Commandant.

„Ich,“ versetzte der Kapitän Dupont, „ich fände das traurig, es gibt nicht zu viel Männer von Genie,

und dann wäre dies durchaus nicht schmeichelhaft für Dich, Ponssard, denn ein Mann von der Feder hat nicht die Gewohnheit, den Degen zu führen ... Du müßtest ihn ein wenig schonen ... Mißbrauche Deine Ueberlegenheit nicht, verwunde ihn, und damit laß es gut sein."

„Ihn schonen!" versetzte der Raufer, ein grausames Gelächter aufschlagend. „So wahr ich Ponssard heiße, ehe eine Viertelstunde vergeht, wird der Reimschmied einen rothen Bauch und ... ein weißes Auge haben."

Als der Wagen in diesem Augenblick unfern von der Wohnung des Dichters anhielt, sagte der Commandant Dupont zum General:

„Ich will aussteigen, um Deinen Gegner zu benachrichtigen, daß wir mit seinen Zeugen da sind."

„Ja, und will er, zu spät den Tod witternd, den ich ihm bringe, zurückweichen, so führe mir diesen Burschen an den Ohren zu, wie man ein Kalb zur Schlachtbank führt. Wir wollen mit Robin bis zu dem Wäldchen gehen, das ich bemerkt habe; wir werden das Terrain untersuchen, und ich bin überzeugt, wir finden dort gerade den Platz, den wir brauchen; Du folgst mir nach; wir erwarten Dich."

Während der Commandant Dupont an der Gartenthüre beim Hause des Dichters klingelte, wandten sich der Raufer, der Kapitän Robin und die zwei Invaliden nach dem Wäldchen.

„Du bist also nun hier, mein alter Murrkopf?" sagte unter Weges der General zu dem ehemaligen Soldaten von seinem Regimente, einem Greise mit weißem Schnurrbart und einem Arme; „weißt Du, daß wir uns seit der Schlacht bei Tarragona nicht mehr gesehen haben?"

„Das ist wahr, mein Commandant."

„Wie lange bist Du bei 72 geblieben?"

„Ich bin in Burgos eingetreten, mein Comm-

dant, als Sie Unterlieutenant waren, und ich habe das Regiment verlassen, als man Sie zum Bataillonchef ernannt hatte."

„Du hast ein gutes Gedächtniß."

„Ei! ich bin teufelmäßig schön dafür bezahlt, daß ich mich des Datums Ihrer Grade erinnere."

„Wie so, mein alter Spaßvogel?"

„Das ist ganz einfach, mein Commandant: in der Affaire, wo Sie zum Lieutenant ernannt worden sind, habe ich eine Kugel in die Lenden erhalten. Gut . . . eins! Bei der Vertheidigung von Marmora, die Ihnen den Grad eines Kapitäns eingetragen hat, habe ich einen Bajonnetstich in den Bauch bekommen. Gut . . . zwei. In der Schlacht bei Boytrago endlich hat mir eine Kanonenkugel den Arm weggerissen. Gut . . . drei. Und ich sagte mir: Auf diesen Schuß wird mein Kapitän zum Bataillonchef gemacht werden. Das hat nicht gefehlt."

„Du bist ein alter Dummkopf! Und beim Regimente hätte ich Dich einen Monat für solche Betrachtungen eingesteckt. Ah! Knasterbart warst Du nicht Fechtmeister bei 72?"

„Nein, mein Commandant, ich war nur Profoß."

„Nun, Du wirst sehen, daß der Vater Poussard nicht einarmig ist."

„Ich glaube wohl! ich bin es, mein Commandant! . ."

„Ruhe im Gliede, Murrkopf! ich sage, Du wirst mich gegen den Schreiber, dessen Zeuge Du bist, vom Leder ziehen sehen. Halt, da kommt er."

Indem er so sprach, deutete der Raufer auf den Dichter, der, mit dem Commandanten Dupont plaudernd, in der Allee herbeikam; als ein wohlerzogener Mann zeigte sich dieser sehr höflich. Nachdem er Gilbert artig gegrüßt hatte, kehrte er zu General Poussard

und Kapitän Robin zurück, und sagte dann zu den beiden Invaliden:

„Meine Braven, begeben Sie sich zu diesem Herrn, dessen Zeugen Sie sein werden."

„Und den Rock herunter!" rief der Raufer, indem er dem Commandanten seine zwei behosten Degen übergab. Er warf dann seinen Hut auf den Boden und fing an seine Halsbinde, seinen Ueberrock und seine Weste auszuziehen. „Endlich werden wir also dem Reimschmied zur Ader lassen!" Und seine großen hervorstehenden, immer mehr von Blut unterlaufenen Augen schienen ganz aus ihrer Höhle herauszutreten. „Ich werde also meinen Zwölften unter die Erde bringen! Vor Allem versichere ich Euch, meine alten Kameraden: wenn er ausreißen will, zerschmettere ich ihm das Gesicht mit Degenknopfstreichen!"

„Stille, Poussard, keine Beleidigungen," versetzte der Commandant Dupont die Achseln zuckend. „Täusche Dich übrigens nicht: Du hast es mit keinem ... Feigherzigen zu thun! Ich verstehe mich auf die Menschen, Dein Gegner wird keine Sohle breit zurückweichen, das sage ich Dir."

„Er! ... dieser Schreiber! Nun! so schau' ein wenig seine Fratze an, wenn er meine Degenspitze in der Höhe seiner Augen sieht!

Während er so schwatzte, zog der Raufer einen Theil seiner Kleider aus und behielt nur seine Hose und sein Hemd an, das, halb geöffnet, seinen Stierhals und seine behaarte Brust sehen ließ; mit seiner linken Hand schlug er den rechten Aermel seines Hemdes zurück und rollte ihn auf dem Vorderarm auf. Von einer Art von Erethismus erfaßt, schienen sich seine weißen, borstenartig geschnittenen Haare auf seinem Haupte zu sträuben, und in seiner wilden Ungeduld kaute er am Ende seines langen grauen Schnurrbarts, der seine Lippen bedeckte.

Der Dichter, nachdem er den zwei Soldaten herzlich gedankt hatte, daß sie eingewilligt, ihm als Zeugen zu dienen, fing auch an sich zu entkleiden. Auf seinem edlen, bleichen, wie eine Marmorlarve unempfindlichen Gesichte las man die Lebensverachtung; da er sich für das Opfer einer entsetzlichen Täuschung hielt, da er an nichts mehr glauben konnte und Gilberte und sich selbst und die Menschheit verfluchte, so war seine einzige Hoffnung, unter dem Degen des Raufers zu sterben oder, durch eine mehr als zweifelhaft Chance, diesen Menschen zu tödten, der für ihn ein verhaßter Nebenbuhler geworden war.

Als Gilbert seine Weste ausgezogen hatte, näherte er sich dem General Poussard. Dieses Zusammentreffen fand mitten auf einer Lichtung statt, welche auf drei Seiten mit einem ziemlich dichten Gehölze umgeben war und durch einen mit Rasen bewachsenen Weg nach der Allee ausmündete. Es trennten ungefähr noch zehn Schritte den Dichter vom Raufer, als dieser, trotz der Vorstellungen seiner Zeugen, ungeschlachter Weise seinem Gegner zurief:

„Rücke doch vor! rücke doch vor! . . . Das riecht nach dem Tode, nicht wahr, und Du wankst?“

Gilbert antwortete nicht, er machte noch ein paar Schritte; die zwei Invaliden, seine Zeugen, traten auf die Seite, und der Kapitän Robin, der die zwei b e h o s t e n Degen, die er zuvor redlich gemessen, um sich zu versichern, daß sie von gleicher Länge, kreuzweise gelegt, in der Hand hielt, reichte sie dem Dichter; dieser nahm einen; der andere wurde dem Raufer geboten, der ihn mit einer wilden Freude ergriff und ausrief:

„Rücke vor . . . daß ich Dir zur Ader lasse.“

Der Commandant, um den beleidigenden Brutalitäten des Generals ein Ziel zu setzen, sprach mit lauter Stimme:

„Auf, meine Herren, legen Sie sich aus.“

Immer bleich und unempfindlich, legte sich Gilbert aus: die Fechtkunst war ihm nicht fremd. Der General Poussard schickte sich an, die ganze furchtbare Macht seiner Stellung zu entwickeln . . . schon wiegte er sich, indem er sich auf ein Bein stützte und das andere vorrückte, als sich plötzlich sein Gesicht auf eine seltsame Art zusammenzog; sein linker Arm, den er langsam aufhob, um sich auszulegen, während er mit seiner rechten Hand seinen Degen festfaßte, hielt inne, als ob er gelähmt wäre; große Schweißtropfen flossen von seiner Stirne, sein breites, illuminirtes Gesicht fing an sich zu entfärben, zog sich immer mehr zusammen, schnitt Grimassen, und die rechte Hand, mit der er den Degen hielt, zitterte krampfhaft.

Der Commandant Dupont, der Kapitän Robin und die zwei Invaliden schauten einander mit einem stummen, wachsenden Erstaunen an, so sehr glichen die Symptome, die sich bei dem wüthenden Duellanten offenbarten, der Angst. Diese Symptome bemerkte der Dichter nicht, sein Geist war anderswo; doch in dem fieberhaften Verlangen, entweder mit dem Leben ein Ende zu machen oder den Haß zu befriedigen, den ihm der zukünftige Gatte von Gilberte einflößte, rief er mit einer düsteren Ungeduld seinem Gegner zu:

„Auf, mein Herr, ausgelegt!"

„Poussard," sagte leise der Commandant, „was Teufels hast Du? Du bist ganz bleich, Deine Hand zittert, Deine Beine schlottern."

„Poussard, ich kenne Dich, es ist nicht die Angst, was Dich ergreift," fügte leise der Kapitän Robin bei. „Bist Du denn unpaß?"

„Blanchard," flüsterte seinem Kameraden der Soldat zu, der unter dem Duellanten gedient hatte, „schau doch den Commandanten an. Ich war so bleich wie er, als ich zum ersten Male im Feuer stand. Doch

daß ein solcher alter Cavalerist vor einem Degen erblaßt, das ist doch drollig!"

Während die Zeugen diese Bemerkungen machten, veränderten sich die Züge des Raufers immer mehr und drückten eine Mischung von Wuth, Scham und einem unbeschreiblichen Schrecken aus; die von ihm im Paroxysmus seiner Mordsucht vergessene Prophezeiung verwirklichte sich pünktlich. Kaum hatte er den Degen in die Hand genommen, als sich plötzlich die wachsenden Symptome einer gräßlichen Kolik in ihm fühlbar machten. Wäre es möglich gewesen, die Opfer der albernen und grimmigen Prahlerei dieses Elenden zu vergessen, der in seiner Grausamkeit noch schrecklicher als ein wildes Thier, das wenigstens durch den Hunger angetrieben von seinen Metzeleien lebt; hätte dieser seit langer Zeit straflose Mörder auf seinem Wege nicht so viele Thränen, so viel Blut und so viel Trauer hinterlassen, so würde er Mitleid erregt haben. Er sah sich verloren, entehrt in den Augen dieser Officiere, dieser Soldaten, welche einst Zeugen seiner Tapferkeit gewesen; sein gestern noch furchtbarer Name würde bald nur noch Spott und Verachtung einflößen! Was der Raufer an Energie aufwandte, um gegen die rächende Kolik zu kämpfen, ist unglaublich: doch in diesem Kampfe des Willens gegen den physischen Schmerz wurde er besiegt. Eine letzte Hoffnung bewahrend, reichte er indessen dem Kapitän Robin ungestüm seinen Degen und sagte zu ihm mit bebender Stimme und einer beinahe irrsinnigen Miene:

„Das ist . . . das ist die Wirkung einer alten Wunde . . . ein Magenkrampf . . . es wird nichts sein . . . ein wenig Luft . . . ein wenig Bewegung . . . und ich kehre auf den Posten zurück!"

Nachdem er diese Worte gesprochen, ging der Duellant mit großen Schritten auf und ab und ließ seine Zeugen bestürzt und in Furcht, wie man zu sagen pflegt,

für die Ehre des Corps zurück. Aeußerst verlegen sagte auch der Commandant Dupont zu Gilbert:

„Mein Herr . . . ich bin wahrhaft in Verwirrung über das, was vorgeht, doch es hat den General eine plötzliche Unpäßlichkeit ergriffen . . .“

„Gut . . . mein Herr,“ erwiederte Gilbert, indem er sich verbeugte, „ich werde warten.“

Und er versank wieder in seine schmerzlichen Betrachtungen.

„Hm!“ machte plötzlich einer von den Invaliden, sich an seinen Kameraden wendend, „sage doch, Blanchard, der General nennt das Luft schöpfen.“

„Ja, Luft, um vor dem Bürger davon zu gehen!“

„Und man nannte ihn doch beim Regimente den Henker den Rauflustigen! Das macht das Alter, mein lieber Blanchard!“

Der General näherte sich indessen bald wieder mit festem, freiem Schritte. Die Erinnerung an seine Schmach und an Alles das, was er beim Gedanken an die Folgen dieser Schmach gelitten, die ihn in den Augen seiner alten Waffengefährten entehrte, verdoppelte seine blutgierige Wuth. Sie packte ihn so gewaltig, als sie ihn einige Minuten vorher in dem Augenblick, wo er den Degen in die Hand genommen, gepackt hatte. Er glaubte sich auch sicher, seine Ehre in den Augen seiner Zeugen wiederherzustellen.

„Schon einmal verwirklicht, wird sich die Prophezeiung nicht abermals verwirklichen,“ dachte der Raufer, „und überdies war diese Prophezeiung (eine Täuschung seines erhitzten Gehirns, er glaubte dies hartnäckiger als je) in Erfüllung gegangen vermöge der Reaction des Moralischen auf das Physische, durch welche man zuweilen wirklich von den Uebeln befallen wird, deren chimärische Befürchtung lange unsern Geist erfüllt hat.“

Diese Gründe mußten dem Duellanten um so sieg-

reicher erscheinen, je mehr es für ihn ein Bedürfniß war, daran zu glauben. Ein zweiter Unfall entehrte ihn auf immer, weil er nicht wie der erste einer Unpäßlichkeit zugeschrieben werden konnte.

Im Gefühle von Stärke und Energie, lief der General behende und munter herbei, und sich an den Dichter wendend, der mit gekreuzten Armen, obgleich er immer seinen Degen in der Hand hielt, düster und träumerisch wartete, rief der unverbesserliche Raufer:

„Ohne den Magenkrampf, den mir eine alte Wunde verursacht hat (Du kennst das nicht, Du, . . die alten Wunden), wäre Deine Sache schon abgethan! Doch sei ruhig, ehe fünf Minuten vergehen, wird Dir zur Ader gelassen sein.“

„Saperment, Poussard,“ sagte leise der Kapitän Robin, „sei nicht so grob, oder ich ziehe mich mit Dupont auf der Stelle zurück!“

„Meinen Degen!“ rief der Raufer, der sich um diese Vorwürfe wenig bekümmerte. „Teufel! meinen Degen!“

„Hier!“ erwiederte der Commandant Dupont mit einer peinlich besorgten Miene, „und diesmal wenigstens bediene Dich Deines Degens! sonst bringst Du uns in eine entehrende Lage!“

„Tausend Millionen Donner!“ rief der Raufer schäumend und seine blutigen Augen auf seinen alten Waffengefährten heftend. „Solltest Du an meinem Muthe zweifeln . . . Du, der Du mich im Feuer gesehen hast? . . . Wenn ich das glaubte, ich würde Dich, während ich gerade im Zuge bin . . .“

„Nimm Deinen Degen,“ erwiederte der Commandant Dupont, die Achseln zuckend, „und mache zuerst ein Ende mit Deinem Gegner; wir werden hernach sehen.“

Und er reichte die Waffe dem Duellanten, der sie ergriff . . . Der General nahm dann seine Stellung und

rief, als er Gilbert immer träumerisch und in Gedanken versunken dastehen sah:

„Auf, hurtig! Wenn Du etwas in Deinem Testamente vergessen hast, desto schlimmer für Deine Erben: es ist zu spät. Und Sie, meine Herren," fügte er bei, indem er sich an die vier Zeugen des Duells wandte, „sehen Sie wohl diesen Spaß, ich wette, daß ich ihm sechs Zoll Klinge unter der linken Brust einbohre! Versehle ich ihn, ist dem Huhne nicht in fünf Minuten zur Ader gelassen, so mögen Sie mir als dem letzten der Feigen ins Gesicht spucken!"

Der Dichter legte sich wieder aus, doch in dem Augenblick, wo der Commandant Dupont die herkömmlichen Worte: „Los, meine Herren!" aussprach, sah er zu seinem großen Verdruß denselben Anschein von Angst sich abermals auf dem erbleichenden, zusammengezogenen Gesichte des Raufers offenbaren. Abermals zitterte seine Hand krampfhaft; abermals befeuchtete sich seine Stirne mit Schweiß, und seine Beine schienen unter ihm brechen zu wollen. Dann, nach einem Augenblick, entfiel sein Degen seiner Hand, und Thränen, ja, ... schwere Thränen entfloßen seinen Augen. Sein Gesicht unter seinen Fäusten verbergend, rief er mit einem herzzerreißenden, verzweifelten Tone:

„Verloren ... entehrt! ... Oh! ich ..."

Doch der Raufer hatte nicht Muße, noch ein Wort beizufügen; er verließ eiligst den Kampfplatz und verschwand, um nicht mehr zurückzukommen, während ihm Gilbert sehr erstaunt über diesen zweiten ungestümen Rückzug, mit dem Degen in der Hand, nachschaute ...

„Ah! Blanchard," sagte der Invalide zu seinem Kameraden, „wir werden lange über dieses Duell lachen."

„Saperment!" rief der Kapitän Robin, außer sich, „ich gäbe zehn Jahre Sold, um anderswo als hier zu sein."

„Das ist unbegreiflich!“ versetzte der Commandant Dupont. „Wie! Poussard! er! er!“

„Das ist unbegreiflich, doch es ist so! wir können, bei Gott! nicht auf diese Art die Epaulette entehren lassen!“ sprach der Kapitän Robin. „Wir sind Beide solidarisch verbindlich für die militärische Ehre . . . Einer von uns, Du oder ich, muß den Platz von Poussard einnehmen: dieses Duell kann nicht so endigen.“

„Wie! Du willst? . . . das ist doch albern . . .“

„Man soll nicht sagen, ein Officier habe zweimal vor einem Bürger Fersengeld gegeben, ohne daß sich wenigstens, für die Ehre der Epaulette, ein Militär an den Platz des Abwesenden gestellt und seine Sache übernommen hat.“

„Aber ich wiederhole Dir, das ist wahnsinnig!“

Ohne weiter seinen Gefährten anhören zu wollen, ging der Kapitän Robin rasch auf Gilbert zu, der, wieder in seine trostlosen Betrachtungen versunken, dem, was um ihm her vorging, fremd zu sein schien.

„Mein Herr,“ sagte ungestüm der Kapitän, den das Verschwinden des Raufers in eine sehr böse Laune versetzte, „als Zeuge von Herrn Poussard habe ich das Recht und die Pflicht, sogleich eine Erklärung von Ihnen zu fordern.“

Sehr reizbar gemacht durch die Verzweiflung und überdies geärgert durch den rauhen, fast feindseligen Ton des Kapitäns, erwiederte Gilbert trocken:

„Welche Erklärung haben Sie von mir zu fordern?“

„Mein Herr, ich wünsche, daß Sie mir bei Ihrer Ehre erklären, Sie schreiben nicht der Feigheit das Benehmen von Herrn Poussard in dieser Sache zu, sonst . . .“

„Sonst . . . was, mein Herr?“

„Da ich nicht annehme, daß man einen Officier nur im Verdachte der Feigheit in meiner Gegenwart haben kann, so würde ich als eine persönliche Beleidigung

Ihre Weigerung, der Erklärung, die ich von Ihnen fordere, beizutreten, ansehen . . . und ich wäre genöthigt, auf der Stelle Genugthuung von Ihnen zu verlangen."

„Mein Herr, da Sie durchaus eine Erklärung haben wollen . . ."

„Ja, mein Herr . . . ich will durchaus eine haben . . ."

„So gebe ich Ihnen folgende: Ich betrachte Herrn Poussard als den Feigsten der Menschen . . ."

„Mein Herr . . ."

„Als den Feigsten der Menschen!" wiederholte Gilbert mit einem besonderen Nachdruck. „Ich kenne nichts Schändlicheres, Abscheulicheres, als diese zahlreichen und mörderischen Duelle, bei welche, die Ueberlegenheit seiner Fechtkunst mißbrauchend, dieser elende Raufer seine Opfer beinahe mit voller Sicherheit tödtet."

„Mein Herr, erlauben Sie mir," sagte der Commandant Dupont, der sich gezwungen in das Gespräch mischen mußte, „unser Kamerad Poussard hat sich oft mit Gegnern von seiner Stärke geschlagen . . ."

„Wahrhaftig, mein Herr? dieser Duellant, wenn er nicht mit Sicherheit spielt, wie ein Gauner mit seinen Gimpeln, ist so ehrlich, bei gleicher Chance zu spielen? Wahrhaftig! er weiß am Ende seine Haut einzusetzen, um sich das blutige Vergnügen zu verschaffen, einen Menschen zu tödten? Das ist, bei Gott! sehr ehrenhaft!"

„Mein Herr, wenn es keine Ehre ist, so ist es doch wenigstens keine Feigheit," bemerkte der Commandant Dupont, der zur Versöhnung geneigt zu sein schien. „Ich bezweifle auch nicht, Sie bedauren den Ausdruck feige auf den Officier angewendet zu haben, der uns zu Zeugen genommen."

„Mein Herr, ich bereue den Ausdruck, dessen

mich bedient, durchaus nicht: man kann verwegen um sein Leben im Duell oder im Kriege spielen, und Feigheiten, Schändlichkeiten ohne Zahl begehen, wie sie Herr Poussard begangen hat."

„Mein Herr, Sie vergessen, daß wir die Epaulette tragen," erwiederte der Commandant Dupont, „und unter Soldaten sind wir gezwungener Weise solidarisch . . . für die militärische Ehre."

„Meine Herren," sagte Gilbert, „ich halte Sie für Männer von Ehre, und als solche können Sie nicht die geringste Solidarität mit diesem Raufer in Anspruch nehmen!"

„Und ich nehme sie in Anspruch mit Recht oder mit Unrecht, das ist meine Sache!" rief der Kapitän Robin . . . „Und wenn Sie nicht Alles das, was Sie in Betreff unseres Kameraden Poussard gesagt haben, widerrufen . . . so werde ich Sie wohl zu zwingen wissen, daß Sie den Degen ergreifen."

„Sie bedürfen hiezu keiner Anstrengung, mein Herr," erwiederte Gilbert, ungeduldig, mit dem Leben ein Ende zu machen; und mit einer höhnischen Bitterkeit sagte er zu sich selbst: „O Eitelkeit der Entschlüsse des Menschen! ich habe das Duell immer als ein rohes, albernes Vorurtheil betrachtet . . . und nun fordere ich aus Lebensüberdruß den Tod von einem Duelle!"

Gegen seine Hoffnung fand der Dichter den Tod nicht in diesem Duell; der Kapitän schlug sich nur für einen falschen Punkt der Ehre, er fühlte das wohl: als der Kampf begonnen hatte, suchte er auch nur den Dichter leicht zu verwunden, und dies gelang ihm nach seinen Wünschen. Gilbert erhielt in den Arm einen durchaus nicht gefährlichen Degenstich.

Am andern Tage las man in den Blättern:

„Gestern hat ein Duell zwischen dem Herrn Kapitän Robin und Herrn Georges Hubert stattgefunden. Der Letztere ist verwundet worden, u. s. w."

Trotz ihres unerschütterlichen Entschlusses, das Opfer, das sie sich auferlegt, bis zum Ende zu vollbringen, wurde Gilberte von einer Todesangst ergriffen, als sie den Ausgang des Zweikampfes durch die öffentliche Stimme erfuhr; da sie den Grad der Bedeutung der Wunde des Dichters nicht wußte, so konnte sie dem Bedürfnisse ihrer Seele, sich selbst nach ihm zu erkundigen, nicht widerstehen, und sie ließ sich nach der Avenue Méricourt fahren. Sie fand die Thüre des Gärtchens halb geöffnet und stieg die Freitreppe hinauf, im Glauben, sie werde Frau Catherine in einem der Zimmer des Erdgeschoßes treffen, fand aber Niemand. Die Dienerin hatte sich auf einen Augenblick entfernt. Diese Einsamkeit, der Anschein von Verlassenheit, die Stille, welche im Hause herrschte, verdoppelten die Besorgnisse von Gilberte; sie ging rasch die Stufen hinauf, welche zur Thüre des Schlafzimmers führten . . . horchte und hörte nichts. Düstere Befürchtungen belagerten ihren Geist. Sie bildete sich ein, Frau Catherine, die Einz'ge, welche Gilbert pflegen konnte, sei, da sie ihn in einem verzweifelten Zustande gesehen, weggelaufen, um Hülfe zu holen; einer wachsenden Bangigkeit nachgebend, öffnete die junge Frau sachte die Thüre des Schlafzimmers . . . Hier . . . sah sie den Dichter auf seinem Bette ausgestreckt und dem Delirium des Fiebers preisgegeben; von Zeit zu Zeit murmelte er abgebrochene Worte:

„Verflucht . . . sei sie!" sagte er . . . „vorher . . . mein friedliches . . . ruhmvolles Leben . . . Oh! theure Einsamkeit . . . von einst! . . . Studium . . . Poesie . . . Trost . . . ihr . . . werdet mich rächen . . . am Verlassen . . . Ha! . . . verflucht! . . verflucht! . ."

Diese Worte ohne Folge und unterbrochen durch wiederholtes langes Stillschweigen bezeichneten die Aufregung des Gemüthes des großen Schriftstellers. Seine bitteren Gefühle traten an den Tag durch die Verirrung

seines Geistes. Gilberte betrachtete ihn in einer frommen Sammlung. Der Instinct ihres Herzens sagte ihr, trotz der Gluth seines Fiebers sei der Dichter keiner ernsten Gefahr preisgegeben. Zuweilen, während er sprach, bewegte er seinen Arm, der von einem blutigen Verbande umhüllt war. Die Wunde mußte also nicht von Bedeutung sein. Bald wurden die Worte ohne Folge, die er sprach, durch immer längere Stillen unterbrochen; seine Augen, welche bis dahin nur halb geschlossen waren, schlossen sich völlig; sein Athem ward weniger gestoßen; ein wohlthätiger Schlaf fing augenscheinlich an auf die Hitze des Fiebers zu folgen; die Worte, die er noch zu sprechen versuchte, erstarben auf seinen kaum durch einen sanften und regelmäßigen Athem bewegten Lippen. Gilbert gab allmälig jenem tiefen Schlafe nach, in welchem die Seele und der Leib, nach grausamen Aufregungen, eine wiederherstellende Ruhe finden.

„O mein Dichter, Du wirst leben," murmelte die junge Frau, deren Augen Thränen entströmten, während sie Gilbert mit einer leidenschaftlichen Zärtlichkeit anschaute. „Du wirst wiedergeboren werden für die Bewunderung Frankreichs! für die Ehre des menschlichen Geistes! Ich, ein armes, unbekanntes Geschöpf, werde mich beinahe zu Deiner Höhe durch das Opfer erhoben haben! In der Bitterkeit Deiner Täuschung gedenkst Du noch meiner, um mir zu fluchen. Doch die verhaßte Erinnerung an mich fliehend, wirst Du mich bald ganz vergessen haben, — durch die mütterlichen Süßigkeiten des Studiums und die Berauschung Deiner neuen Triumphe. Du wirst vielleicht indessen ihrer gedenken, wie man eines entfernten Traumes gedenkt, dieser zwei Jahre friedlicher und zärtlicher Vertraulichkeit, welche für mich mein ganzes Leben sein werden! O mein Dichter, sehne Dich gerade um Deinetwillen nie nach diesen beglückten Tagen zurück! Dein nicht erloschenes, aber in einer sanften Einförmigkeit eingeschläfertes, ausgeruhtes

Genie wird sich noch mächtiger als einst in die glorreichen Regionen emporschwingen, wo es vor Kurzem noch unumschränkt gebietend schwebte. Aus der Tiefe meiner dunklen Vergessenheit werde ich Dir mit den Blicken bis zu der Stunde folgen, wo der Tod meine Augenlider geschlossen haben wird. In diesem äußersten Augenblicke sollst Du meinen letzten Gedanken haben, o mein Dichter, und ich werde zu mir sagen: „„Stirb glücklich ... Nie hat eine Frau geliebt, wie Du geliebt!““.

Dann wischte sie die Thränen ab, die ihr Gesicht badeten, neigte sich über den entschlummerten Dichter und flüsterte mit geschwächter Stimme:

„Nun lebe wohl ... auf immer lebe wohl ... Seele meines Lebens! ... Einen letzten Kuß auf Deine Stirne! ...“

Gilberte berührte mit ihren zitternden Lippen die Stirne des Dichters, als die sanfte Stimme der unsichtbaren Fee sich am Ohre der jungen Leute hören ließ und zu ihnen sprach:

„Gilbert und Gilberte, wollt Ihr fortwährend Georges Hubert und Louise s e i n? ... Erfüllt ihr von Euch so beneidetes Leben Eure Wünsche?“

Plötzlich wieder **sie selbst** geworden und von ihrem **Ich** Besitz ergreifend, während sie die Erinnerung an die Vergangenheit behielten, riefen Gilbert und Gilberte:

„Ah! Korrigan, wir wollen nicht mehr Georges Hubert und Louise sein!“

„Wir wollen auf der Stelle in unser Stübchen zurückkehren.“

„Es ist geschehen!“ antwortete die Stimme.

Gilbert und Gilberte fühlten sich einen Augenblick von einem Schwindel erfaßt; während dieses Schwindels verloren sie das Bewußtsein, und sie befanden sich dann wieder in ihrem bescheidenen Stübchen in der Rue de Lille.

XXVI.

Gilbert und Gilberte, als sie sich in ihrer bescheidenen Wohnung wieder einander gegenüber befanden, waren von demselben Gefühle der Freude ergriffen, das sie ergriffen hatte, als sie nach ihrer ersten Metamorphose aus dem Leben des Marquis und der Marquise von Montlaur herausgetreten waren.

Die Augen von süßen Thränen befeuchtet, umarmten sich unsere jungen Leute.

„Ah! mein armer Geliebter," sagte Gilberte, „wie gut ist es, daß wir wieder wir selbst in unserem Stübchen sind."

„Oh! Minette, es ist mit dem Ruhme wie mit dem Marquisat! ich habe ihn bis über die Ohren satt! Welche Galeere! Nein, siehst Du, nie werde ich meine Angst vor dieser verdammten ersten Vorstellung vergessen! . . . Und ich wußte noch nicht, ob mein Stück reussiren würde . . . Welche Qualen! Ein Angeklagter, der auf sein Urtheil wartet, kann keiner solchen Folter preisgegeben sein! Ich war buchstäblich auf dem Roste! Hätte mein Stück gesiegt, ich würde, ehe ich des Succeßes sicher war, nichtsdestoweniger wie ein Verdammter gelitten haben, durch tausend Befürchtungen, von denen die eine immer peinlicher als die andere . . . Beurtheile auch ein wenig meine Lage, als ich am Ende das Publikum pfeifen hörte wie eine Amsel . . . Was sage ich? . . . pfeifen wie fünfhundert Amseln! Und das Gezische . . . und das Geschrei und die Schmähungen! abgesehen von dem entsetzlichen Schlage, den mir der Tod des armen August Clement beigebracht hat, der sich, statt ganz einfach Ladendiener einer Specereihandlung zu bleiben, in den Fluß stürzt! Endlich, in der Hoffnung, mich bei Dir zu trösten, kehre ich nach Hause zurück und

finde Dich unkenntbar in Betreff des Herzens, des Charakters! Du verlässest mich, während ich Deine Zuneigung nie mehr nöthig gehabt hätte! Du weigerst Dich, mich zu heirathen, um wen zum Gatten zu nehmen? den abscheulichen General Poussard ... um Baronin **Poussard** zu werden! Ah! Minette, das war gar nicht artig von Dir!"

„Aber, mein Theurer, ich liebte Dich im Gegentheil leidenschaftlicher als je."

„Ah! bah!"

„Gewiß."

„Und Du wolltest einen Andern heirathen?"

„Allerdings! Denke Dir, daß ich während der verdammten Vorstellung um mich her hatte sagen hören: „„Georges Hubert ist fertig, abgelaufen, seitdem er sich mit einer Frau eingepuppt hat, seitdem er Haushammel geworden ist.""

„Haushammel! Minette? wie behandelt man das Genie! Bei meinem Ehrenworte, das ist ekelhaft!"

„Sprich mir nicht hievon, Bibi, ich war außer mir! Trotz meiner Liebe, habe ich indessen sogleich eingesehen, daß mein Einfluß Deinem Ruhme schade! Da sagte ich mir: „„Es scheint offenbar, daß ich denjenigen, welchen ich anbete, abstumpfe: wir müssen uns trennen!"" Dies, Du begreifst es, brach mir das Herz, doch ich liebte Dich so sehr um Deinetwillen, um Deines Genies willen, daß ich, um in Dir nicht einmal ein Bedauern wegen unseres Bruches zu hinterlassen, mein Möglichstes that, um zu machen, daß Du mich hassest! Endlich versprach ich, den garstigen dicken Poussard zu heirathen, damit Dir keine Hoffnung bleibe, wir werden uns je wiedersehen."

„Teufel! Minette, stelle Dir vor, daß ich dies einen Augenblick vermuthete! Dein Benehmen schien mir so seltsam, daß ich dachte, es müsse ein Kniff dahinter stecken ..."

„Oh! ich habe wohl gesehen, daß Du auf dem Punkte warst, mich zu errathen; doch meine Schlauheit verdoppelnd, brachte ich Deinen Verdacht von der Fährte ab."

„Gute Minette, wie sehr liebst Du mich! Und der arme Georges Hubert, der Dich zu dieser Stunde als ein nichtswürdiges Wesen betrachtet! Ich hätte beinahe Lust, zu ihm zu gehen und ihm zu sagen: „„Beruhigen Sie sich, Louise betet Sie an, ich weiß das durch eine Frau, welche Louise gewesen ist, wie ich Sie selbst, Herr Georges Hubert, gewesen bin.""

„Wir müßten in der That Beide in Kenntniß setzen ... Vielleicht würde man uns aber nicht glauben."

„Das ist wahrscheinlich; doch welchen Muth hast Du gehabt! Und ich verwünschte Dich, ich fluchte Dir! Ach! wenn ich gewußt hätte!"

„Du weißt es nun! Willst Du mit Gilberte in das Leben von Georges Hubert und Louise zurückkehren?" sagte die sanfte Stimme der unsichtbaren Korrigan. „Sprecht diesen Wunsch aus, meine Freunde, und Ihr werdet wieder Georges Hubert und Louise."

„Wir danken, Korrigan," erwiederte Gilbert. „Ah! Sie waren da! Nun wohl, Sie haben uns gehört, wir sind vom Ruhme und vom Marquisat zurückgekommen."

„Oh! ja," sagte Gilberte, „wir sind davon zurückgekommen, und zwar für immer, liebe kleine Fee."

„Ich wiederhole Euch, meine Freunde, was ich Euch sagte, als Ihr darauf verzichtetet, ferner der Marquis und die Marquise von Montlaur zu sein: Georges Hubert ist nicht der einzige berühmte Dichter dieser Zeit, es gibt noch andere mit glänzenderem Ruhm gekrönte, in deren Leben Ihr eintreten könnt."

„Ohne Vorwurf, Korrigan, wiederholen wir Ih-

nen: Wir danken, denn wir kommen eben gesättigt davon her! Die Probe genügt uns. Nicht wahr, Gilberte?"

„Gewiß, denn gestehen Sie am Ende selbst, gute Fee: wollten wir ein großer Dichter und seine Geliebte sein, was konnten wir Besseres wählen? Wie edel sind die Charaktere von Georges und Louise! Gibt es viele ähnliche, Korrigan?"

„Nein, meine Freunde!"

„Und dann, Korrigan," sagte Gilbert mit nachdenkender Miene, „machen wir mit zwei Worten die Rechnung des großen Dichters, wie wir die Rechnung des vornehmen Herrn gemacht haben, weil man „„viel auf Reisen lernt,"" wie man sagt, und obgleich unsere zwei Reisen durch das Marquisat und den Ruhm nicht gerade rosenfarbig gewesen sind . . ."

„Haben sie uns doch immerhin ein wenig Erfahrung gegeben, nicht wahr, Bibi?" fügte die junge Frau mit einer schlauen, allerliebsten Miene bei. „Wir wissen schon, daß (wenigstens für unsern Geschmack) das Glück nicht da ist, wo wir es bis jetzt gesucht haben."

„Und haben wir uns im Wege geirrt, so ist es nicht unsere Schuld, nicht wahr, Korrigan?" sagte Gilbert. „Wir sehen einen vornehmen Herrn und seine Frau; Beide jung und schön, bewohnen sie ein herrliches Hotel, empfangen sie die höchste Gesellschaft von Paris, und wir arme Leute sagen uns natürlich: „„Ah! beim Himmel! wir möchten gern an der Stelle dieses vornehmen Herrn und dieser vornehmen Dame sein."" Doch bald erfahren wir durch uns selbst (denn darin liegt Alles), wir erfahren durch uns selbst, wie es sich mit diesem vornehmen Herrn und seiner Gemahlin verhält. Dann gut, schon genug!"

„Du hast Recht, Bibi, wenn Du behauptest, man müsse die Erfahrung von gewissen Dingen haben, um sie aus dem Grunde zu kennen. So, zum Beisp'

hätte uns unsere liebe kleine Korrigan, welche als Fee Alles weiß, gesagt (wäre es ihr nicht verboten gewesen, uns durch ihre Rathschläge zu leiten): „„Meine Freunde, glaubt mir, tretet nicht in das Leben des Marquis und der Marquise ein, und auch nicht in das von Georges Hubert und Louise: Ihr würdet es bereuen."" Was hätten wir ihr geantwortet?"

„Ich will es Dir sagen, Geliebte; wir hätten ihr geantwortet: „„Wie, Korrigan, das Glück besteht nicht darin, daß man einen großen Namen, ein großes Vermögen besitzt? oder daß man eines von den berühmten Genies der Zeit ist? Ah! Korrigan, ohne Ihnen einen Vorwurf zu machen: Sie wollten unsere Unschuld mißbrauchen. Aber, Minette und ich, wir sind wie der heilige Thomas, wir wollen sehen und berühren, um zu glauben!""

„Und nun, da wir gesehen und berührt haben," sprach Gilberte, „nun, da wir die Dinge durch uns selbst wissen, da wir diejenigen gewesen, welche wir zu sein wünschten, sind wir ganz sicher, ich wiederhole es, daß für uns wenigstens das Glück nicht da ist, wo wir es bis jetzt gesucht. Was hat uns aber diese Gewißheit verschafft? Ei! unsere kleine Erfahrung; . . . ja wohl!"

„Gute Herzen!" murmelte die Feenstimme mit einem Ausdrucke süßer Befriedigung. „Endlich fängt das an."

„Nun, Korrigan," versetzte Gilbert, „was fängt an?"

„Nichts, meine Freunde."

„Wie, nichts, Korrigan?"

„Nein, meine Freunde, nichts fängt an, weil nichts endigt. Die Ewigkeit ohne Ende ist ohne Anfang. Doch sucht den Sinn meiner Worte nicht; ich sprach mit mir selbst."

„Meine liebe Korrigan, um zu begreifen, daß nichts

anfängt, weil nichts endigt, muß man wohl feiner im Gehirn beschaffen sein, als arme einfache Sterbliche unserer Art."

„Also, meine Freunde, Ihr habt genug gesehen, genug durch Euch selbst gefühlt, um nicht mehr in das Leben von Georges Hubert und Louise zurückkehren zu wollen? Das ist entschieden?"

„Erzentschieden, Korrigan: denn . . . machen wir, wie ich sagte, mit zwei Worten die Rechnung des Ruhmes."

„Die Vortheile zuerst, Bibi!"

„Einverstanden; laß sehen: ich hatte ein bewunderungswürdiges Talent; wenn ich irgendwo eintrat, drängte man sich mit aller Neugierde zu mir heran, man schaute mir bis in das Weiße der Augen, stieß sich mit dem Ellenbogen und sagte: „„Er ist es . . . hier ist er! der große Dichter, der berühmte Georges Hubert!"" Die schönsten Frauen der vornehmen Gesellschaft liebäugelten mit mir; die königlichen Prinzessinnen sagten mir die artigsten Dinge; die Prinzen, die Herzoge, die Marquis, die Gesandten wiederholten wie im Chor: „„Ah! Herr Georges Hubert, welches Talent haben Sie! Ah! ein Talent! ein Talent! Gott, mein Gott! welch ein Talent! Nein, das ist ein Unrecht, Sie haben zu viel! Es ist nicht erlaubt, so viel Talent zu haben!"" Gut! ich empfand am Morgen der ersten Vorstellung meines Dramas ein großes Vergnügen, als ich im Helldunkel eine treffliche Idee erschaute, welche der Gegenstand eines neuen Stückes sein sollte, was mich, beiläufig gesagt, einen Augenblick veranlaßte, Dich zum Henker zu schicken, meine arme Minette, weil Du machtest, daß ich den Faden meiner Idee verlor."

„Ah! Bibi! das ist sehr schlimm."

„Ich muß übrigens sagen, daß ich es sogleich be-

rente und mir gestand, ich sei ein Ungezogener gewesen."

„Oh! gut! daran erkenne ich Dich, mein Geliebter!"

„Setzen wir die Rechnung meines Glückes fort . . . Ah! ich vergaß: während ich meine Werke nicht verschwendete, verdiente ich zwölf bis fünfzehntausend Franken jährlich, was mir, in Verbindung mit meinem Erbe, sehr gut zu leben erlaubte und die Annehmlichkeit verlieh, meine Börse für diejenigen, welche sich an mich wandten, öffnen zu können. Sehr gut! Laß sehen: was ist noch auf Rechnung meines Glückes zu setzen?"

„Und die so ergebene, so zärtliche, so aufopfernde Liebe der armen Louise, vergissest Du sie, Gilbert?"

„Nein, im Gegentheil, ich wollte das als das Beste bis zuletzt aufbehalten. Das arme, liebe Geschöpf, wie betete es mich an! Und diese Liebe verdankte ich durchaus meinem Genie, weil meine Werke dem vortrefflichen Mädchen den Kopf verdreht hatten. Sagen Sie, Korrigan, nicht wahr, ich übergehe, was das Glück betrifft, nichts?"

„Und Dein in Europa, sowie in den zwei anderen Welten, volksbeliebter Name?" versetzte die sanfte Stimme, „Dein in allen Ländern berühmter, den Geringsten wie den Größten bekannter Name?"

„Gut, Korrigan. Hätte ich alle Sprachen Europas und der zwei anderen Welten verstanden und wäre dort gereist ... so würde ich in den zwei anderen Welten, wie in Frankreich, im Chore haben wiederholen hören:

„„Welch ein Talent!

„„Welch ein Talent!

„„Welch ein Talent!!!

„Einverstanden, liebe Korrigan, setzen wir auch dies noch auf die Rechnung meines Glückes. Und nun wollen wir die Rückseite der Münze anschauen."

„Ah! ja, sie ist hübsch, die Rückseite, armer Geliebter!“

„Ich spreche von dem, was ich selbst gesehen, durch mich selbst gefühlt habe,“ fuhr Gilbert fort. „Und bemerken Sie beiläufig wohl, Korrigan, ich besaß nicht für einen Liard Eitelkeit; hätte ich besessen, so wäre es noch viel schlimmer gewesen! . . . Ich finde also für gut, mich den Huldigungen zu entziehen, welche mir, wenn sie auch allerdings sehr schmeichelhaft, nicht einen Augenblick lassen, um zu arbeiten und den Reiz des stillen vertraulichen Umganges mit meiner Geliebten zu genießen; ich ziehe mich mit ihr in ein abgelegenes Häuschen zurück; da man sich aber um die geringsten Zeilen meiner Handschrift streitet, da sich die öffentliche Neugierde an alle meine Handlungen anklammert, da ich nicht niesen kann, ohne daß man sich sagt: „„Sie wissen nicht? Georges Hubert hat gestern um zehn Uhr dreiundfünfzig Minuten geniest?““ „„Ah, bah!““ „„Bei meinem Ehrenwort!““ „„Meinen Dank, ich will von Allem dem meinen literarischen Correspondenten in Monomotapa unterrichten,““ so ist die Folge dieser heftigen Neugierde, daß ein Teufelsjournal meine Einsamkeit entdeckt und seine Abonnenten mit einer halb wahren, halb falschen Geschichte bewirthet, in der mein Privatleben sowie das von Louise, dem Publikum, die Adresse meiner Wohnung mit einbegriffen, als Futter gegeben werden.

„Da beginnt die Procession. Sie wird eröffnet durch den wüthenden Marseiller, der mir die Thüre eintritt, unter dem Vorwande, ich verschließe sie seiner Bewunderung, und er behandelt mich wie einen Neger, immer während er mich bewundert. Dann kommt der andere Wüthende: der Autographenliebhaber, der meine Handschrift neben die der Königin Pomare oder neben die des Kaisers von China setzen will, und er behandelt mich ungefähr so, wie mich der Marseiller behandelt hat. Fer-

ner sind es die satanischen Engländerinnen, die mich nicht mehr, nicht minder lorgniren, als ein seltenes Thier, und mein Inneres, mein Häusliches sehen wollen. Und endlich der arme Junge, der sich in den Fluß stürzt, weil ich ihm ganz einfach sage, er werde besser daran thun, Spezereihändler zu bleiben, als schlechte Verse zu schreiben! Doch Alles dies ist nichts im Vergleiche mit dem Uebrigen! Die Verleumdung packt und zerreißt mich mit scharfen Zähnen! Ich bin ein Geiziger, der Erbinnen entführt, um der schönen Augen ihrer Millionen willen! Ein Brutaler, ein Neidischer, der durch die Härte seines Tadels Spezereihandlungslehrlinge, die sich einbilden, Verse zu machen, in den Fluß stürzt!

„Warten Sie, Korrigan, wir sind noch nicht beim Ende; es kommt der Augenblick der ersten Vorstellung. Ich bin Anfangs auf dem Roste und dann, zur Abwechselung, ganz in der Bratpfanne. Mein Name wird ausgepfiffen, ausgezischt, verhöhnt, bespieen; man behandelt mich (vor meiner Geliebten) als einen Verstorbenen, als einen Begrabenen, als einen todten Mann. Sie ist es, die Unglückliche, wie man sagt, die mein Genie abgestumpft und mich in einen Haushammel verwandelt hat! Dergestalt, daß, um mich dem Ruhme zurückzugeben, Louise mich verläßt. Dann will ich mich, in meiner Verzweiflung, um mich vom Leben zu befreien, im Duell durch den General Poussard tödten lassen.“

Und in ein Gelächter ausbrechend, fügte Gilbert bei:

„Ah! Minette, wenn Du ihn gesehen hättest, den alten Raufer, der sich Anfangs prahlerisch, unverschämt und grimmig wie gewöhnlich benahm, als er auf den Kampfplatz kam; sobald er aber den Degen in die Hand genommen hatte . . . ah! ja, gehorsamer Diener! mein Mann wird von einer grausamen Kolik befallen.“

„Er hat nur das bekommen, was er verdiente, dieser abscheuliche Poussard,“ versetzte Gilberte, die Heiterkeit ihres Mannes theilend. „Welch eine gute Idee war

es von Dir, daß Du ihn zur Kolik verurtheiltest, so oft sich dieser böse Mensch mit irgend Jemand schlagen würde! Sonst . . . beurtheile doch! . . . sonst tödtete er vielleicht auch noch den armen Georges Hubert! Und wenn ich bedenke, Theuerster, daß ich Dich stark genug liebte, um dieses alte Ungeheuer von einem Poussard heirathen zu wollen."

„Endlich, Korrigan, und das ist das Schlimmste, denn ich habe keinen von den geheimsten Gedanken vergessen, die mir gekommen sind, während ich Georges Hubert war: ich erinnere mich vollkommen, daß ich, nachdem ich durch den Kapitän, der an die Stelle des Generals trat, verwundet worden war, mir sagte, ehe mich das Fieber und das Delirium ergriffen hatten: „„Ich werde mich über die Schändlichkeit des Benehmens von Louise gegen mich trösten, wenn ich daran denke, daß sie einen nachtheiligen Einfluß auf mein Talent hatte, wie dies der Fall meines Stückes beweist; die Monotonie dieses häuslichen Lebens schläferte mich ein; und indem sie unsern Bund bricht, welchen ich immer geachtet hätte, wäre sie für mich geblieben, was sie früher war, gibt mich Louise der Freiheit, dem Studium zurück, was fortan mein einziger Trost sein wird.""

„Ah! Geliebter, welche Lection! die Frauen, die sich in Männer von Genie verlieben, sind grausam zu beklagen! Arme Louise! arme Märtyrin!"

„Und nun offenherzig gesprochen, liebe Korrigan," sagte Gilbert, „gestehen Sie, daß, mehr oder minder, die Existenz aller Menschen wie Georges Hubert sich gleicht?"

„Ja, abgesehen von einigen Georges Hubert eigenthümlichen Ereignissen hat das Leben beinahe aller Menschen von Genie seine Bitterkeiten, seine Verdrießlichkeiten, seine Täuschungen, seine verborgenen Schmerzen; ja, die vergangenen Triumphe verschwinden für sie vor der Furcht vor einer Niederlage oder der Gewißheit derselben; ja, gesättigt mit Lobeserhebungen, wird ihnen der Tadel doppelt peinlich; ja, sie verbrauchen ihren Verstand,

Leben, ihre Seele damit, daß sie in der Zurückgezogenheit die schönen Werke ausarbeiten, welche die Menschheit entzücken und belehren; ja, oft opfern sie dem Ruhme, den Studien ihre theuersten Neigungen und Gefühle; ja, die Verleumdung, die Ungerechtigkeit, der Undank folgen oft für sie auf die Begeisterung, die sie einflößten; doch sie leben im Andenken der Menschen, und, trotz dieser Widerwärtigkeiten, bildet ihr glorreiches Leben die Bewunderung und den Neid Aller . . ."

„Aller derjenigen, welche nicht durch sich selbst dieses glorreiche Leben kennen gelernt haben, liebe Korrigan; denn ich erinnere mich, daß ich, als ich Georges Hubert und auf dem Roste war, vor jener verdammten ersten Vorstellung, zu mir, was mir sehr richtig zu sein scheint, sagte: „„Ah! wie viel glücklicher als ich sind diejenigen, welche begabt mit einem Verstande, der hinreicht, um die Erzeugnisse des Geistes zu schätzen, diese ohne irgend eine Sorge genießen, während der Schriftsteller, um dem Publikum diese Genüsse zu schaffen, sich in unablässigen Arbeiten erschöpft.""

„Es ist wahr, Geliebter, als wir eines Abends, hier an unserem Feuer, das schöne Drama Octavius lasen, da fühlten wir, die wir doch nur einfache Leute ohne Bildung sind, uns wenigstens ebenso glücklich beim Lesen dieses Werkes, als Georges Hubert beim Schreiben desselben gewesen sein mag; und wir sind den Arbeiten, den Bangigkeiten, die ihn das Werk gekostet hat, fremd geblieben."

„Also, meine Freunde," sprach die sanfte Stimme, „Ihr verzichtet darauf, wieder in das Leben von Georges Hubert oder irgend einem andern Genie einzutreten und hierin das Glück zu suchen?"

„Sie begreifen, Korrigan, wenn wir durchaus wählen müßten zwischen der Lage eines Lithographen und einer Blumenmacherin und der von Georges Hubert und Louise . . . vielleicht würden wir in ihr Leben zurückkehren. . . Doch, nein, nein, tausendmal nein, denn

Georges Hubert wird am Ende den Ruhm haben, um sich zu trösten, aber die arme Louise! . ."

„Ah! mein Gott! Korrigan," rief Gilbert, „da fällt mir ein: wird das brave, so liebevolle, so ergebene Mädchen wirklich den abscheulichen General Poussard heirathen?"

„Da Euer Entschluß, nicht mehr Georges Hubert und Louise sein zu wollen, wie ich sehe, sehr fest ist, meine Freunde . . ."

„Oh! ja, sehr fest, Korrigan . . ."

„So kann ich Euch in Betreff der Zukunft von Louise antworten. Ja, getreu ihrem Gelübde, bei Georges Hubert weder ein Bedauern, noch eine Hoffnung zu hinterlassen, wird Louise den General Poussard heirathen."

„Ah! die Unglückliche! . . Hörst Du, sie wird den garstigen Menschen heirathen!"

In diesem Augenblick hörten die zwei jungen Leute die Thüre außen öffnen, und Frau Badureau trat ein.

Frau Badureau war Anfangs sehr erstaunt, daß sie ihre Miethsleute in ihrem Zimmer fand, dessen Schlüssel sie hatte; dann richtete sie an sich selbst ein Lächeln des Vorwurfs und sagte:

„So ist es mit uns! . . Junge Bauchredner, das Unglück, das ich ausgestanden habe, muß machen, daß ich das Gedächtniß verliere: ich vergesse immer, daß Sie Herr Bosco in Person sind."

„Herr Bosco?" versetzte Gilbert voll Verwunderung; „woher des Teufels nehmen Sie Herrn Bosco?"

Gilbert erinnerte sich nicht mehr, daß er zwei Tage vorher im Momente seiner neuen Metamorphose, da er Frau Badureau einen Schabernack spielen wollte, von der Korrigan verlangt hatte, ihn sowie seine Frau für die Augen der Portière, während sie mit ihr sprechen würden, unsichtbar sein zu lassen.

Und das Wunder war geschehen.

„Sie sind ein ausgezeichneter Bauchredner und

trefflicher Escamoteur, da Sie sich selbst escamotiren, wie Sie das auf Ihren Zetteln ankündigen, Herr Bosco!" hatte, als ihr erstes Erstaunen vorüber war, Frau Badureau geantwortet; denn so erklärte sie sich die übernatürliche Unsichtbarkeit der beiden jungen Leute und erniedrigte sie diese zum Niveau einer Bauchrednerscene und einer feinen Escamotage. Beharrlich in Gilbert nicht mehr einen verkleideten polnischen Fürsten, sondern einen berühmten Taschenspieler sehend, erwiederte sie:

„Herr Bosco, Sie begreifen, wenn ich nicht wüßte, daß Sie sehr stark im Pfiffigkeitssack und im Schlauheitspulver sind, so hätte ich das Recht, mich über viele Dinge zu wundern."

„Ueber welche Dinge, Frau Badureau?" sagte Gilbert, der sich nun erinnerte, welche Person er in den Augen der Portière war; „was ist hier Außerordentliches vorgefallen?"

„Ich will es Ihnen sagen: ich bin für meine Thüre und in meiner Loge ein wahrer Cerfeberus. Niemand geht aus und ein, ohne daß ich ihm genau ins Gesicht schaue. Seit drei Tagen habe ich Sie nun nicht hinausgehen sehen, und Madame, die Ihre Gehülfin ist, auch nicht. Ich bin zwölfmal zu Ihnen heraufgegangen, ich habe Ihre Thüre geöffnet, zu der ich allein den Schlüssel besitze . . . ich fand Niemand, und ich würde doch auf die Asche des seligen Badureau schwören, Sie haben keinen Fuß aus dem Hause gesetzt! Das ist abermals ein Stückchen, das Sie aus Ihrem Pfiffigkeitssacke genommmen haben, Herr Bosco. Und dann haben Sie während dieser drei Tage sicherlich nicht von der Luft gelebt, Sie und Madame, und ich habe Ihnen nicht für einen Liard gekocht . . . und sie auch nicht, obgleich sie ganz artig kochte, besonders die Gibelotte,*) ehe ich sie für die Tochter eines englischen Mylord gehalten habe."

*) Fricassee von jungen Hühnern u. dergl.

„Die Gibelotte? Tochter eines Mylord? Frau Badureau!“

„Nein, Herr Bosco, Ihre Frau! Kurz, vor einer halben Stunde gehe ich hier herauf . . . ich finde Niemand; ich gehe wieder hinab und setze mich unter den Thorweg, um in frischer Luft zu stricken. Wären Sie ausgegangen gewesen, so hätten Sie, um nach Hause zurückzukehren, über meinen Leib steigen müssen, und Sie sind doch hier . . . Immer der Pfiffigkeitssack, Herr Bosco!“

„Frau Badureau, ich bitte, erzählen Sie dieses Stück Niemand: es ist neu.“

„Stille! um so mehr, als ich glaube, daß unten einer von Ihren Kunden ist!“

„Einer von meinen Kunden!“

„Oh! von der großen Art! Sie sind im Wagen. Dieser Herr und diese Dame haben zu mir gesagt: „„Wir wollen mit Herrn Gilbert, dem Lithographen, und mit seiner Frau sprechen.““ „„Gut,““ dachte ich, „„sie wissen den falschen Namen des Bauchredners, meines Miethmanns, und sie wollen ihm vorschlagen, er möge Stücke vor ihrer Gesellschaft machen. Doch nur sachte! ich verrathe Ihr Geheimniß nicht, Herr Bosco; und ich antwortete: „ Herr Gilbert ist nicht zu Hause und seine Frau auch nicht; ich komme so eben von ihm herab, und habe ihn nicht in seiner Wohnung gefunden.““ „„Gehen Sie noch einmal hinauf, meine liebe Frau, vielleicht ist er doch zu Hause und hat nur seine Thüre geschlossen,““ erwiederten Ihre Kunden. „„Gehen Sie immerhin; hier sind vierzig Sous für Ihre Mühe. Klopfen Sie an und sagen Sie, es sei ein Müller mit goldenem Barte,*) den er im Café de Paris getroffen.““

*) Un meunier à barbe d'or, Wortspiel mit dem Namen des uns bekannten Herrn Meunier (Müller), Commis im Magazine zum goldenen Barte.

„Was Teufels erzählen Sie uns da, Frau Badureau? ein Müller mit goldenem Barte?“

„Herr Bosco, ein solcher Müller muß allerdings so selten sein, als eine weiße Amsel; doch ich sagte zu mir selbst: das ist wieder ein Stückchen von Ihnen...“

„Oh! Geliebte, ich begreife,“ unterbrach Gilberte die Portière, „es ist der junge Mann, der an jenem Sonntag zugleich mit uns im Café de Paris speiste... und dem wir die Ueberraschung mit der Million bereitet haben... Du weißt.“

„Die Ueberraschung mit der Million?.. schon wieder ein Taschenspielerstück!“ rief Frau Badureau, den Kopf schüttelnd. „Mein Gott! wie viel Stücke müssen Sie in Ihrem Sacke haben!“

„So ist es, Minette,“ erwiederte Gilbert, „Herr Meunier, Commis im Magazine zum goldenen Barte.“

„Ah! liebe kleine Korrigan,“ sagte die junge Frau, ohne an die Anwesenheit der Portière zu denken, „sind diese guten jungen Leute mit der andern Million überrascht worden?“

„Noch nicht,“ antwortete die Stimme der unsichtbaren Fee. „Befehlet, ich werde gehorchen.“

„Hm!.. hm! Minette,“ brummte Gilbert, indem er seiner Frau ein Zeichen des Verständnisses machte, um ihr vorzuwerfen, daß sie so unbedachtsam gesprochen und so eine Antwort der unsichtbaren Fee vor Frau Badureau hervorgerufen habe. Doch einen Augenblick erstaunt, als sie diese Stimme mit ihrem so sanften, so sonoren Klange hörte, welche aus einer der Ecken des Plafond zu kommen schien, schaute die Portière in dieser Richtung empor, schlug sich dann vor die Stirne und rief:

„Ah! Herr Bosco, was für ein herrlicher Bauchredner sind Sie!... und ich vergesse immer, daß Sie es sind!“

„Sie glauben, Frau Badureau?“ versetzte Gilbert ärgerlich, beinahe zornig darüber, daß er sein übernatür-

liches Verhältniß zu einer Fee so wenig Eindruck hervorbringen sah. „Ah! Sie glauben, das, was Sie so eben gehört haben, sei nur ein Bauchrednerspiel?“

„Ja, Herr Bosco, und ohne Ihr Talent, das ich anbete, heruntersetzen zu wollen, muß ich Ihnen sagen; daß ich mit meinem verstorbenen Manne einer Vorstellung beigewohnt habe, wo ein Bauchredner drei Katzen in der Tabaksdose des seligen Badureau miauen ließ. So weit sind Sie noch nicht, junger Mann, doch das wird kommen. . .“

Während Gilberte bis zu Thränen über diese Antwort lachte, rief Gilbert, außer sich gebracht durch die Ungläubigkeit der Portière, welche als starker Geist auftrat, um sie zu verblüffen:

„Korrigan! Minette und ich wollen, daß die Commode, bei der Frau Badureau steht . . . werde . . . was werde? ah! ein Kameel; ja, ein ächtes, zehn Fuß hohes Kameel, und daß es vor Frau Badureau niederkniee! . .“

„Ja,“ sagte Gilberte mit verdoppeltem Gelächter: „ein Kameel! ein Kameel!“

„Es ist geschehen!“ sprach die Stimme der Fee; „es ist geschehen!“

„Es ist geschehen . . . es ist geschehen! . . . junger Bauchredner, das ist bald gesagt,“ erwiederte die Portière, sich an Gilbert wendend, „wir werden das sehen.“ Und nachdem sie langsam eine Prise Tabak geschlürft hatte, bückte sie sich ein wenig, stützte ihre beiden Hände auf ihre Kniee, betrachtete die Commode mit einem ruhigen, aufmerksamen Auge und wiederholte: „Wir wollen das Stückchen ein wenig sehen!“

Kaum hatte die Korrigan gesagt: „Es ist geschehen!“ da wuchs plötzlich die kleine Commode auf ihren Füßen, welche die gebogenen Beine des Thieres der Wüste geworden waren, verlängerte sich, rundete sich, behöckerte sich, bedeckte sich mit spärlichen gelblichen Haa-

ren und streckte an einer ihrer Extremitäten einen langen Hals vor, der in einem platten Kopfe endigte; mit einem Worte, die kleine nußbaumene Commode hatte sich sichtbar in ein wahres Kameel vom schönsten Wuchse verwandelt, dessen Höcker beinahe den Plafond in dem Augenblick berührte, wo das gelehrige Thier vor Frau Badureau, seinen langen Hals und seinen unförmlichen Kopf, an welchem sein großes, verständiges, sanftes Auge glänzte, wiegend, niederkniete.

Diese magische Heraufbeschwörung bereuend und erschrocken über die Metamorphose, näherte sich Gilberte rasch ihrem Manne und sagte betrübt und mit Bangigkeit zu ihm:

„Oh! wie habe ich Angst . . . und dann unsere arme kleine Commode . . . ich legte so viel Werth darauf! wir kauften sie mit einander an unserem Hochzeittage . . . und unsere Wäsche, die ich so schön in den Schubladen geordnet und mit Rosenblättern bestreut hatte, damit sie gut rieche . . . sie wird in einem hübschen Zustande sein . . . wenn sie im Bauche dieses garstigen Thieres ist! Korrigan, schicken Sie es sogleich weg. . . . Wir wollen unsere kleine Commode mit unserer gut geordneten und wohlriechenden Wäsche wieder sehen, nicht wahr, Geliebter?“

„Minette, beruhige Dich!“ erwiederte Gilbert, indem er einen stolzen, triumphirenden Blick auf die Portière warf; „ich wollte nur sehen, ob Frau Badureau glaube, dieses Stück sei auch aus meinem Pfiffigkeitssacke genommen, wie sie sagt!!! Korrigan, das Kameel soll nun verschwinden.“

„Es ist geschehen!“ sprach die Stimme.

Und sichtbar kleiner werdend, schien das Kameel, so zu sagen, in das Innere der Commode zurückzukehren, so wie diese ihre ursprüngliche Form wieder annahm, welche ihr blieb.

Während sich Gilberte nicht ohne Furcht der Com-

mode näherte, um als gute Hauswirthin zu untersuchen, ob sie die Wäsche enthielte, die sie so sorgfältig darin geordnet hatte, richtete sich Frau Badureau, welche mit weit aufgesperrtem Auge aufmerksam den Phasen dieses Wunders gefolgt war, ohne ein anderes Gefühl, als das einer ungefähr befriedigten Neugierde zu offenbaren, richtete sich Frau Badureau, sagen wir, den Kopf schüttelnd auf.

„Nun!“ sprach Gilbert, der schon sehr ärgerlich darüber war, daß er der Portière durch diese magische Beschwörung nicht den geringsten Schrecken verursacht hatte, „nun! was sagen Sie hiezu, Frau Badureau?“

„Ich sage, daß ich Besseres gesehen habe, als dieses Stück,“ antwortete anmaßender Weise die Portière, eine neue Prise Tabak schlürfend; „ich habe viel Besseres gesehen, Herr Bosco.“

„Wie?“ versetzte Gilbert heftig, „Sie haben Besseres gesehen?“

„Ja, vorgestern erst, auf dem Boulevard du Temple.“

„Frau Badureau!“

„Es handelt sich nicht um Frau Badureau! Herr Bosco, hören Sie, wie die Sache sich verhält: ich ging zum Hauseigenthümer; ich sehe Leute um eine Bude in freier Luft versammelt; ich schlüpfe durch wie ein Mäuschen, und was erblicke ich? Einen wackern Mann, der Schachteln so groß wie eine Hand und so dick wie ein Finger verkauft: man öffnete die Schachtel, und flugs kam, als wollte er einem in die Augen springen, ein großer Bursche von einem schwarzen Teufel daraus hervor, der seine rothe Zunge herausstreckte und mit Schweif und Hörnern versehen war . . . Und bemerken Sie wohl, er maß einen Fuß, der Schurke, während er in einem winzigen Schächtelchen Platz hatte! Oh! Herr Bosco, zwischen diesem Stück und dem Ihrigen ist gar kein Vergleich! Das Ihrige ist allerdings artig; doch Sie werden mi-

nicht glauben machen, es sei schwieriger, zu bewirken, daß ein Kameel in eine Commode hineingehe, als zu bewerkstelligen, daß ein großer Bursche von einem Teufel, der einen Fuß hoch ist, in einer Schachtel, welche kleiner als meine Tabaksdose, Raum genug habe. Oh! Herr Bosco, lassen Sie mich!"

„Bei meinem Ehrenwort, das ist zum Verzweifeln!" rief Gilbert tief gedemüthigt in seiner übernatürlichen Macht durch die unüberwindliche Ungläubigkeit von Frau Badureau. „Alles können, was man will, und nur als ein einfacher Bauchredner oder als Herr Bosco angesehen werden!"

Da hörte man zwei- oder dreimal von außen an die Thüre klopfen; dies setzte den Klagen von Gilbert ein Ziel, und durch ihre aufmerksame Inspection des Inhalts der Commode beruhigt, rief seine Frau:

„Herein!"

Die Thüre wurde geöffnet, und unsere jungen Leute sahen ihre Tischnachbarn vom Café de Paris, August Meunier und seine Frau Juliette, Beide eben so prächtig als geschmacklos gekleidet, erscheinen. Meunier trug an seinem Hemde Diamantknöpfe und Rubinknöpfe an seiner Weste von schwarzem, mit orangefarbiger Seide brochirtem Sammet; über diesen reichen Stoff schlängelte sich eine dicke goldene Kette, an der ein mit Edelsteinen besetztes Doppelglas hing. Juliette Meunier gab, was den Luxus der Kleidung betrifft, ihrem Manne nichts nach. Atlaßhut mit einem Paradiesvogel darauf, englischer Spitzenschleier, langer indischer Kaschemirshawl, Sammetkleid mit Zobelpelz garnirt (obgleich der Sommer nahe daran war, auf den Frühling zu folgen), dies war der Putz der jungen Frau. Dabei trug sie an jedem von ihren Armen ein halbes Dutzend Bracelets und ungeheure Ringe über ihren Handschuhen; ihre von Edelsteinen funkelnde Chatelaine fiel bis auf ihre Kniee herab; die arme Juliette erstickte unter ihrem Sam-

met, ihrem Kaschemirshawl und ihrem Pelzwerk, an diesem schönen lauen Frühlingstage. Trotz dieser Schaustellung eines hoffärtigen und geschmacklosen Luxus offenbarten die Züge von Juliette und die ihres Mannes in keiner Hinsicht die den Reichgewordenen in der Regel eigenthümliche alberne, anmaßende Geckenhaftigkeit; man las höchstens in der strahlenden Physiognomie der zwei jungen Leute das Verlangen, durch ihren blendenden Aufzug den Lithographen und die Blumenmacherin, welche sie einmal im Café de Paris getroffen, ein wenig in Erstaunen zu setzen.

Als sie die Ankömmlinge erblickte, entfernte sich Frau Badureau discreter Weise, nachdem sie leise zu Gilbert gesagt hatte:

„Herr Bosco, Sie können diese Kunden hier, welche in einer Equipage gekommen sind, Ihr Stückchen mit der Commode und dem Kameel tüchtig bezahlen lassen, obschon ich Besseres gesehen habe; doch nur stille!“

„Herr Gilbert,“ sagte Meunier herzlich nach dem Verschwinden der Portière, „Sie werden Juliette und mich sehr ungezogen finden, daß wir so in ihre Wohnung eindringen, da wir aber die Portière nicht zurückkommen sahen und des Wartens überdrüssig wurden, so wagten wir es, bei meiner Treue, heraufzusteigen. Oh! wir sind an das Klettern gewöhnt; wir wohnten wie Sie im fünften Stock, ehe wir eine ungeheure Erbschaft gemacht haben. Denn Sie wissen nicht, seitdem wir uns im Café de Paris getroffen, sind wir Millionäre geworden.“

„Ah bah!“ versetzte Gilbert, der den Erstaunten spielte, „Millionäre!“

„Mein Gott, ja,“ erwiederte Juliette, „und das führt uns hieher, meine gute kleine Frau Gilbert, wir sind nicht vergeßlich.“

„Nein, nein, das Vermögen hat uns nicht den Kopf verrückt,“ setzte Meunier hinzu, indem er Gilbert abermals die Hand reichte, „wir sind keine Undankbare.“

„Ah! Herr Meunier," sagte Gilbert lächelnd, während er einen Blick des Verständnisses mit seiner Frau wechselte, „glauben Sie zufällig, wir haben dazu, daß Sie diese Erbschaft gemacht, beigetragen?"

„Wir wünschten es von ganzem Herzen," fügte Gilberte ebenfalls lächelnd bei. „Doch Sie sehen," sagte sie, auf das bescheidene Mobiliar des Stübchens deutend, „wir sind selbst kleine Leute, und wir hätten eine Erbschaft sehr nöthig. Aber wie schön sind Sie, Frau Meunier! wie herrlich sind Ihre Juwelen!"

„Und Sie, Herr Meunier," rief Gilbert, „Sie haben ganz das Ansehen eines Mylord."

„Bei meiner Treue, Juliette und ich, wir haben uns in den Aufwand gestürzt und gekauft, was es Theuerstes gab," erwiederte Meunier; „wir mietheten dann einen Wagen und sagten zu einander: „„Wir müssen Herrn und Frau Gilbert einen kleinen Besuch machen."" Denn, obgleich Sie, wohlverstanden, nichts zu unserer Erbschaft beigetragen haben, komme ich doch auf mein Wort zurück: wir sind keine Undankbare."

„Herr Meunier," sagte Gilbert heiter, „wollen Sie uns nicht die Auflösung der Charade geben?"

„Ja," sprach Gilberte, „sagen Sie uns, was wir für Sie haben thun können."

„Und die Flasche Champagner," erwiederte Frau Meunier, Gilberte anschauend, „die Flasche Champagner, mit der Sie sich festlich im Café de Paris bewirthen wollten, die Sie aber nicht tranken, aus Furcht, August und mich zu demüthigen."

„Wie, Madame," versetzte Gilbert lächelnd und erröthend, „Sie vermuthen . . "

„Nein, nein, das ist keine Vermuthung," entgegnete Meunier, „das ist eine Gewißheit. . . Denken Sie sich, daß ich an jenem Tage im Café de Paris, — da ich Sie Champagner bestellen hörte, — gedemüthigt, beinahe betrübt war, durch den Gedanken, daß ich Juliette

nicht auch diesen kleinen Genuß anbieten konnte. Als Sie, Frau Gilbert, plötzlich ihren Wein wieder abbestellten, war mir auch eine Last vom Herzen genommen."

„Und Sie machten mir das artige Anerbieten, Ihre Börse mit mir zu theilen," sagte Gilbert. „Sie sprechen von Dankbarkeit: wir sind Ihnen zu Dank verpflichtet."

„Warten Sie doch, mein wackerer Herr Gilbert, und lassen Sie mich vollenden," versetzte Meunier; „ich biete Ihnen meine Börse an, Sie schlagen Sie aus und versichern mich, Sie haben genug, um Ihre Rechnung zu bezahlen."

„Als wir das Kaffeehaus verlassen hatten," fügte Juliette bei, „sagte ich zu August, da ich mich mehrerer Umstände erinnerte: „„Unsere Tischnachbarn sahen nicht aus wie Leute, die sich erdreisten, etwas zu verlangen, was sie nicht bezahlen können; ich wette, das hübsche Frauchen, das so eben den Wein zurückgeschickt, hat dem guten Gedanken, uns nicht zu demüthigen, nachgegeben.""

„„Das ist augenscheinlich,"" erwiederte mein August, „„denn ich entsinne mich nun, daß unser Nachbar ganz verblüfft schien, als er seine Frau zum Kellner sagen hörte, sie wolle keinen Champagner mehr.""

„Bei meiner Treue, Frau Meunier, ich werde nicht Bescheidenheit auf Kosten von Minette spielen," sagte Gilbert, „ja, mein Weibchen wollte lieber die wundervolle Flasche Champagner nicht trinken, als Ihnen eine Art von Kummer verursachen."

„Und indem wir uns dieser so zarten und so artigen Handlung erinnerten, war es auch," sprach Juliette, „sobald wir reich geworden, einer unserer ersten Gedanken, daß wir uns sagten: „„Wir sind nun Millionäre; an falschen Freunden wird es uns nicht fehlen; könnten wir aber wahre Freunde haben, dann wäre unser Glück vollständig.""

„Und wir dachten natürlich an Sie, Herr Gilbert, und an Ihr reizendes Frauchen," sprach Meunier. „Wir sind von Lyon erst vor kurzer Zeit nach Paris

gekommen, wo wir Niemand kennen, denn wir hatten weder die Neigung, noch die Zeit, Bekanntschaften zu machen. Ich war erster Commis im Magazin zum goldenen Barte; meine Frau besorgte das Comptoir, und außer unserem Sonntag hatten wir keinen Tag für uns; unser Patron war sehr anspruchsvoll."

„Allein glücklich sein ist langweilig," bemerkte Juliette; „Freunde haben, die uns nur unseres Vermögens wegen lieben, ist abscheulich, sagten wir uns. Da aber ein kleines Muster genügt, um die Schönheit eines Stoffes zu beurtheilen, so konnten wir von dem vortrefflichen Herzen unserer Nachbarn an jenem Tag urtheilen. Bieten wir Ihnen also muthig unsere Freundschaft an."

„Und wenn sie sie annehmen, so würde nichts unserem Glücke fehlen," fügte Meunier bei.

„Herr Meunier," sprach Gilbert, der seit einigen Augenblicken nachdenkend geworden war, „Sie sind also glücklich, sehr glücklich, äußerst glücklich?"

„Oh! mein lieber Extischnachbar (ich nenne sie lieber so, es ist länger, als: mein Herr, aber mein Herr scheint mir teufelmäßig kalt)," sagte Meunier heiter, „Sie fragen mich, ob . . . "

„Ei, mein Gott! nennen Sie uns ohne alle Umstände Gilbert und Gilberte; unter guten Leuten keine Ceremonien! wir werden Sie August und Juliette nennen."

„Es sei!" erwiederte Meunier, „und ich mache sogleich Gebrauch von Ihrer Erlaubniß, indem ich Ihnen antworte, mein lieber Gilbert: Wie, Sie fragen uns, ob wir glücklich seien, sehr glücklich? Können Sie eine solche Frage an uns richten, während wir Millionäre sind?"

„Mein lieber Meunier, es ist wahrlich reine Neugierde! Und dann . . . Sie wissen, man sagt, das Gold mache nicht das Glück. . . "

„Es ist möglich, daß man das sagt, sicher aber ist für mich, daß Juliette und ich, seitdem wir, statt in Ab-

hängigkeit von Anderen zu leben, Gebieter eines großen Vermögens sind, uns die glücklichsten Leute der Welt fühlen."

„Das ist wahr," sprach Juliette, „und wenn wir zu Freunden Gilbert und Gilberte hätten, so würde nichts zu diesem schon so großen Glücke fehlen."

„Ihr Freundschaftsanerbieten macht uns großes Vergnügen, lieber Meunier, und wir nehmen es von ganzem Herzen an," erwiederte Gilbert.

„Oh! ja," rief Gilberte, „von ganzem Herzen."

„Nun wohl, unsere Freunde," sagte Meunier, „Sie müssen damit anfangen, daß Sie uns etwas versprechen."

„Was, mein lieber Meunier?"

„Sie müssen uns versprechen, heute Abend mit uns den ersten Genuß von unserer Erbschaft zu theilen; wir machen eine vollständige Partie; zuerst gehen wir in die Oper ..."

„Alle Elemente!" rief Gilbert, „nur das ... in die große Oper!"

„Man gibt eine Beneficevorstellung," fügte Meunier bei, „das wird herrlich sein. Die berühmte Frau von Saint-Marceau, Künstlerin vom Theater des Italiener, wird zwei Acte von Semiramis singen. Wir haben eine Loge von vier Plätzen gemiethet; hier sind Ihre Coupons."

„Unsern Dank, mein lieber Meunier," sagte Gilbert, während er die Billets mit einer nachdenkenden Miene in die Tasche schob; „wir nehmen ohne Umstände an."

„Und wenn wir von der Oper weggehen," sprach Juliette, „speisen wir im Café de Paris zu Nacht... zur Erinnerung an unser erstes Zusammentreffen."

„Welch ein guter Gedanke, liebe Juliette!" rief Gilberte; „wir lassen die zwei Tische zusammenstellen, an denen wir damals getrennt saßen. Wir werden dann nur einen Tisch bilden und trinken mit einander die treffliche Flasche Champagner!"

„Also, meine Freunde,“ sprach Rennier, der sich anschickte, das Zimmer mit Juliette zu verlassen, „in der Oper finden wir uns wieder!“

„Abgemacht,“ antwortete Gilbert, der immer mehr von einem Gedanken beherrscht zu sein schien, „heute Abend.“

Kaum hatten die neuen Freunde von Gilbert und Gilberte diese allein gelassen, als Gilbert, der voll Aufregung und gesticulirend im Zimmer hin und her ging, ausrief:

„Korrigan, ich bin ein Esel! ein Bußhard! ein Stier! Mit einem Worte, ich bin Alles, was es Dummstes, Einfältigstes, Blödsinnigstes auf der Welt gibt! Minette, meine arme Minette, Dein Mann sollte Heu an einer Raufe fressen oder Gras auf allen Vieren weiden, das dreifache Thier!“

„Oh! mein Gott, liebe kleine Fee,“ rief Gilberte ganz zitternd: „mein armer Gilbert wird ein Narr! Korigan, erbarmen Sie sich meiner!“

XXVII.

Die Besorgniß von Gilberte, als sie die Aufregung ihres Mannes wahrnahm und seine seltsamen Worte hörte, war begreiflich; er ging fortwährend im Zimmer umher, zuckte die Achseln, schlug sich vor die Stirne, lachte laut auf, richtete die ungereimtesten Vorwürfe an sich, kehrte dann wieder zu seiner Frau zurück, küßte sie, bat sie um Verzeihung, und fing dann abermals an zu gehen und, Worte ohne Zusammenhang sprechend, zu gesticuliren.

„Oh! es unterliegt keinem Zweifel, er ist ein Narr!“ murmelte Gilberte, deren Augen sich mit Thränen füllten. „Oh! mein Gilbert . . . Gute Korrigan, erbarmen Sie sich unserer!“

„Sei ohne Furcht,“ sprach die sanfte Stimme. „Nein, Dein Gilbert ist kein Narr!“

„Wie! Geliebte, Du weinst!“ rief der junge Mann mit einem schmerzlichen Erstaunen, als er die Thränen seiner Frau gewahr wurde; „Du weinst!“ Dann kniete er vor ihr nieder, küßte ihre Hände voll Zärtlichkeit und sprach: „Bin ich Schuld, daß Du weinst?“

„Ei!“ erwiederte Gilberte, indem sie vergebens ihre Thränen zurückzuhalten suchte, „Du läufst hin und her wie ein Bestürzter; Du geberdest Dich mit den Armen, Du sagst . . . Du sagst . . . „Und das arme Kind erstickte beinahe . . . „Du sagst . . . Du . . . Du müßtest auf allen Vieren gehen, und . . . und . . . und Gras fressen . . . “

„Aber, meine Angebetete, das ist ein Bild, eine Figur,“ versetzte Gilbert, der immer noch zu den Füßen seiner Frau kniete, die er zärtlich mit den Armen umschlang; „es war eine Redensart, meine Liebe, ich sei... bis jetzt so dumm gewesen . . . wie ein Stier . . . und nichts Anderes.“

„Wahrhaftig!“ sagte Gilberte, indem sie ihre schönen großen, mit Thränen gefüllten Augen trocknete; dann nahm sie zwischen ihre Hände das Gesicht ihres Gilbert, in welchem die Rührung unverkennbar war, betrachtete es voll Leidenschaft und wiederholte: „wahrhaftig! .. Du bist bei Vernunft? Du erkennst mich?“

„Ob ich Dich erkenne!“ rief der junge Mann, der nun wieder aufstand. „Fühle mein Herz an, wie es schlägt nur bei dem Gedanken, ich habe Dich einen Augenblick, ohne es zu wollen, betrübt!“

„Oh! es ist wahr,“ erwiederte die junge Frau mit einer sanften Gemüthsbewegung, und immer mehr beruhigt; „Dein Herz schlägt! Ich finde Deinen guten Blick wieder, mein Gilbert! Nein, Du bist nicht verrückt! Ich war toll, daß ich erschrak! .. Aber, Du böser Bibi,“ und sie lächelte unter ihren halb getrockneten Thränen, „Du hast mir auch gesagt, Du müssest auf allen Vieren gehen . . . “

„Arme Minette! ich begreife, daß im ersten Augenblick diese Stellung, von der ich sagte, sie müßte die meinige sein zur Strafe für meine Dummheit, Dir seltsam schien; aber siehst Du, ich war so aufgebracht gegen mich selbst, daß ich mich mit den unangenehmsten Grobheiten nicht verschonte."

„Ich glaube es wohl: Du nanntest Dich Esel, Bußhard, Stier, was weiß ich!"

„Und wenn man bedenkt, daß ich mir noch nicht genug gesagt habe!"

„Aber was hast Du Dir denn vorzuwerfen?"

„Was ich mir vorzuwerfen habe? Ich möchte sagen, uns vorzuwerfen, müßte ich nicht in meiner Eigenschaft als Herr des Hauses die ganze Verantwortlichkeit auf mich nehmen."

„Sprich doch: was hast Du auf Dich zu nehmen?"

„Ein ungeheures Versehen! eine monstruose Dummheit! eine pyramidale Eselei!"

„Oh! Du fängst wieder an!"

„Laß uns ein wenig vernünftig reden."

„Mit Vergnügen . . . ich höre."

„Der Zufall schickt uns eine Korrigan, eine allerliebste kleine Fee, die ganz einfach zu uns spricht: „„Meine Freunde, ich werde Eure Wünsche erfüllen, bis Ihr Euch so vollständig glücklich fühlt, daß Ihr zu mir sagt: Gehe, Korrigan!"" Das ist einfach wie: guten Morgen! nicht wahr?"

„Gewiß."

„Es handelte sich also für uns darum, von der Korrigan zu verlangen, daß sie die Wünsche erfülle, die uns auf immer glücklich machen konnten, und dann artig zu ihr zu sagen: „„Wir danken Ihnen, liebe Korrigan, Sie können nun Ihren Schwestern nachfolgen.""

„Allerdings."

„Es war unsere Aufgabe, das Glück zu finden . . ."

„Nicht mehr."

„Und dieses Glück, von wem haben wir es gefordert? wo haben wir es gesucht? Oh! meine arme Minette, wir haben es sehr fern gesucht, und es war zu unseren Füßen! Wir haben es von Anderen, in ihr Leben eintretend, gefordert, indeß das Glück ... in uns selbst war!“

„Wie ... schon?“ murmelte mit einem Ausdrucke freudigen Erstaunens und mit sich selbst sprechend die Stimme der unsichtbaren Fee. „Wie! die Erfahrung der jüngsten Vergangenheit würde genügen, um mit Weisheit diese zwei guten Herzen zu begaben, und ich könnte meinen Schwestern nachfolgen? ... Oh! ich wage es noch nicht, mich in einer so süßen Hoffnung zu wiegen!“

Gilbert und Gilberte, welche mit einander sprachen, hörten die Worte der Korrigan nicht, denn diese murmelte sie mit einer so schwachen Stimme, daß sie nicht bis zu ihrem Ohre gelangten.

„Sprich, Gilbert, erkläre Dich,“ fragte die junge Frau; „Du sagst, wir haben Unrecht gehabt, das Glück anderswo, als in uns selbst zu suchen?“

„Ei! allerdings, Geliebte. Statt wir selbst zu bleiben ... und, bei allen Elementen! wir kennen uns lange genug, um zu wissen, wer wir sind ... waren wir einfältig, gimpelhaft genug ...“

„Wir, Herr Bibi, wir sind einfältig ... gimpelhaft gewesen? ... Sie sind sehr unartig!“

„Ich spreche für mich, Minette, doch ich sage wir wie der Herr Polizeipräfect: „„Wir, der Polizeipräfect: sintemal die herrenlosen Hunde umherlaufen u. s. w.““ Du brauchst nur die Anschlagzettel zu lesen.“

„Oh! Du Herzkind! wie witzig bist Du, wenn Du willst!“ versetzte Gilberte lachend. „Ich lasse Dir das Wort wir hingehen wegen der Erklärung.“

„Ich fahre also fort: während wir wußten, was wir Beide waren, sind wir so ... so ... einfälti-

gewesen, Andere als wir selbst werden und sein zu wollen. Wahrhaftig, das war sinnlos!"

„Du hast Recht.'

„Ich will nicht verächtlich vom Marquis und von der Marquise reden, obgleich streng genommen. . ."

„Und dann, nicht wahr, mein Lieber, es genügt, daß man Jemand gewesen ist, um dieser Person nicht alle Schande und Laster nachzusagen?"

„Ich erkenne Minette an diesem Benehmen! Was Georges Hubert und Louise betrifft, so reichen wir ihnen hinsichtlich des Edelmuths und der Seelengröße allerdings nicht bis an die Knöchel; doch was willst Du! der Adel des Herzens, das Genie von Georges Hubert, die erhabene, aufopfernde Ergebenheit der armen Louise haben es nicht verhindert, daß Beide wie Verdammte gelitten! Wir wissen es nur zu genau, da wir sie selbst gewesen sind."

„Oh! ja, mein Gott, welche Leiden!"

„Und die Leiden, haben wir sie uns selbst zu verdanken gehabt? nein, sondern denjenigen, in deren Leben wir uns unbesonnener Weise versetzt hatten."

„Ja, wie arme Schmetterlinge, welche, von der Flamme des Lichtes angezogen, sich an diesem verbrennen!"

„So ist es! Sieh auch: so lange wir wir selbst geblieben sind, haben wir den Kummer nie gekannt . . . und daraus schließe ich, daß wir, um das Glück zu finden, fortan Gilbert und Gilberte bleiben müssen."

„Und so werden wir sicher sein, daß wir thun, was wir thun wollen."

„Gut, hiedurch ist schon die Hälfte unseres Glückes gefunden."

„Doch die andere Hälfte?"

„Gerade wegen dieser andern Hälfte sind wir Thiere gut, um Heu zu fressen, gewesen (ich sage immer wir wie der Herr Polizeipräfect). Wo haben

wir bis jetzt das Glück gesucht? Zuerst im Leben eines vornehmen Herrn und einer vornehmen Dame; sodann im Leben eines Mannes von Genie und seiner Geliebten . . ."

„Und Gott weiß, ob wir das, was wir gesucht, gefunden haben!"

„Das Wunderbarste dabei aber ist, meine Geliebte, daß wir . . . und ich bereue es nicht . . . daß wir Anderen verschafft haben, was wir vergebens suchten."

„Wie so?"

„Hast Du nicht so eben den wackern Meunier und seine Frau zu uns sagen hören, mit Ausnahme unserer Freundschaft fehle ihnen nichts zu ihrem Glücke, seitdem sie Millionäre seien?"

„Es ist wahr, sie haben das gesagt."

„Und wir, die wir sie zu Millionären gemacht haben, wir, die wir zehnmal, hundertmal, tausend Millionen mal Millionäre sein können, beim Henker! wir verschaffen uns selbst nicht das Glück, das wir unserem Freunde Meunier gegeben!"

„Ach!" murmelte mit klagendem Tone die sanfte Stimme der Korrigan, ohne von Gilbert und Gilberte gehört zu werden, „einen Augenblick glaubte ich an die Weisheit dieser zwei Herzen! . . . Ach! . . . ich werde meine Schwestern noch nicht wiedersehen!"

Gilberte, statt ihrem Manne zu antworten, blieb kurze Zeit nachdenkend und sagte dann:

„Du hast vielleicht Recht, Geliebter; doch . . ."

„Doch?"

„Du erinnerst Dich, daß Du, als die Korrigan, nachdem sie uns die zwei Millionen gegeben hatte, die sich in Deiner Kreidenschachtel und in meinem Blumencarton fanden, zu uns sagte: „„Wollt Ihr noch mehr Millionen? Wollt Ihr zehn? wollt Ihr hundert?"" antwortetest, — ich höre es noch: — „„Pfui! Millionen.

das ist gemein: es muß etwas Besseres als dies zu verlangen geben.''''

„Gewiß, gewiß, denn damals glaubten wir, der Reichthum bedürfe der Würze einer hohen Geburt, und dann hat uns die Erfahrung die Plackereien, die Verdrießlichkeiten der Existenz eines vornehmen Herrn gezeigt, der selbst das Loos eines Mannes von Genie beneiden muß. Da verlangten wir das Glück vom Genie, vom Ruhme. „„Ich kenne es nicht!““ antwortete der Ruhm. „„Wendet Euch anderswohin.““

„In der That, wenn ich es mir recht überlege, bin ich ziemlich Deiner Ansicht, und ich mache mir folgendes kleine Raisonnement.“

„Laß das kleine Raisonnement von Minette hören.“

„Ehe wir durch uns selbst erfahren hatten, was im Grunde das Leben der vornehmen Herren und der Männer von Genie ist, genügte es uns nicht, Millionäre zu sein, weil wir uns, obgleich reich, ungeheuer reich, wenn wir einen Marquis oder einen Mann von Genie hätten vorübergehen sehen, gesagt haben würden: „„Wir mögen immerhin Millionen haben, sie geben uns weder die Geburt, noch den Ruhm!““

„Vortrefflich ist das kleine Raisonnement von Minette, ganz vortrefflich! denn nun wird das Glück, welches wir dadurch, daß wir Millionäre sind, haben werden, nicht mehr getrübt sein durch schlimmen Neid, und wir werden sagen: „„Gehe, Marquis; gehe, berühmter Dichter! wir sind vornehme Leute; wir sind großer Dichter gewesen! wir danken, wir wissen, was die Elle werth ist.““

„Ja, und bei meiner Treue, wir werden einfache Millionäre bleiben.“

„Einfache Millionäre! geh' doch!“ rief Gilbert die Achseln zuckend; „auch in dieser Beziehung sind wir wahre Gimpel gewesen. (Ich sage wir, um mich wie der Herr Polizeipräfect auszudrücken.)“

„Bibi, verständigen wir uns. Nicht wahr, wir sind für immer vom Ruhme und von der Vornehmheit zurückgekommen?“

„Oh! ja, Gott sei Dank!“

„Warum sollen wir dann etwas Anderes sein, als einfache Millionäre?“

„Arme Minette! bei meinem Ehrenworte, es thut mir leid um Dich!“

„Erkläre Dich.“

„Und das Kameel?“

„Wie, das Kameel?“

„Und die Kolik? . . .“

„Die Kolik?“

„Wir! einfache Millionäre! wir, die wir eine Commode in ein Kameel verwandeln und die Kolik, gleichviel wem, den Hirten wie den Königen geben können!“ rief Gilbert mit Begeisterung. „Oh! meine Minette, was für ein schönes Ding ist es um eine Kolik, wenn man sich derselben zu bedienen weiß! Alle Teufel! was die Geschwindigkeit betrifft, ist das so schön als der electrische Telegraph! Und Du sagst, meine arme Geliebte, wir sollen einfache Millionäre sein, während wir die Kolik dem Kaiser von Rußland und allen Russen geben können! Ah! weil wir gerade daran sind, wollen wir die Kolik allen Russen geben, nun?“

„Was fällt Dir ein! es sind darunter so viele Leute, welche Niemand etwas zu Leide gethan haben!“

„Gut; Minette will es, kein Russe wird die Kolik bekommen. Doch da habe ich einen anderen Gedanken! . . . Wenn es je der russischen Armee einfallen würde, in Verbindung mit den Preußen und den Oesterreichern unsere Grenze zu überschreiten . . . halt, dieser Gedanke ist vortrefflich! . . . Korrigan!“

„Sprecht,“ sagte die sanfte Stimme, „was begehrt Ihr?“

„Wir wollen, daß das ganze fremde Heer, wer

es, ohne angegriffen worden zu sein, den Fuß über unsere Grenze setzt, um Frankreich zu mißhandeln, eine grausame Kolik bekomme, vom Obergeneral an bis zum letzten russischen, österreichischen oder preußischen Trommler. Ja, wir wollen, daß in dem Augenblick, wo man ihnen: „Schlagt an . . . Feuer!" commandiren wird, Gemeine, Officiere, Generale, Marschälle auf der Stelle kampfunfähig gemacht werden, wie der General Poussard."

„Bei meiner Treue, ja," rief Gilberte, indem sie ein schallendes Gelächter aufschlug, „denn im Ganzen tödtet die Kolik Niemand, und der Krieg tödtet so viele arme Leute."

„Es wird Eurem Willen gehorcht werden, wie man ihm beim General gehorcht hat," erwiederte die Stimme. Und ohne daß es Gilbert und Gilberte hörten, fügte sie bei:

„Ah! warum trifft ihr Verlangen nicht alle diejenigen auf dieser Welt, welche von der tollen Wuth, die man **den Krieg** nennt, besessen sind! Das Verlangen dieser zwei guten Herzen würde es dahin bringen, daß der Friede ewig auf Erden herrschte, der brüderliche, der fruchtbare, befreiende Friede!"

„Einfache Millionäre!" wiederholte Gilbert in seiner wachsenden Begeisterung, „wir, die wir die Unabhängigkeit Frankreichs dadurch gesichert haben, daß wir dem Ausländer die Kolik gegeben, so oft er es wagen wird, den Fuß über unsere Grenze zu setzen, ohne angegriffen worden zu sein! Aber, Minette, je gründlicher man die Kolik untersucht, desto mehr erkennt man, daß sie, wenn sie wohl angewandt wird, streng genommen die Vorsehung ersetzen könnte, wäre unglücklicher Weise die Vorsehung gestorben!"

„Ah! Gilbert!"

„Wie! ich nehme zum Beispiel an: ein Bösewicht,

der stehlen, morden will, wird von einer grausamen Kolik in dem Augenblick gepackt, wo er sein Verbrechen zu begehen im Begriffe ist!"

„Das ist wahr!"

„Da kommt ein Stutzer, der den Niedlichen, den Zierlichen, den Troubadour spielt, um die Frau eines ehrlichen Mannes zu verführen; die Unglückliche ist nahe daran, ihre Pflichten zu vergessen; die Schäferstunde hat geschlagen; pautz! mein Troubadour wird von einer entsetzlichen Kolik in dem Augenblick gezwickt, wo er den Mund aufthut und spricht: „„Seele meiner Seele, Wollust des Himmels . . .““ und was dergleichen Fadheiten sind!"

„Ha! ha! ha!" lachte Gilberte herzlich; „ich sehe ihn von hier aus! welch eine klägliche Miene!"

„Ach!" murmelte die Stimme der Korrigan, ohne von den zwei jungen Leuten gehört zu werden, „diese Wünsche, es fällt ihnen nicht ein, sie auszusprechen! Sie könnten machen, daß die Tugend ewig auf dieser Erde herrschen würde!"

„Ich sage Dir, Minette," sprach Gilbert, „ich sage Dir, die Macht der Kolik ist ungeheuer! Und das ist nur eines von den tausend Mitteln, über die wir verfügen können. Doch was willst Du! Anfangs verblendet, verblüfft durch unser wunderbares Abenteuer . . ."

„Es war wohl Grund hiezu vorhanden."

„Sind wir im Nebel herumgetappt, haben wir uns unserer Macht nicht zu bedienen gewußt, um dadurch das Glück zu finden; es kommt aber bei uns die Erfahrung, und dies Mal halten wir ihn, den Schelm von einem Glücke!"

„Was werden wir thun?"

„Vor Allem an das Solide denken . . . Liebe Korrigan, wir wollen ausgeben . . . Wie viel denn? Bah! fünfzigtausend Franken in der Viertelstunde."

„Ach! mein Gott! Gilbert, was sagst Du da?"

„Ich sage das, weil fünfzigtausend Franken in der Viertelstunde zweimal hunderttausend in der Stunde oder vier Millionen achtmalhunderttausend Franken im Tage machen; setzen wir fünf Millionen als runde Summe . . . Genügt uns das nicht, so werden wir weiter sehen . . . Das ist mein Charakter!"

„Du bist närrisch!"

„Und Sie, meine liebe kleine Korrigan, Sie werden uns einen Tag zum Voraus bezahlen, und so wollen wir fortan jeden Mittag auf den Schlag zwölf Uhr unsere Zahlung für den andern Tag in Empfang nehmen."

„Zweimal hunderttausend Franken in der Stunde!" sagte Gilberte die Hände faltend; „das ist nicht zu glauben! Nein," fügte sie naiv bei, „es gibt in der Welt nicht Geld genug, daß uns die Korrigan nur für einen Tag die Zahlung leisten kann!"

„Ah! Du glaubst, meine arme Minette? Nun denn, so sage wie ich: „„Korrigan, wir wollen sogleich unsere fünf Millionen von heute haben!""

„Ah! wohl," versetzte Minette mit einer Miene des Zweifels, „wir werden sehen." Und sie sprach: „Korrigan, wir wollen sogleich unsere fünf Millionen von heute haben."

„Es ist geschehen," antwortete traurig die Stimme der unsichtbaren Fee. „Ihr werdet die fünf Millionen in der ersten Schublade Eurer Commode finden . . . und jeden Tag empfangt Ihr, nach Euren Wünschen, um die zwölfte Stunde eine ähnliche Summe, und auch mehr, wenn Ihr wollt!"

Gilbert und Gilberte liefen nach der Commode. Sie sahen die erste Schublade voll mit Bündeln von Banquebillets; Gilbert nahm eines auf den Zufall, streute den Inhalt desselben auf der Commode umher und sagte dann zu seiner Frau:

„Nun Geliebte, was denkst Du hievon?"

„Ei! ich denke, daß es schwindelig macht, so große Summen zu sehen! Mein Gott! was werden wir mit so viel Geld thun?"

„Es ausgeben, und zwar lustig! ein Hotel für uns, Pferde für uns, Diamanten für Dich haben! Denn bis jetzt hatten wir am Ende nur die Verlassenschaft von denjenigen, in deren Leben wir eintraten."

„Es ist wahr, als wir der Marquis und die Marquise von Montlaur waren, hatten wir ihr Hotel und nicht das unsrige."

„Offenbar! Ehe eine Stunde vergeht, werden wir auch, das schwöre ich bei allen Göttern, das Hotel Gilbert besitzen!"

„Oh! ehe eine Stunde vergeht . . ."

„Du wirst es sehen, ich habe meine Idee." Dann nachdenkend und bebend: „Ah! Teufel! es fällt mir ein . . ."

„Was hast Du denn?"

„Hast Du nicht in den Feenmährchen gelesen, die Geister machen sich zuweilen den Spaß, ihren Schützlingen Goldstücke zu geben, die sich in Baumblätter verwandeln?"

„Wie, Du hältst unsere liebe kleine Korrigan für fähig, zu . . ."

„Nein, nein . . . Doch was würde ihr das am Ende machen? . . . Nicht wahr, liebe kleine Fee, es verdrießt Sie nicht, wenn wir Frau Badureau fortschicken und durch sie ein paar von diesen Tausend-Franken-Billets wechseln lassen, . . . nur um Münze zu haben."

„Thue, was Du willst," antwortete die Stimme, „dieses Geld gehört Dir."

Sogleich lief Gilbert an's Fenster, öffnete es, neigte sich hinaus und rief:

„Frau Badureau! . . Frau Badureau! . ."

„Aber, Gilbert," sagte die junge Frau, „Du vergissest, daß die zwei Tausend-Franken-Billets, die Du

aus Scherz der Portiäre gegeben, gut waren, da sie sich nicht darüber beklagt hat? Und dann die Million, die wir Meunier und seiner Frau zukommen ließen, war doch auch ächt!"

„Das ist wahr, ich dachte nicht hieran; doch lassen wir diese Billets immer wechseln, da es unsere liebe kleine Fee nicht übel nimmt. Nicht wahr, Korrigan?"

„Nein, meine Freunde," erwiederte die Stimme, „verfüget über Euer Geld nach Eurem Belieben."

„Ah! was unsern Freund Meunier betrifft," sagte Gilberte, „wir sind ihm eine Million schuldig; vergessen wir das nicht, mein Lieber!"

„Was für eine Million?"

„Die, welche wir ihm später geben sollten, damit ihre Freude sich verdoppele."

„Ganz richtig, Minette; man muß seine Schulden bezahlen, das ist eine heilige Sache. Korrigan, August Meunier und seine Frau sollen noch heute ihre zweite Million bekommen."

„Ja, oh! ja!" setzte Gilberte hinzu, „sie sind heute so artig gegen uns gewesen! Sie müssen ihre Million vor der Stunde haben, zu der wir mit ihnen in der Oper zusammentreffen sollen; so werden wir den ersten Duft ihrer Freude genießen!"

„Es ist geschehen," sprach die Stimme. „Man theilt so eben August Meunier mit, es sei eine bis daher unbekannte Schuld, die sich auf eine Million belaufe, für die Erbschaft, die ihm gehöre, entdeckt worden."

„Wie fröhlich werden sie sein!" sagte Gilberte. „Doch ich bedenke, warum geben wir diesen jungen Leuten nur zwei Millionen?"

„Teufel! wie rasch bist Du!"

„Ei! da uns das nichts kostet . . ."

„Gleichviel! zwei Millionen sind ein schöner Pfennig! Und dann siehst Du, wenn Jedermann Exmillionär

wäre, würde es einem kein Vergnügen mehr machen, ein solcher zu sein."

„Du glaubst, Geliebter?"

„Gewiß!"

„Ach!" schon der Egoismus," murmelte die Stimme der Korrigan, ohne von Gilbert und Gilberte gehört zu werden. „Arme gute Herzen! wird der Reichthum ihre angeborene Reinheit trüben?"

Frau Badureau lief auf den Ruf ihres Miethsmanns eilends herbei, trat ganz athemlos ein und sagte:

„Ah! Herr Bosco, Sie, der Sie ein vortrefflicher Escamoteur sind, müßten die fünf Stockwerke der Treppe escamotiren: das wäre viel angenehmer für mich, die ich sie erklettern muß, als Ihre Kameelstückchen."

„Nehmen Sie sich in Acht, Frau Badureau: wenn ich wollte, ließe ich die fünf Stockwerke verschwinden, und dieses Zimmer, in welchem wir sind, würde auf der Stelle ein Erdgeschoß . . . ha! ha!"

„Ei! das wäre auch etwas Großes!"

„Sie wollen mir vielleicht sagen, Sie . . ."

„Ich habe dieses Stückchen gesehen, Herr Bosco?" unterbrach die Portière Gilbert. „Ja, ich habe dieses Stück in dem Feenspiele: die Teufelspillen, gesehen... Die Stockwerke des Hauses von Pierrot sanken nieder und schoben sich eines in das andere wie eine Theaterlorgnette . . . Bekannt, Herr Bosco, bekannt!"

„Ha! ha! ha!" machte Gilberte, lachend über das verdrießliche Gesicht ihres Mannes, dem es nicht gelang, Frau Badureau in Verwunderung zu setzen. „Bibi ärgert sich!"

„Das ist allerdings ein wenig ärgerlich," erwiederte Gilbert, der indessen am Ende lachte wie seine Frau. Dann gab er zwei Tausend-Franken-Billets der Portière und sagte zu ihr:

„Hier sind zwei Tausend-Franken-Billets, wollen Sie dieselben sogleich wechseln lassen."

„Gut!" versetzte Frau Badureau, welche mit einer nachdenkenden Miene unbeweglich stehen blieb; „ich nehme die zwei Billets in eine Hand, ich werde dafür angesehen, daß ich sie wechseln lasse . . . und hernach?"

„Wie, und hernach?"

„Das Stück, Herr Bosco?"

„Welches Stück?"

„Das Stück mit den zwei Billets, die ich soll wechseln lassen. Wetten wir, daß ich es errathe: ich halte die zwei Tausend-Franken-Billets gut geschlossen in meiner Hand, nicht wahr? . . Ich wette, Herr Bosco, Sie werden zu mir sagen: „„Durch meine Zaubermacht will ich, daß sich die Billets, welche Frau Badureau in ihrer Hand hält, in Sperlinge oder in Eidechsen verwandeln, oder auch, daß sie sich in ihrem Magen finden."" Nun wohl! bekannt! Herr Bosco: ich habe dieses Stück von Herrn Lecomte mit dem seligen Badureau an dem Tage machen sehen, wo er drei Katzen in seiner Tabaksdose miauen ließ!"

„Es handelt sich wohl ein Zauberstück!" rief Gilbert ungeduldig, während Gilberte herzlich lachte. „Ich brauche Münze und sage, Sie sollen mir holen."

„Ah! sehr gut, das ist etwas Anderes," erwiederte die Portière, indem sie sich nach der Thüre wandte. „Verzeihen Sie, Herr Bosco. Ich sehe überall bei Ihnen Ihre Zaubergeschichten . . . Sogleich gehe ich zum Wechsler und bringe Ihnen Münze. Wollen Sie Gold oder Silber?"

„Gold! Gold!" rief lebhaft Gilbert; „wir wollen Gold!" Und er fügte bei: „Ah! ich vergaß . . . es ist hier in der Nähe, in der Rue Saint-Dominique, ein Wagenvermiether?"

„Ich weiß nicht, Herr Bosco."

„Ich weiß es," sagte Gilbert zu sich selbst; „dort

hat meine Frau, als sie Marquise von Montlaur war, einen Fiacre holen lassen, um am Morgen zum Herzog von Saligny zu fahren.“ Und er sprach laut: „Gehen Sie zu dem Wagenvermiether, Frau Badureau, und bringen Sie uns sogleich, was sich Schönstes von Equipage bei ihm findet. Wir brauchen ferner, außer dem Kutscher, einen Bedienten, um hinten auf den Wagen zu steigen . . . und Frau Badureau, glauben Sie nur nicht, es handle sich wieder um ein Zauberstück . . .“

„Sie wären wohl fähig hiezu, Herr Bosco. Ich habe einst mit dem seligen Badureau eine Feerei gesehen; da verwandelten sich die Wagen und Pferde in . . .“

„Gehen Sie zum Teufel, Frau Badureau! Das ist doch zu stark!“ rief Gilbert; „Sie mißbrauchen unsere Geduld!“

„Genug, stille!“ versetzte die Portière. „Ich laufe, Herr Bosco, um Ihr Gold und Ihren Wagen zu holen.“

Und sie verschwand.

„Ihren Wagen! Ihr Gold! wie fröhlich das zum Ohre klingt, wie, Minette?“ sagte Gilbert, „und wenn wir sogleich sagen werden: Unser Hotel, unsere Bedienten . . .“

„Wie! sogleich?“

„Du wirst sehen, ich habe meine Idee! ja, sogleich werden wir sagen: Unser Hotel, unsere Leute, unsere Pferde! Denn ich komme immer darauf zurück, wir haben uns des Reichthums nicht durch uns selbst erfreut, als wir der Marquis und die Marquise von Montlaur waren!“

„Darum blieben uns vielleicht unsere Reichthümer gleichgültig; wir waren daran gewöhnt.“

„Wir werden unsere Reichthümer nun um so mehr genießen, als wir nie durch uns selbst daran gewöhnt worden sind, denn mit Ausnahme der Nacht unser

Marquisats und der Zeit, die wir in den Personen von Georges Hubert und Louise zugebracht, haben wir immer wie Bettler gelebt, meine arme Minette! Es war auch einfältig von uns, daß wir uns in das Leben Anderer stecken wollten, statt in dem unsern zu bleiben und es durch unsere Macht so schön, so glücklich zu machen, daß wir nichts mehr zu wünschen haben. Sage, Minette, waren wir einfältig?"

„Ei! ei! nicht so sehr einfältig, Bibi, denn wir haben wenigstens durch die Erfahrung die Gewißheit erlangt, das Glück bestehe weder in der Vornehmheit, noch im Ruhme, — zwei Dinge, welche wir nicht mehr zu beneiden haben werden . . . Das ist immerhin gewonnen."

„Herr Bosco," rief Frau Badureau rasch eintretend, „Ihr Wagen ist unten, und hier ist das Gold, nebst einem Bedienten, um hinten aufzusteigen."

„Um hinter unserem Golde aufzusteigen, Frau Badureau?"

„Ah! nein, Herr Bosco, um hinten auf Ihren Wagen zu steigen. Er ist mit zwei herrlichen Grauschimmeln bespannt, — was der Vermiether Bestes hatte; ich habe ihn zum Voraus bezahlt; das sind vierzig Franken, die Sie weniger in den Rollen finden werden, den Bedienten mit einbegriffen. Ah! Herr Bosco, wollen Sie nicht frühstücken, ehe Sie wegfahren? es ist Mittag vorüber."

„Minette," sagte Gilbert, „hast Du Hunger?"

„Oh! mein Gott, nein, durchaus nicht; wir haben diesen Morgen von so vielen Dingen gesprochen, daß ich meinen Appetit darüber vergaß."

„Ohne Vorwurf," versetzte Frau Badureau, „das ist nicht wie an jenem Tage beim Gansviertel, wo ich diesen armen Herrn Bosco für einen verkleideten polnischen Fürsten hielt; da haben Sie kaum das Gerippe übrig

gelassen! .. Und nun kehre ich in meine Loge zurück, wo mich ein Dienstmädchen des Hauseigenthümers erwartet."

„Frau Badureau, einen Augenblick Geduld!" sprach mit ernstem Tone Gilbert, der, ohne daß es die Portière gesehen, ein Paquet zusammengebunden hatte, in das er unter anderen Dingen ein Stück von einem zerbrochenen lithographischen Stein schob, „nicht wahr, Frau Badureau, Sie lieben sehr die Taschenspielerkünste?"

„Ich bete sie an, Herr Bosco."

„Nun wohl!" sagte Gilbert, während er sich umwandte, „nehmen Sie dieses Paquet Schlauheitspulver; öffnen Sie es in ... in ... in neunundneunzig Tagen, nicht früher, nicht später; sonst mißlingt das Stück."

„Seien Sie unbesorgt: ich werde die neunundneunzig Tage warten."

Sprechen Sie dann die Zauberworte! Brubru.

„Brubru," wiederholte Frau Badureau, „das ist sehr leicht, Brubru!"

„Babra, Babra," fuhr Gilbert mit einer unstörbaren Ruhe fort. „Bribri!"

„Babra, babra!" wiederholte Frau Badureau. „Bribri, bribri!"

„Sehr gut," sagte Gilbert, „haben Sie diese Worte ausgesprochen, so öffnen Sie das Paquet, und Sie werden ein Stück sehen ... oh! ein Stück, wie Sie noch nie eines gesehen haben."

„Nämlich ..." versetzte die skeptische Portière, indem sie das zusammengebundene Päckchen in die Tasche schob. „Nun, in neunundneunzig Tagen werden wir sehen, und ich schwöre Ihnen bei der Asche des seligen Badureau, daß ich das Paquet nicht früher öffne!"

Hienach verließ die Portière das Zimmer; doch während sie abging, wiederholte sie, um dieselben ihrem Gedächtniß einzuprägen, die magischen Worte: Bribri, babra, brubru."

„Mein Lieber,“ sagte heiter Gilberte zu ihrem Manne, der die Goldstücke auf der Commode auszubreiten anfing, „was bedeutet denn der neue Streich, den Du dieser armen Frau Badureau spielst? Sie ist im Grunde eine gute Frau, obgleich sie behauptet, sie kenne Deine Stücke. Aber Du antwortest nicht,“ fügte die junge Frau bei, der ihr Mann, vor der Commode stehend, den Rücken zuwandte. „Gilbert! .. Gilbert! . .“

„Schau, berühre, laß klingen, laß glänzen, dieses Gold, Geliebte! Und das ist nur ein Flitter von unserem unerschöpflichen Schatze!“ rief Gilbert, indem er seiner Frau die auf dem Marmor der Commode ausgebreiteten achtundneunzig Goldstücke zeigte. Und er nahm und betastetete das glänzende Metall mit einer Art von freudigen Wuth und ließ es durch seine Finger laufen.

„Oh! mein Gott! wie viel Gold! wie viel Gold!“ rief Gilberte geblendet. Und in ihrer kindischen Neugierde sagte sie: „Laß es mich doch auch anrühren.“

Und, wie ihr Mann, nahm sie das Gold handvollweise und ließ es auf dem Marmor der Commode klingen.

Hundert Louis d'or, die Summe war nicht beträchtlich, sie war von keiner Bedeutung, wenn man sie mit den fünf Millionen in Banquebillets verglich, welche in der Schublade der Commode enthalten waren, doch dieses trübe, oft fettige, schmutzige und halb zerrissene Papiergeld bot in seinem Anblick nichts, was sich diesem Spiegeln nähern konnte, das so ergötzlich in den Augen der jungen Leute, welche bis auf diese Minute nie ein einziges Goldstück besessen hatten.

O magnetische Macht des funkelnden Metalls! Kaum hatte Gilberte, Anfangs einer kindischen Neugierde nachgebend, ihre zarten Finger mitten in die aufgehäuften Louis d'or getaucht, als sich ihre Hand, von ihrer geistigen Anziehungskraft beherrscht, nicht mehr da-

von trennen konnte, und mit einer fieberhaften, heftigen Bewegung ließ sie die Stücke wieder und wieder auf dem Marmor klingen

„Korrigan!" rief Gilbert, „wir wollen auf der Stelle eine von unseren Millionen in Gold haben!"

„Alle unsere Millionen!" rief Gilberte mit bebender Stimme. „Wir wollen sie haben . . . alle . . . alle in Gold."

„Es ist geschehen!" antwortete mit einem schwermüthigen Ausdruck die sanfte Stimme der unsichtbaren Fee. „Es ist geschehen!"

Sogleich glitt die obere Schublade der kleinen nußbaumenen Commode, welche die Millionen in Banquebillets enthielt, in ihren Falzen vor, angetrieben durch die Woge der Goldstücke, mit der sie plötzlich gefüllt wurde, und diese Goldstücke, welche über ihre Wände auszutreten anfingen, rannen in einer funkelnden Cascade herab und überströmten den Boden des Zimmers, der an einigen Stellen völlig unter einer dicken Goldlage verschwand.

Trunken, närrisch vor Freude, warfen sich Gilbert und Gilberte auf die Kniee und fingen an, bald keuchend, bald fieberhaft lachend, im Golde zu stören, zu wühlen, ihren Schatz umzurühren, oder sie tauchten ihre Hände bis an das Faustgelenke in das Metall, nahmen, so zu sagen, ein Goldbad, wälzten sich auf dem Golde, schwammen im Golde; dann stand Gilbert wieder auf, faßte seine Frau am Gürtel, und unter schallendem Gelächter begannen Beide eine Art von rasendem Walzer auf diesem Goldhaufen, einen Walzer, für den das metallische Klirren des Goldes den Tact bezeichnete!

Drei oder vier dumpfe Schläge, die vom untern Stockwerke aus ein Miethsmann, erzürnt über den Lärmen, den er über seinem Kopfe hörte, an den Boden des Stübchens that, machten dem zügellosen Walzen der zwei jungen Leute ein Ende. Noch lachend und bei außer Athem, sanken sie jedes auf einen Stuhl.

„Werdet Ihr Euren Höllensabbath bald beendigt haben da oben? rief der Miethsmann, der sich, zu seinem offenen Fenster hinausgeneigt, zornig an seine Nachbarn vom obern Stockwerke wandte. Und er fügte brummend bei: „Wie können sich solche armselige Miethsleute erdreisten, einen so abscheulichen Lärmen zu machen!“

Dann schloß er das Fenster wieder.

„Armselige Miethsleute“! Bei meinem Ehrenwort! es thut mir leid um ihn! sagte Gilbert. Und auf den auf dem Boden ausgebreiteten Schatz deutend: „Wir, die wir uns auf dem Golde wälzen ... armselige Miethsleute! Wäre dieser Alte nicht ein Brummbär und ein Ungeschliffener, so hätte ich ihm hundert Tausend-Franken-Billets ins Gesicht geschleudert, um ihm zu zeigen, daß wir keine armselige Miethsleute sind.“

„Ah! Geliebter, nun da es vorbei ist, kann man es wohl sagen,“ sprach Gilberte: „als ich all das Gold sah, faßte es mich wie ein Fieberwahnwitz! Und der Anblick dieser Haufen von Banquebillets hatte doch durchaus nicht dieselbe Wirkung auf mich hervorgebracht.“

„Und wenn wir bedenken, Minette, daß wenn nichts mehr da sein wird, auch noch, immer noch da sein wird! Welch ein Vergnügen, auszugeben ... Alles zu kaufen, was man sieht!“

„Das muß belustigend sein! Oh! ich mache mir ein wahres Fest daraus! ...“

„Dann laß uns das Fest beginnen, Minette! unser Wagen ist unten... gehen wir! Der Tag soll vollständig sein ... wir werden alle Arten von Dingen kaufen! Vor Allem unser Hotel.“

„Du kommst immer hierauf zurück, mein Geliebter, doch wie ist das möglich?“

„Du wirst es sehen, und sind alle unsere Einkäufe gemacht, so suchen wir unsere Freunde in der Oper auf ... und ... Ah! ein guter Gedanke! statt mit ihnen im Café de Paris zu Nacht zu speisen, sagen wir zu

Meunier und seiner Frau: „„Sie haben uns mit dem Theater regalirt, es ist an uns, Ihnen Abendbrod zu bieten; nehmen Sie mit einem Gerichte Gerngesehen in unserem Stübchen fürlieb.““ Sie werden das, ohne etwas zu vermuthen, annehmen, und wir führen sie zum Abendbrod in unser prächtiges Hotel . . . Das ist eine Ueberraschung für unsere Freunde! Ich lache zum Voraus über ihr Erstaunen.“

„Immer dieses Hotel! . . . Ich sage Dir noch einmal, es ist unmöglich, zu . . .“

„Das ist mein Geheimniß,“ unterbrach Gilbert seine Frau. „Laß uns gehen! . . . Hier sind Deine Echarpe und Dein Hut . . . Hm! das ist sehr ärmlich!“ sagte Gilbert, indem er die kleine Echarpe und den leichten Crepehut anschaute, — einst der Putz der jungen Frau für die so ungeduldig erwarteten schönen Sonntage, — ein bescheidener Putz erkauft um den Preis von so viel Arbeit, von so vielen Nachtwachen! „Diese Toilette ist sehr ärmlich, meine Geliebte! Unser Kutscher und unsere Bedienten werden eine geringe Meinung von uns haben!“ Dann sich an die Stirne schlagend: „Aber wie dumm bin ich! Bei meinem Ehrenwort, wenn man nicht gewohnt ist, Alles zu vermögen, was man will, vergißt man diese Macht immer wieder! . . . Korrigan! Gilberte und ich, wir wollen nach der letzten Mode gekleidet sein!“

„Doch nicht so reich wie die gute Juliette Meunier, liebe kleine Fee,“ sagte Gilberte. „Ich erinnere mich, daß ich mich, als ich Marquise war, Morgens sehr einfach kleidete. Ei! ei! die Erfahrung ist immer zu etwas nütze . . . Liebe Korrigan, ich möchte nur eine Toilette von sehr gutem Geschmack haben.“

„Und ich auch, denn als ich Marquis war, hätte ich gefunden, dieser wackere Meunier mit seinen goldenen Ketten, mit seinen Diamanten am Hemde und seinen Berloquen sehe aus wie ein Zahnarzt.“

„Es ist geschehen!“ sagte die Stimme, „Ihr

, mit eben so viel Einfachheit, als gutem Geschmack gekleidet."

„Das ist, bei meiner Treue, wahr," rief Gilbert, als er die Metamorphose bemerkte, welche plötzlich in der Toilette von Gilberte vorgegangen war. „Ah! liebe Korrigan, alle Frauen möchten Sie gern zur Nähterin und Putzmacherin haben."

„Ich glaube es wohl! man würde Hüte, Corsagen und Mantillen à la Korrigan tragen," sprach Gilberte lachend, während sie sich in ihrem kleinen Spiegel beschaute. „Und als Schneider, welche Kundschaft hätten Sie, liebe kleine Fee! denn mein Gilbert hat ganz das Aussehen eines Elegant, eines Merveilleux, wie ich sagte, als ich Marquise war."

„Weste à la Korrigan! Redingote à la Korrigan!" versetzte Gilbert, die Heiterkeit seiner Frau theilend und sich ebenfalls im Spiegel beschauend.

Als in diesem Augenblick ein paar Goldstücke unter seinen Füßen klangen, sprach er zu Gilberte:

„Und unsern Reichthum ließen wir auf dem Boden liegen! Korrigan, wir wollen, daß unsere Millionen wieder Banquebillets werden und in die Commode zurückkehren, mit Ausnahme von ungefähr zwanzig tausend Franken in Billets und ungefähr hundert Louis d'or, die wir für unsere kleinen Einkäufe mitnehmen wollen . . . Etwas Besseres: damit wir nicht die Unannehmlichkeit haben, uns mit so viel Geld zu belasten, wollen wir immer in unserer Tasche die Summe finden, die wir gerade brauchen, so bedeutend sie auch sein mag."

„Du hast Recht, Bibi, das ist eine viel bequemere Münze. Sie hören, liebe Korrigan?"

„Es wird geschehen," sprach die Stimme, „man wird Eurem Willen gehorchen."

„Und nun, — es lebe das Gold! es lebe die Freude! — Laß uns gehen, meine Gilberte!"

„Laß uns gehen, mein Gilbert!"

„Ach!“ sprach die melancholische Stimme der unsichtbaren Fee, ohne von den jungen Leuten, welche in demselben Augenblicke hinausgingen, gehört zu werden, „diesmal haben sie kein rührendes Lebewohl an diese demüthige Wohnung, das Asyl ihrer Liebe und ihrer arbeitsamen Armuth, gerichtet! Diesmal haben sie nicht die fromme Erinnerung an ihre bescheidene Vergangenheit heraufbeschworen, wie sie es thaten, als sie, das Glück von einer vornehmen Geburt oder vom Genie fordernd, in das Leben des Marquis und der Marquise von Montlaur oder von Georges Hubert eintraten. Ah! trotz der Eitelkeit der Hoffnungen dieser zwei Kinder, die das Glück da suchten, wo es nicht für sie war, ging ihr Wunsch, das zu erlangen, was das Geld nicht gibt, nie geben wird: das Alter des Geschlechts und das Genie, — ging ihr Wunsch aus einem erhabenen Gefühle hervor. Sie bewahrten auf fromme Weise das Andenken an ihre Prüfungstage, statt es zu vergessen, wie zu dieser Stunde. Dem Goldrausche preisgegeben, hegen sie jetzt nur materielle Begierden. Der Reichthum verschlimmert oder verändert die besten Naturen. Arme gute Herzen! werden sie dem gemeinschaftlichen Gesetze der Menschheit entgehen? Ach! bei dem, was sie betrifft, bei dem, was mich betrifft ... ist die Zukunft für mich verschleiert. Werde ich eines Tags meinen Schwestern nachfolgen? ... ich arme Korrigan!“

XXVIII.

Ein ziemlich anständig bespannter Miethswagen erwartete Gilbert und Gilberte vor der Thüre ihres Hauses; der Vermiether, obgleich es nicht gebräuchlich ist, einen Bedienten dem Kutscher beizugesellen, hatte einem von seinen Leuten, der gerade unbeschäftigt war, den Befehl gegeben, hinten auf den Wagen zu steigen, dessen

tel, geführt vom Schweizer,*) der sie erwarte, besichtigen.

„Teufel! ein Schweizer! hörst Du, Minette? Das ist eine bessere Art, als die Mutter Badureau, um uns die Schnur zu ziehen."

„Ah! ein Schweizer . . . das ist also wie in der Kirche?" versetzte Gilberte. „Wie drollig!"

Die zwei jungen Leute stiegen aus und traten in einen ungeheuren Hof ein, in dessen Hintergrund sich ein herrliches Hotel erhob, das ziemlich dem Hotel Montlaur glich, denn die alten und prächtigen Residenzen des Faubourg Saint-Germain bieten ungefähr denselben Charakter in ihrer Construction. Der Herr Schweizer, ein großer, dicker, gepuderter Mann in einem Rocke mit Wappenknöpfen, kam unsern zwei jungen Leuten entgegen und sagte:

„Der Herr und die Dame wollen das Hotel besichtigen?"

„Ja," antwortete Gilbert mit vollkommener Sicherheit, „weil wir dieses Hotel zu kaufen wünschen."

„Dann will ich Sie zum Herrn Intendanten führen," versetzte der Schweizer; „er ist gerade da."

„Gehen wir zum Intendanten," sagte Gilbert.

„Gehen wir zum Intendanten," wiederholte Gilberte. Und leise fügte sie bei: „Sprich, Bibi, es ist sehr belustigend, ein Hotel zu kaufen."

„Höre," erwiederte Gilbert, „wenn Dich das so sehr belustigt, so werden wir alle Tage eines kaufen; wir können uns, bei Gott! wohl diese Erholung erlauben!"

Der Schweizer führte die beiden jungen Leute zum Herrn Intendanten. Dieser Letztere bewohnte ein Gebäude, das in einem Hofe stand, der vom Ehrenhofe durch eine von Lindenbäumen beschattete Mauer getrennt war. Als der Schweizer an der Thüre des Intendanten geklingelt hatte, öffnete seine Dienerin und führte, bald unterrichtet vom Grunde des Besuches von Gilbert und

*) Schweizer, in Frankreich eine vornehmere Art von Portiers, früher in der Regel wirklich Schweizer.

Gilberte, diese in das Cabinet ihres Herrn, eines dicken Mannes mit rosigem, glattem, lächelndem Gesichte, ein, dessen kleine, schlaue, durchdringende Augen unter dem Spiegeln seiner reichen goldenen Brille verschwanden. Sobald ihm seine Dienerin gemeldet hatte: „Der Herr und die Dame wünschen das Hotel zu kaufen," verließ der Intendant seinen mit Papieren beladenen Tisch, an dem er saß, ging mit einer geschäftigen Miene auf Gilbert und Gilberte zu, verbeugte sich tief, bezeichnete ihnen durch eine Geberde Fauteuils und sprach:

„Mein Herr und Madame, wollen Sie die Güte haben, Platz zu nehmen."

„Mein Herr," erwiederte Gilbert, „nach dem Anscheine dürfte dieses Hotel Minette und mir zusagen;" und als der Intendant ein leichtes Erstaunen bei dem Worte Minette offenbarte, fügte Gilbert dreist bei: „Minette ist meine Frau, es ist die Dame hier, der ich diesen kleinen freundschaftlichen Namen gebe."

Der Intendant sagte kein Wort mehr und verbeugte sich.

„Und dagegen," versetzte Gilberte nicht minder dreist, als Gilbert, „dagegen nenne ich meinen Mann sehr oft Bibi."

Der Intendant verbeugte sich abermals, ohne eine Geberde der Verwunderung unterdrücken zu können.

„Nun, mein Herr, da Sie unsere kleinen Namen kennen, sprechen wir von unsern Angelegenheiten," fuhr Gilbert fort.

Der Intendant verbeugte sich zum dritten Male, indeß er fortwährend unter dem Schutze der funkelnden Gläser seiner Brille diese Besuche des Hotels, die ihm sehr seltsam vorkamen, beobachtete.

„Primo . . . vor Allem," sagte Gilbert, „falls uns das Hotel anstünde, so würden wir schon heute Nacht hier schlafen."

Der Intendant schaute Gilbert mit Erstaunen an

„Es versteht sich von selbst," bemerkte der zu

fügte Gilbert bei. „Nichts kann einfacher sein . . . wir sind Ihnen darum nicht gram."

„Madame," erwiederte der Intendant, „ich gestehe, ich war ein wenig erstaunt über die Leichtigkeit, mit der der Herr hier eine so bedeutende Angelegenheit behandelte: doch . . ."

„Vernehmen Sie mit zwei Worten, wie sich die Sache verhält," unterbrach Gilbert den Intendanten; „ich war Zeichner-Lithograph, meine Frau Blumenmacherin; ich heiße Gilbert, sie heißt Gilberte; wir haben eine ungeheure Erbschaft gemacht. Wir gehören jedoch nicht zu den Leuten, welche, weil sie über Nacht Millionäre geworden sind, Herr Guspier, hören Sie wohl, Erzmillionäre . . ."

„Mein Herr," sprach der Intendant, indem er sich tief verbeugte, „ich bezweifle nicht einen Augenblick, daß . . ."

„Wir gehören nicht zu den Leuten," fuhr Gilbert fort, „die, weil sie Erzmillionäre geworden sind, sich Zwang anthun, sich aufblähen, um sich gute Manieren und ein vornehmes Ansehen zu geben."

„Ich danke! . . davon kommen wir eben her und wir gehen nun auf das gute Ziel zu . . . Ah! mein braver Mann, Sie grollen mir also nicht mehr, daß ich über Ihren Namen Guspier gelacht habe?"

„Oh! Madame, Madame, Madame," rief der Intendant, als hätte er sein mea culpa gesprochen, „dieser liebenswürdige Scherz war ein Beweis von Ihren Kenntnissen in der Naturgeschichte."

„Sehr gut, Herr Intendant," sprach Gilbert; „Sie begreifen, da wir Erzmillionäre sind, wollen wir ein süßes Leben führen und, um hiemit anzufangen, dieses Hotel kaufen, wenn es uns zusagt; — doch unter der Bedingung, daß wir heute Nacht hier schlafen und zum Abendbrode zwei von unsern Freunden mitbringen können."

„Mein Herr," rief der Intendant, plötzlich von einer

Eingebung ergriffen, „ich weiß nicht, wer, ich weiß nicht welchem großen König antworten . . .“

„Ich weiß es auch nicht,“ versetzte Gilberte lachend. „Und Du, Bibi, weißt Du es?“

„Ebenso wenig, Minette. Fahren Sie fort, Herr Guspier, fahren Sie fort.“

„Ich hatte also die Ehre, dem Herrn und Madame zu sagen, einer von den Dienern eines großen Königs hatte diesem geantwortet: „„Sire, wenn das, was mir Eure Majestät befiehlt, möglich ist, so ist es geschehen, ist es unmöglich, so wird es geschehen.““

„Gerade, als ob er eine Korrigan zu seinen Befehlen hätte,“ bemerkte Gilberte, ihrem Manne mit einer Miene des Verständnisses zulächelnd. „Nicht wahr, Geliebter?“

„Durchaus.“

Herr Guspier lächelte auch mit einer außerordentlich zufriedenen Miene, als hätte er die Unterbrechung begriffen, und fuhr dann fort:

„Ich habe Vollmacht von der Frau Gräfin d'Orbeval, nur . . .“

„Ah!“ rief Gilberte lebhaft, „dieses Hotel gehört der Frau Gräfin d'Orbeval?“

„Ja, Madame.“

„Das ist eine wackere Frau! sie wollte lieber die Welt und ein schönes Hotel wie dieses verlassen, als duckmäuserisch ihren Gatten hintergehen, wie so viele Andere,“ sprach Gilberte. „Ei! ist sie immer noch glücklich mit Herrn von Baudricourt?“

„Wie! Madame weiß . . .“

„He! he! es setzt Sie in Erstaunen, nicht wahr, Herr Guspier, daß kleine Leute, wie wir, die Geschichten der großen Gesellschaft wissen?“

„Ich habe die Ehre, Ihnen zu erwiedern, Madame,“ antwortete der Intendant mit ernstem Tone: „ge-

hört Madame nicht zu dem, was man die große Gesellschaft nennt, so hätte sie doch dazu gehören können."

„Ha! ha! ha! lachte Gilberte, „Sie glauben nicht, daß Sie so richtig sprechen, mein lieber armer Mann; so wie Sie mich sehen, habe ich zu der großen Gesellschaft gehört ... zur größten sogar, mein Gott! ja ... und Bibi auch!"

„Es ist, wie Minette Sie zu versichern die Ehre hat, Herr Guspier," sagte Gilbert. „Das wundert Sie?"

„Durchaus nicht, mein Herr," antwortete unerschrocken Herr Guspier, „durchaus nicht. Seit dreißig Jahren bin ich Intendant, ich erlaube mir gar nie, mich über etwas zu wundern; das ist eine von den ehrerbietigen Gewohnheiten meiner Profession. Ich habe also die Ehre, Madame zu erwiedern, daß, Gott sei Dank, meine vortreffliche Gebieterin, die Frau Gräfin d'Orbeval, so glücklich als möglich ist; und um auf den Wunsch des Herrn zurückzukommen, dem Alles daran liegt, heute Abend Besitz von diesem Hotel zu ergreifen, wenn er es kauft, so werde ich mir die Ehre geben, ihm zu antworten: da ich Vollmacht von der Frau Gräfin für den Verkauf dieses unbeweglichen Gutes habe, welches ihr Privateigenthum ist, so kann ich es auf mich nehmen, wenn ich den Preis erhalten habe, den Herrn und Madame mittlerweile, bis der Kaufvertrag bestätigt ist, in den Besitz des Hotels zu setzen."

„Bravo! Herr Guspier, Sie sind ein Goldmann," rief Gilbert. „Doch das ist noch nicht Alles, wir wollen heute Abend unsern Freunden ein feines Souper geben ... wir wollen Blumen, Kerzen überall; es sollen Bediente in Livree im Vorzimmer sein ... wir wollen alles Geschwärm und alles Gepränge, und was daraus folgt."

„Mein Herr," rief Herr Guspier im Aufschwunge

seiner Begeisterung, „mit Geld und einem verständigen, ergebenen Intendanten ist Alles in Paris möglich."

„Der verständige und ergebene Intendant werden Sie sein, Herr Guêpier, wenn Minette hiezu ihre Einwilligung gibt," sagte Gilbert, „und was das Geld betrifft, daran soll es Ihnen nicht fehlen; Sie haben schon eine Million, hier sind noch zweimalhunderttausend Franken."

„Immerzu!" rief Gilberte. „Vorwärts mit den Millionen; es ist beschlossen: Herr Guêpier soll unser Intendant sein; er hat ein gutes Ansehen!"

„Madame, wenn Sie mich mit Ihrem Vertrauen beehren," sprach Herr Guêpier abermals sich verbeugend, „so werde ich mich beeifern, daß meine Dienste die Güte haben, die Sie in meinem Gesichte wahrzunehmen so freundlich sind; doch ich wage es nicht, mich zu wiegen in der Hoffnung, in die Dienste einer so guten Herrschaft einzutreten, denn sollte das Hotel dem Herrn und Madame nicht gefallen oder ihnen der Preis zu hoch scheinen . . ."

„Alle Teufel! unser Herr Intendant, reden Sie nie vom Preise von irgend Etwas!" rief Gilbert. „Vom Preise der Dinge reden! Glauben Sie, Sie haben es einfach mit vornehmen Herren zu thun? Erfahren Sie, daß ein Lithograph und eine Blumenmacherin über solchen Erbärmlichkeiten stehen, und daß nichts für sie zu theuer ist."

„Oh! Bibi!" unterbrach Gilberte heiter ihren Mann, „ein Gedanke von Minette."

„Laß hören."

„Wir erröthen nicht über unsern Stand."

„Bei Gott!"

„Die vornehmen Herren lassen sich Herr Herzog, Herr Marquis nennen, nicht wahr? Nun denn, ich, ich will, daß unsere Dienstboten uns nennen: Frau Blumenmacherin und Herr Lithograph, gerade wie man sag'

Herr Marquis und Frau Marquise. Ei! Jeder hat seine Eitelkeit!"

„Sie sind Narren," dachte Herr Guêpier; „die Erbschaftsfreude hat diesen Gimpeln das Gehirn verrückt. Doch was auch die Dauer ihrer Erbschaft sein mag, ich kann hier mein Glück machen . . ."

„Ah! Geliebte," sprach Gilbert bewegt, „Dein Gedanke macht mich nicht lachen; er rührt mich, er geht von Deinem guten Herzen aus. Wenn wir uns mit den Namen unseres Standes nennen lassen, so ist das eine Art, ihn zu ehren, zu beweisen, daß wir nicht zu jenen albernen Schwachköpfen gehören, welche, durch den Zufall bereichert, sich des Gewerbes schämen, das ihnen Brod gab."

„Du hast Recht, und Du machst Minette ganz stolz auf ihren Gedanken. Und dann, siehst Du, hörten wir uns immer Herr Lithograph und Frau Blumenmacherin nennen, so würde uns dies an das erinnern, was wir gewesen sind, sollten wir je so albern sein, es zu vergessen."

„Gute Herzen!" murmelte die Stimme der unsichtbaren Fee, ohne von den jungen Leuten oder von Herrn Guspier gehört zu werden. „Ich finde sie wieder . . . gute Herzen! Ah! möchte der Reichthum ihre vortreffliche Natur nicht verändern!"

„Unser Herr Intendant," sagte Gilbert, „Sie sprechen vom Preise des Hotels: das ist unnöthig; antworten Sie nur offenherzig: ist es gut meublirt?"

„Ich kann den Herrn versichern, daß . . ."

„Wie, Herr Guspier, Sie nennen mich kurz Herr? Sie haben also meine Frau nicht gehört? Ich lege einen ebenso großen Werth auf meinen Titel, als ein Herzog auf den seinigen, beim Henker!"

„Verzeihen Sie," erwiederte eiligst Herr Guspier, „ich kann also den Herrn Lithographen versichern..."

„Sehr gut! . . . hörst Du, Minette, wie das schnarrt.“

„Meiner Ansicht nach klingt das viel besser zum Ohr, als Herr Marquis. . .“

„Ich kann also den Herrn Lithographen und die Frau Blumenmacherin versichern,“ sprach Herr Guêpier: „das Hotel d'Orbeval ist bewunderungswürdig meublirt. Die Frau Gräfin hatte es völlig restauriren, frisch malen und vergolden lassen, ehe sie sich vom Herrn Grafen trennte, und diese Arbeiten, sowie die des Ameublement waren kaum vierzehn Tage beendigt, als die Frau Gräfin plötzlich Paris verließ . . . Allein das Ameublement (ich habe hier die quittirten Rechnungen) hat zweimalhundert vierzigtausend Franken gekostet. Ich gehe in die Einzelbeiten ein, um die Pracht der Zimmer zu bekräftigen. Kauft übrigens der Herr Lithograph dieses Eigenthum meublirt, so werden das Weißzeug, das Silbergeschirr (es ist herrlich), das Glaswerk, die Tafelservices, sowie der sehr wohl bestellte Keller als zum Mobiliar gehörig betrachtet. Der Herr Lithograph und die Frau Blumenmacherin hätten demnach, wie man zu sagen pflegt, heute Abend nur ihre Nachtmütze mitzubringen . . . Ich habe indessen nur einen Vorbehalt zu machen.“

„Welchen, Herr Guêpier?“

„Es ist im Hotel ein Geheimniß.“

„Ho! ho! hörst Du, Minette, das wird sehr belustigend. Sagen Sie Ihr Geheimniß.“

„Dieses Hotel gehörte vor der Revolution dem Vater der Frau Gräfin; er hatte zur Zeit der Schreckensregierung ein sehr geheimes Versteck darin anbringen lassen, um darin Papiere, Geld und im Nothfalle sich selbst zu verbergen.“

„Und diese Papiere und dieses Geld finden sich noch hier?“

„Nein, Herr . . . Lithograph; doch die Frau Gräf hat mir in dem Augenblick, wo sie plötzlich Paris v

ließ, durch ihre erste Kammerfrau sagen lassen, ich soll dieser ein in dem Verstecke enthaltenes Kistchen übergeben, wobei sie ohne Zweifel vergaß, daß ich, während mir die Existenz des geheimen Winkels bekannt war, nicht wußte, an welchem Orte er sich fand. Die Frau Gräfin könnte also jeden Augenblick Jemand schicken, um das Kistchen zu holen, oder mir schriftlich die nöthigen Instructionen geben, um es zu finden."

„Nichts kann einfacher sein, Herr Guêpier, wir kaufen das Hotel ohne das Kistchen."

„Nachdem dieser Vorbehalt gemacht ist, steht hier Alles zu Ihrer Verfügung," erwiederte der Intendant; dann schlug er sich vor die Stirne und sagte:

„Ei! da fällt mir ein: es wäre sehr leicht, Ihren Wunsch zu befriedigen, da Sie Ihr Haus schon heute Abend ganz eingerichtet haben wollen: die Frau Gräfin hatte gerade die Livreen ihrer Dienerschaft erneuern lassen, für eine große Fête, die sie kurz vor ihrer Trennung vom Herrn Grafen geben wollte: diese äußerst reichen Livreen sind nie getragen worden; sie waren kaum verfertigt, als die Frau Gräfin Frankreich verließ. Sie sind hier. Der Herr Lithograph könnte heute Abend, wenn er es wünschte, seine Livreebedienten in seinem Vorzimmer haben."

„Einen Augenblick Geduld!" sagte Gilberte: „von welcher Farbe ist die Livree?"

„Blau, Kragen und Aufschläge orangefarbig, silberne Borten, Frau . . . Blumenmacherin."

„Hörst Du, Bibi?' gerade die Farbe, die wir haben wollten. Wie sich das trifft!"

„Bei meinem Ehrenworte, Minette, ein Intendant wie Herr Guêpier ist so viel werth als die Korrigan."

„Nicht wahr, Geliebter? Dann muß man sie wegschicken, die arme Kleine."

„Ei! warte doch einen Augenblick! . . nur nicht so rasch! Wer weiß, ob wir sie nicht noch nöthig haben."

„Ich erlaube mir, Ihnen zu bemerken, Frau Blumenmacherin," versetzte ehrerbietig, der Intendant, „ich wäre trostlos, wahrhaft trostlos, sollte ich die Veranlassung sein, daß von Ihnen eine Person weggeschickt würde, welche ohne Zweifel mit Ihrem Vertrauen beehrt worden ist."

Gilberte lachte, schaute ihren Mann an und erwiederte:

„Ah! Herr Guêpier, ohne Vorwurf und trotz Ihrer Verdienste, sind Sie nur ein Stümper gegen unsere kleine Korrigan."

„Ich werde die Ehre haben, der Frau . . . Blumenmacherin zu antworten, daß ich, ohne diese Person herunterzusetzen, sie auffordere, das zu thun, was ich heute zu thun im Stande bin. Kauft der Herr Lithograph das Hotel, erweist er mir die Ehre, mich in seinen Dienst zu nehmen, so fühle ich mich zu Wundern fähig!" rief Herr Guêpier in seiner Eitelkeit gestachelt.

„Ho! ho! Herr Intendant," versetzte Gilbert, „Sie müssen in der That Wunder vollbringen, um mit unserer lieben kleinen Dienerin zu rivalisiren."

„Eine Dienerin!" entgegnete Herr Guêpier. „Eine Dienerin an der Spitze eines so bedeutenden Hauses wie dieses! Der Herr Lithograph bedenkt nicht! Wird diese kleine Dienerin, — wozu ich mich förmlich und bei meinem Ehrenworte von jetzt bis heute Abend, wenn Sie mich mit dieser Sorge betrauen wollen, anheischig mache, — das zahlreiche Personal des Hauses zusammenbringen können?

„Sprechen Sie sich aus über das Personal unseres Hauses, Herr Intendant!"

„Sie wollen ein vortreffliches Haus?"

„Ein vortreffliches," erwiederte Gilbert.

„Ein allervortrefflichstes!" rief Gilberte.

„Dann," sprach Herr Guêpier, „dann werde ich es nach dem berechnen, wie das Haus der Frau Grä-

war . . . Sie gab ungefähr fünfmalhunderttausend Franken jährlich aus . . . und . . ."

„Ah! Herr Intendant," rief Gilbert, „scherzen Sie mit Ihren fünfmalhunderttausend Franken jährlich?"

„Haben Sie und Madame mir nicht gesagt, Sie wollen ein vortreffliches, ein allervortrefflichstes Haus? Das sind Ihre eigenen Ausdrücke. Mit weniger als fünfmalhunderttausend Franken jährlich ist es aber schwierig, . . . zu . . ."

„Fünfmalhunderttausend Franken jährlich, hörst Du, Minette?" sagte Gilbert die Achseln zuckend, „welche Erbärmlichkeit."

„Sprich mir nicht hievon, Bibi! man bekommt Mitleid!"

„Aber, Herr Intendant, wir wollen fünfmalhunderttausend Franken allerwenigstens täglich ausgeben . . . verstehen Sie?"

„Ich verstehe den Spaß, den der Herr Lithograph mit mir zu machen mir die Ehre erweist," erwiederte lächelnd Herr Guspier; „er will, wie man zu sagen pflegt, sein Geld zum Fenster hinauswerfen; das ist seine Sache. Ich, was mich betrifft, mache mich anheischig, mit fünfmalhunderttausend Franken dieses Haus auf dem großartigsten Fuße zu halten . . . und zwar schon von heute Abend an . . . ja, ich mache mich hiezu verbindlich . . . und von heute Abend an wird das Haus so, wie folgt, unter meinen Befehlen zusammengesetzt sein."

„Lassen Sie hören," rief Gilberte, „das ist sehr belustigend."

„Berechnen wir ein wenig die Zahl der für unsern Dienst streng nothwendiger Leute," sagte Gilbert, „wir werden später an den Ueberfluß denken . . ."

„Innerer Dienst," sprach Herr Guspier die Backen aufblasend; „ein erster Haushofmeister, ein

zweiter Haushofmeister, zwei Silberdiener, zwei Kammerdiener, zehn Lackeien."

„Summe: zwanzig Personen für den inneren Dienst. Bah! das ist ziemlich filzig!" rief Gilbert. „Minette, was sagst Du dazu?"

„Versuchen wir es immerhin! Herr Guêpier versichert uns, daß wir so nicht zu schlecht bedient sein werden."

„Besonderer Dienst der Frau Blumenmacherin," fuhr der Intendant fort: „zwei Kammerdiener . . ."

„Wie, zwei Kammerdiener!" rief Gilberte, „Sie glauben also, ich werde mich vor Männern ankleiden, Herr Guêpier? Das ist eine wunderliche Idee!"

„Ich muß Madame bemerken, Ihre Kammerdiener werden für den äußeren Dienst ihrer Gemächer bestimmt sein, um die Besuche bei ihr einzuführen u. s. w.; ihr persönlicher Dienst wird gebildet werden von einer ersten Kammerfrau und zwei weiteren Frauen. Ich spreche nur der Erinnerung wegen vom Weißzeugdienste unter dem Befehle der Beschließerin, und ich komme zum Küchendienste."

„Ah! ja, sprechen Sie von unserem Küchendienste," rief Gilbert. „Wie viel Personen werden wir brauchen, um uns, Minette und mich, immer nach der strengen Nothwendigkeit, speisen zu lassen?"

„Einen Oberküchenmeister," fuhr Herr Guêpier fort, „ein Küchenmeister, zwei Zwischenspeisenbereiter, einen Saucenmacher, einen Bratkoch, vier Gehülfen; dann für den Nachtisch: einen Conditor und zwei Gehülfen; für die Keller: einen Kellermeister und einen Gehülfen."

„Das ist Alles für unsern Mund, Herr Guêpier?"

„Ja, Herr Lithograph."

„Gesammtsumme: fünfzehn Personen, um ihn uns zu füllen, den Mund!" sagte Gilbert; „wer sollte das glau-

ben, wenn man Deinen so zierlichen kleinen Mund sieht, Geliebte?"

„Sprich nicht hievon, Bibi! wir werden das Aussehen von Gargantuas haben; wie lächerlich! Das sind also fünfzehn Bursche, welche vom Morgen bis zum Abend arbeiten werden, damit wir speisen können. Doch Herr Guêpier sagt, dies sei das streng Nothwendige. Man muß das lieber hingehen lassen, . . . als Hungers sterben."

„Ich komme zum Stalldienste," sprach Herr Guêpier, „Menschen und Leute . . ."

„Lassen Sie hören, wie viel Pferde, wie viel Leute?"

„Ein Piqueur, Chef des aus zwölf Pferden bestehenden Stalles," fuhr der Intendant fort; „der erste Kutscher des Herrn Lithographen, der erste Kutscher der Frau Blumenmacherin. Zwei zweite Kutscher, vier Groomes, um als Postillons bei den Gespannen à la Daumont zu dienen, hinter dem Cabriolet des Herrn aufzusteigen oder ihm zu Pferde zu folgen. Wagen: die Berline, die Caleche und das Coupé von Madame; das Coupé, der Brougham, das Cabriolet, der Tilbury, die Americaine des Herrn."

„Sehr gut," rief Gilbert, „Summe: fünfzehn Personen, zwölf Pferde und acht Wagen, um unsere Beine zu ersetzen."

„So viele Wagen, so viele Pferde zu seinen Befehlen haben und nicht einmal krummbeinig oder krüppelig sein! wie Schade! nicht wahr, Bibi?" sagte Gilberte.

„Das ist das nothwendige Personal," sprach Herr Guêpier, „das für ein vortreffliches Haus streng nothwendige Personal. Der Ueberfluß hat natürlich keine Grenzen. Was das fragliche Personal betrifft, so mache ich mich anheischig, es vor heute Abend zusammenzubringen, und besonders die Crême der Diener zu bekommen."

„Ah! und wie Teufels werden Sie das machen,

Herr Intendant?" fragte Gilbert ziemlich erstaunt: „Es ist zwei Uhr, und wir wollen um eilf Uhr zurückkommen, um hier zu Nacht zu speisen und zu schlafen."

„Mit diesem, Herr Lithograph," erwiederte Herr Guêpier, auf die auf dem Bureau ausgebreiteten Bündel Banquebillets deutend, „mit diesem ist Alles möglich. Ich laufe zu einem von unsern Nachbarn, dem Herzog von Mercoeur . . ."

„Du weißt, Bibi? der Gemahl der hübschen Herzogin, für welche ich den reizenden Kopfputz von natürlichen Blumen und Diamanten gemacht habe?"

„Ja, ja, sie war auf dem Balle von unserem Marquisat. Sie ist, bei Gott! gekommen, um ihren Walzer von mir zu verlangen, und ich habe mit ihr getanzt, abgesehen davon, daß sie unsere Cousine war."

„Sie sind offenbar im Kopfe verrückt," dachte Herr Guêpier; „die Frau sagt, sie habe einen Kopfputz für die Frau Herzogin von Mercoeur gemacht, der Mann sagt, er habe mit dieser vornehmen Dame gewalzt . . . und sie sei seine Cousine. Die Erbschaft hat ihnen das Gehirn verdreht. Ich beklage mich nicht darüber, — sie nehmen mich zum Intendanten."

„Also, Herr Guêpier," sprach Gilbert, „Sie laufen zu Ihrem Nachbar, dem Herzog von Mercoeur. Sehr gut . . . doch welche Beziehung hat dieses Laufen zu unseren zukünftigen Dienstboten?"

„Eine sehr große Beziehung, Herr Lithograph, und Sie werden das begreifen: der Herr Herzog von Mercoeur hat ein vortrefflich bestelltes Haus, lauter ausgewählte Leute . . . Nun wohl! ich, ich nehme sie ihm, seine Leute."

„Wie! Sie nehmen sie ihm?"

„Ich nehme sie ihm!" erwiederte Herr Guêpier mit einer sehr pfiffigen Miene: „seinen ersten Kutscher, und säße er auf seinem Bock! seinen Küchenmeister, und stünde er an seinen Oefen."

„Und wie erklärt sich dieses Wunder, Herr Guêpier?“ fragte Gilbert, „denn Sie scheinen mir offenbar mit Zauberkünsten zu Werke zu gehen.“

„Das Wunder ist ganz einfach: ich sage zu seinem Piqueur, zu seinen Kutschern: „„Hier sind hundert Louis d'or Gratification für Jeden von Euch, ich verdopple Euren Lohn und bezahle Euch sechs Monate zum Voraus . . . folgt mir!““ Der Kutscher springt von seinem Bock und folgt mir, der Küchenmeister verläßt seine Oefen und folgt mir.“

„Ha! ha! ha!“ lachte Gilberte, „das ist allerdings möglich. Ich sehe von hier aus Herrn Guêpier mit diesem Schweife von Leuten, die er entführt, hinter sich.“

„Ja, Frau Blumenmacherin,“ versetzte triumphirend der Intendant. „Ich komme hier an gefolgt von einem wahren Schweife von Köchen, Haushofmeistern, Lackeien . . .“

„Ei! beim Henker! Herr Intendant,“ rief Gilbert, „es werden sich wohl unter diesen Bedienten Einige finden, welche anhänglich genug an ihren Herrn sind, um ihn nicht aus Habgier so flach liegen zu lassen?“

„Ha! ha! ha!“ erwiederte lachend Herr Guêpier, „existirt ein solcher Phönix, so ist er unfindbar. Beruhigen Sie sich, Herr Lithograph.“

„Sage, Gilbert,“ sprach die junge Frau, welche nicht mehr lachte, „das ist recht traurig.“

„Was, Minette?“

„Der Gedanke, daß die Menschen so viel abscheuliche Dinge um des Geldes willen thun.“

„Ei! was willst Du, das ist traurig für diejenigen, welche solche abscheuliche Dinge thun! Und auch das nicht, denn ich bin überzeugt, alle diese Bursche werden munter sein wie die Finken, wenn sie Herrn Guêpier im Schweife folgen.“

„Der Herr Lithograph sagt vollkommen die Wahrheit; er wird sehen, welches ehrerbietig entzückte Gesicht

ihm diese Leute heute Abend zeigen werden . . . Kann ich indessen mein Personal beim Herrn Herzog von Mercoeur nicht vollständig machen, so gehe ich zum Herrn Marquis von Montlaur, einem Andern von Ihren Nachbarn. Die Gelegenheit ist vortrefflich: der Herr Marquis hat einen Degenstich bekommen, der sein Leben gefährdet; seine Leute werden also leicht zu entführen sein, kann ich mein Personal beim Herrn Herzog von Mercoeur nicht vollständig machen, und wenn es sein müßte, so würde ich anderswo auf Beute ausgehen. Was die Wagen, die Pferde, die Geschirre betrifft, so wollen die Händler ja nur verkaufen, und in ein paar Stunden kann ein verständiger Piqueur seinen Stall ausrüsten, seine Remisen, seine Sattelkammer gehörig versehen. Kauft also der Herr Lithograph das Hotel und beehrt er mich mit seinem Vertrauen, so wird das Hotel auf den Schlag eilf Uhr a giorno erleuchtet sein, der Garten wird illuminirt sein, die zwei Schweizer werden sich im Säulengange, die Lackeien unter dem Vestibule, die Kammerdiener in den Wartesälen finden, und das Souper wird servirt sein. Ich gebe dem Herrn Lithographen und der Frau Blumenmacherin mein Ehrenwort, daß mein Versprechen getreulich erfüllt werden wird: sie werden dann vielleicht zugeben, die kleine Dienerin, in die sie ihr Vertrauen gesetzt zu haben schienen, hätte die Sache wenigstens nicht besser gemacht als ich."

„Das werden wir heute Abend sehen," erwiederte Gilbert, „denn wenn Minette einwilligt, kaufen wir das Hotel mit geschlossenen Augen und nehmen Sie zum Intendanten."

„Gut, Bibi, kaufen wir das Hotel."

„Wie," rief Herr Guêpier, „ohne das Haus nur zu besichtigen?"

„Bei Gott," erwiederte Gilbert, „es wird viel belustigender für uns sein, das Hotel heute Abend zum ersten Male zu sehen, nicht wahr, Geliebte?"

Bedienten und Allem, was dazu gehört, ganz zu unserem Empfange bereit sein."" „„Es ist geschehen,"" hätte die Stimme unserer kleinen Fee geantwortet; und es wäre geschehen gewesen. Doch das ist zu leicht, es ist kein Vergnügen dabei."

„Während wir heute Abend, wenn unser Intendant sein Versprechen erfüllt hat, ein Vergnügen mehr haben werden."

„Und er wird sein Versprechen erfüllen, dieser verdammte Guêpier. Er hat gesagt und er hat Recht: „„Mit Geld ist nichts unmöglich!""

„Weißt Du, warum ich entzückt bin, daß wir so dachten? Weil ich vorhersehe, wir werden nächstens, und diesmal aus guten Gründen, zu unserer lieben, kleinen Fee sagen: „„Lassen Sie uns viele Millionen zurück und folgen Sie Ihren Schwestern, arme Korrigan.""

„Einen Augenblick Geduld, Minette . . . beeilen wir uns nicht! Teufel! man weiß nicht, was geschehen kann. Im Ganzen haben wir sie nun erst acht Tage bei uns, diese gute Fee!"

„Das ist freilich wahr! Ah! Gilbert, was hat sich Alles in acht Tagen ereignet!"

„Und für die Korrigan, welche seit zwei tausend Jahren auf ihre Befreiung wartet, sind acht Tage nichts."

„Oh! Bibi, sieh dort in jener Bude auf dem Boulevard diese hübschen Vögel von allen möglichen Farben! und jene Aeffchen!"

„Kaufen wir die Vögel, Minette! kaufen wir die Affen! kaufen wir die ganze Bude, wenn Du willst."

Und unsere beiden jungen Leute, deren Börse sich nie erschöpfte, kauften und kauften fort und fort.

„Ah! Gilbert, siehst Du jenes arme Mädchen, das unserem Wagen folgt und uns Veilchensträuße an-

bietet! Wie unglücklich sieht sie aus! wir müssen der Kleinen zwanzig Franken, vierzig Franken geben."

„Nimm, Kleine!" rief Gilbert, indem er den Arm zum Wagenschlage hinausstreckte. Und er gab zwei Louis d'or dem zerlumpten Kinde, das in seinem Erstaunen sich zu bedanken vergaß.

Und unsere zwei jungen Leute gaben und gaben, und streuten das Gold auf ihrem Wege aus.

So immer gebend, immer kaufend, und mehr des Kaufens, als des Gebens müde, erreichten sie den Anfang des Abends und die Stunde, zu der sie in der Oper mit August Meunier und seiner Frau Juliette zusammentreffen sollten.

„Schon sieben Uhr," sagte Gilbert auf eine prächtige Uhr, einen ihrer letzten Ankäufe, schauend. „Wie die Zeit vergeht! ... Hast Du Hunger, Minette?"

„Nicht viel ... Man vergißt das Mittagessen, wenn man sich so sehr belustigt. Ich gestehe indessen, als wir unsere letzten Einkäufe machten, war es mir ganz unbehaglich; wir wußten wahrhaftig nicht mehr, warum wir kauften."

„Wohl denn, speisen wir nicht zu Mittag ... doch zu Nacht werden wir essen wie die Wehrwölfe ... ja, wir werden dem Souper, das uns Herr Guspier bereiten läßt, alle Ehre anthun ... Gehen wir in die Oper."

„Welch ein Glück! wir sind nie dort gewesen!" erwiederte Gilberte. „Höre, mein Lieber, dieser wackere Meunier und seine Frau werden große Augen machen, wenn sie in unser Hotel eintreten."

„Oh! ich lache zum Voraus über ihr Erstaunen und die Geschichte, die ich Ihnen erzählen werde, um sie zu bestimmen, bei uns, statt im Café de Paris, zu Nacht zu speisen."

Die zwei jungen Leute stiegen unter dem Säulen-

gange des Theaters aus und schickten ihren Wagen weg, nachdem sie dem Kutscher und dem Bedienten ein fabelhaftes Trinkgeld gegeben hatten.

„Wir werden also bei einem der Triumphe der berühmten Frau von Saint-Marceau sein," sagte Gilbert; „Du weißt, die schöne Sängerin, die Du sein konntest, wenn Du gewollt hättest, Minette."

„Und bei der Du, Ungeheuer, den Niedlichen spieltest, als Du Marquis warst und ich Marquise. Wenn nur das Publikum heute Abend Frau von Saint-Marceau nicht behandelt, wie es Dich, mein armer Geliebter, vorgestern, als Du Georges Hubert warst, behandelt hat."

„Das war unsere Bestrafung dafür, daß wir alberner Weise in das Leben Anderer eintreten wollten, statt in dem unseren zu bleiben und es so köstlich zu machen, wie es gegenwärtig ist."

„Zum Glück haben wir nur ein paar Tage verloren."

So plaudernd, begaben sich Gilbert und Gilberte in die Loge des Erdgeschoßes, welche ihre Freunde zum Voraus gemiethet hatten, und sie fanden diese auch schon hier.

„Kommen Sie doch, kommen Sie doch!" sagte Meunier, während er aufstand, um seinen Platz Gilberte zu geben, welche mit verdoppelter Herzlichkeit von Juliette empfangen wurde; „kommen Sie doch!" wiederholte Meunier, der vor Freude außer sich war. „Bei meinem Ehrenworte, meine Freunde, man sollte denken, Sie bringen uns ganz besonders Glück. Es ist unglaublich!"

„Was denn?" fragte Gilbert. „Was ist Ihnen begegnet?"

„Als wir Sie verließen, kehrten wir nach Hause zurück. Ich lasse Sie zehnmal, hundertmal rathen, und Sie werden doch nicht errathen, was unserer harrte?"

„Vergebens zerbreche ich mir den Kopf," erwiederte Gilbert mit ernstem Tone; „und Du, Geliebte?"

„Ich auch."

„Stellen Sie sich vor, meine Freunde, daß sich unsere Erbschaft verdoppelt hat."

„Ah! alle Wetter! was sagen Sie uns da?"

„Statt einer Million haben wir zwei, mein lieber Gilbert."

„Und, wie Ihnen August sagte," fügte Juliette bei, „man sollte wahrhaftig glauben, Ihre Gegenwart bringe uns Glück, denn an dem Tage, wo wir Sie zum ersten Male im Café de Paris sahen, machten wir unsere erste Erbschaft. Wir treffen heute zum zweiten Male mit Ihnen zusammen, und unsere Erbschaft ist verdoppelt."

„Wissen Sie, was das beweist?" sagte heiter Gilbert: „daß, so oft wir uns sehen, die Gegenwart von Minette und mir eine Million werth ist. Wir müssen uns oft, sehr oft sehen."

„Guter Gilbert!"

„Ich weiß indessen nicht, ob wir uns Glück dazu wünschen dürfen, daß Sie noch viel vornehmer geworden sind, als Sie heute Morgen waren, denn wir haben Sie um etwas zu bitten."

„Sie halten uns vielleicht für stolz?"

„Ei! ei!"

„Ah! Gilbert! wir stolz! . . . wir!"

„So beweisen Sie uns sogleich das Gegentheil."

„Wodurch?"

„Dadurch, daß Sie ohne Umstände Abendbrod in unserem Stübchen nach dem Theater annehmen, statt uns Abendbrod in dem trefflichen Café de Paris zu geben. Das ist ein Gedanke, der uns gekommen ist, nachdem Sie weggegangen waren. Minette hat sogleich ihren Proviantkorb genommen, ihre Einkäufe gemacht und dann Hand angelegt, um uns das Essen für heute Abend zu bereiten. Aufgemerkt! also lautet die Kart-

ein kalter Kalbsbraten, ein vortrefflicher Salat, Käse und ein Topf mit eingemachten Früchten."

„Ah!" sagte Gilberte, „das sind freilich keine Ortolane, was wir aber bieten, kommt von gutem Herzen."

„Und es wird ebenso angenommen, meine Freunde," erwiederte Meunier; „wir ziehen hundertmal dieses Abendbrod der Freundschaft in Ihrem Stübchen einem feinen Souper im Café de Paris vor."

Während unsere zwei jungen Paare so plauderten, füllte sich der Saal des Opernhauses; die elegantesten Frauen nahmen ihre für das Jahr gemietheten Plätze ein; die Stammgäste des Orchesters, in dessen Nähe die von den neuen Freunden besetzte Loge war, nannten einige von diesen Merveilleusen, so wie sie ankamen: es waren lauter Fürstinnen, Marquisen oder Herzoginnen. Mit neugierigen Blicken schauend, wiederholten Meunier und seine Frau einander in einer naiven Bewunderung die aristokratischen Namen, die sie um sich her aussprechen hörten.

„Höre doch, Minette, jene große blonde Dame ist die Prinzessin von Marsan."

„Höre doch, August, jene reizende Brunette ist die Herzogin von Mercoeur."

„Gut!" sagte Gilbert leise zu seiner Frau, „gerade beim Herzog von Mercoeur macht unser Intendant seine Razzia von Bedienten! . . . Unglückliche Herzogin! sie hat keine Ahnung, daß sie bei ihrer Rückkehr ihr Haus verlassen finden wird, und daß vielleicht zu dieser Stunde ihr Koch unser Abendbrod bereitet . . ."

„Und ich werde ihm Ehre anthun, Geliebter, denn ich fange an Hunger zu verspüren."

„Ei! wie viel vornehme Herren und vornehme Damen!" sagte Meunier zu seiner Frau. „Man erkennt es sogleich an einem gewissen Etwas, daß sie zur großen Gesellschaft gehören."

„Siehst Du, August," versetzte die junge Frau mit einem leichten Ausdruck von Verdruß, von dem Gilbert betroffen war, „man mag immerhin Millionär sein . . . stets ist man unter dieser schönen Welt!"

„Was willst Du machen?" erwiederte Meunier. „Es ist schon so hübsch, Millionär zu sein, daß man sich wohl darüber trösten kann, wenn man nicht vornehm ist."

„Hören Sie, mein lieber Meunier," sagte Gilbert, mit seiner Frau einen Blick des Verständnisses wechselnd, „nehmen wir an, es gebe Feen . . ."

„Sehr gut!" versetzte Meunier lachend; „ich nehme an, es gebe Feen, obgleich der Gedanke sonderbar ist."

„Sie lachen? . . . Sie glauben vielleicht, es gebe keine Feen?"

„Und Sie?"

„Ich!"

„Ja, Sie, mein lieber Gilbert."

„Oh! ich bin sehr geneigt, an Eselshaut zu glauben und den blauen Vogel als höchst wahrscheinlich anzunehmen."

„Spaßmacher Gilbert!" rief August, „hörst Du ihn, Juliette?"

„Ah! wenn es Feen gäbe," erwiederte die junge Frau mit einem Seufzer, „wenn es Feen gäbe . . ."

„Ich wette, Madame," sprach Gilbert, „Sie würden von ihnen verlangen, eine von den vornehmen Damen zu sein, die Sie dort im ersten Range sehen?"

„Und Herr August," setzte Gilberte hinzu, „Herr August würde natürlich verlangen, ein vornehmer Herr zu sein, wohlverstanden, nur um seine Frau nicht zu verlassen."

„Ei! bei Gott!" sprach Meunier, „nun, da wir reich sind, wenn man nur zu sagen brauchte: „Wir

wollen durch unsere Geburt Leute von der hohen Gesellschaft sein . . .'"

„Sie würden es sagen, nicht wahr, mein lieber August?" versetzte Gilbert, seine Frau anschauend. „Seht doch den Ehrgeizigen!"

„Sie sind gut!" rief August lachend. „An meiner Stelle hätten Sie vielleicht nicht denselben Wunsch wie ich?"

„Und Sie, meine liebe kleine Frau Gilbert," fügte Juliette bei, gestehen Sie, daß Sie auch von der Fee eine vornehme Dame zu sein verlangen würden."

„Oh! ja wohl," erwiederte die junge Frau einen neuen Blick mit ihrem Manne wechselnd. „Oh! ja, Gilbert und ich würden uns dasselbe wünschen wie Sie, auf die Gefahr vielleicht, es nachher zu bereuen."

„Es bereuen!" rief August, „und warum?"

„Ei!" antwortete Gilbert mit einer verstellten Treuherzigkeit, „man sagt, es sei nicht Alles Gold, was glänze, und diese Personen von der vornehme Welt, welche heute Abend in der Oper erscheinen und so glücklich aussehen, sind vielleicht . . ."

„Sind es vielleicht nur dem Anscheine nach, nicht wahr?" versetzte August lachend. „Wie philosophisch ist er heute Abend, dieser Teufels-Gilbert!"

„Oh! August und ich, wir sind nicht so philosophisch," sprach Juliette: „und gäbe es Feen, wie Herr Gilbert sagt, so würden wir von ihnen verlangen . . ." Doch sich unterbrechend, da sie die ersten Accorde des Orchesters hörte und nichts von diesem für sie so neuen Vergnügen verlieren wollte, sagte sie: „Man fängt an . . . hören wir!"

Und voll Neugierde neigte sie sich, wie ihr Mann, gegen die Bühne. Gilbert und Gilberte schauten sich an: sie hatten sich verstanden; sie sahen eine neue Chance des Glücks in ihrer Erfahrung in Betreff des Lebens

der vornehmen Leute, eine Erfahrung, an der es Meunier und seiner Frau gebrach. Diese konnten früher oder später eine gesellschaftliche Stellung beneiden, die sie nie zu erreichen vermöchten, und dann die Bitterkeit eines eitlen Wunsches empfinden. Gilbert und Gilberte fanden endlich die Entschuldigung ihrer vergangenen Wünsche, als sie dasselbe Verlangen sich mittelbar bei ihren neuen Freunden, Leuten von einer redlichen und guten Natur, sich bilden hörten. Da das Verlangen, das zu besitzen, was man nicht hat, eine von den Fatalitäten des Menschengeschlechts ist, — wie sehr wünschten sich Gilbert und Gilberte Glück, daß sie fortan dieser Fatalität entgehen konnten!

Bald interessirten sich unsere jungen Leute doppelt für die Vorstellung, der sie beiwohnten. Das Theater begann mit zwei Acten von Semiramis, einem der Triumphe der schönen Frau von Saint-Marceau, in deren Leben einzutreten Gilberte einen Augenblick den Gedanken gehabt hatte. Als die berühmte Sängerin auf der Bühne erschien, erschollen drei Salven von wüthenden Bravos, und während des ersten Acts übertraf sich Frau von Saint-Marceau dergestalt, daß, als der Vorhang fiel, der Enthusiasmus des Publikums Wahnwitz wurde. Bewunderungsschreie riefen die Diva, und sie erschien wieder unter einem Regen von Sträußen.

„Welch ein herrliches Talent!" sagte August, als der Vorhang zum zweiten Male gefallen war. „Ich verstehe nichts von der Musik, und dennoch bin ich außer mir vor Bewunderung!"

„Sie hat Noten in der Stimme, welche zur Seele gehen und uns schauern machen," fügte Juliette bei. „Ich wundere mich nicht mehr über ihren Erfolg! Welch ein Triumph! wie stolz muß sie sein!"

„Und glücklich!" versetzte Gilberte, einen neuen Blick mit Gilbert wechselnd. „Man sagt, diese Dam[e] sei mit einem Manne verheirathet, den sie anbet[et]

und von dem sie angebetet werde . . . Nichts muß ihrem Glücke fehlen!"

„Gestehen Sie, mein lieber Meunier," sprach Gilbert, „wenn es Feen gäbe . . . (Ich komme immer hierauf zurück . . . und Sie werden über mich spotten . . .)"

„Durchaus nicht, mein wackerer Gilbert, fahren Sie fort! es ist etwas sehr Belustigendes um die Feenmährchen."

„Gestehen Sie doch, daß Sie, wenn es Feen gäbe, und Sie wären schon durch ihre Macht vornehmer Herr und Frau Meunier vornehme Dame gewesen, daß Sie vielleicht sagen würden: „„Bah! im Ganzen stehen das Talent und der Ruhm noch über der Geburt. Ich möchte lieber, daß, statt Marquise oder Herzogin zu sein, meine Frau, die ich zärtlich liebe, diese bewunderungswürdige Sängerin wäre, welche Huldigungen empfängt, wie einer Königin keine zu Theil werden."

„Oh! ich, ich bin der Ansicht von Herrn Gilbert," versetzte Juliette. „Während ich diese schönen Damen der Prosceniumlogen anschaute, dachte ich: „„Sie mögen immerhin Herzoginnen oder Marquisen sein, nie werden sie die Genüsse kennen lernen, welche Frau von Saint-Marceau einzig und allein ihrem Talente zu verdanken hat. Dabei jung, von einer seltenen Schönheit, angebetet von ihrem Gemahl . . .""

„Und beinahe Millionärin, immer durch ihr Talent, und von der großen Gesellschaft empfangen wegen der Geburt ihres Gemahls," fügte Gilbert bei. „Gestehen Sie, meine Freunde, daß Sie gern an der Stelle von Herrn und Frau von Saint-Marceau sein möchten?"

„Oh! Herr Philosoph," erwiederte Meunier lachend, „wollen Sie uns zufällig sagen, Sie hätten nicht denselben Wunsch wie wir?"

„Bah!" ... machte Gilbert, „der Ruhm, das ist sehr ephemer!"

„Welch ein abscheulicher Cato ist doch Ihr Mann, Frau Gilberte!“

„Ich will Ihnen sagen, warum Bibi einen solchen Widerwillen gegen den Ruhm zeigt. Denken Sie sich, daß man uns vorgestern Billets für das Theatre-Français schenkte, wo wir bei der ersten Aufführung eines Stückes von Georges . . . Hubert . . . waren, und . . .“

„Er wurde ausgezischt, ausgepfiffen, angespieen! desto besser!“ unterbrach August Gilberte. „Ei! Madame, sprechen Sie nicht von diesem abscheulichen Menschen!“

„Oh! mein Gott! was hat er denn gethan, Herr Meunier?“

„Was er gethan hat? Das ist ein wahrer Tartuffe, der schöne Worte schreibt und sich aufführt wie ein . . . wie ein Gassenjunge!“

„Ein Ungeheuer von einem Menschen, der Erbinnen ihres Geldes wegen entführt!“, setzte Juliette nicht minder zornig hinzu. „Ein Schändlicher, der arme Leute zwingt, sich aus Verzweiflung ins Wasser zu stürzen! Das steht in den Tagblättern . . . und es ist nichts dagegen zu sagen.“

„Zum Glück liest man auch in den Tagblättern, daß er gestern einen gewaltigen Degenstich bekommen hat,“ bemerkte August. „Das hat er verdient, dieser berüchtigtigte Georges Hubert.“

„Und dennoch,“ erwiederte Gilbert, „hätte man Ihnen vor vier oder fünf Tagen, als dieser Dichter im ganzen Glanze seines Ruhmes strahlte, gesagt: „„Wollen Sie an der Stelle von Georges Hubert sein?““ so würden Sie geantwortet haben: „„Ja.““ . . . Dessen bin ich sicher. Und heute behandeln Sie ihn als Gassenjunge! Das ist die Kehrseite der Münze.“

„Darum, Herr Meunier, zeigt Bibi einen solchen Widerwillen gegen den Ruhm.“

„Im Ganzen," sagte August mit einer nachdenkenden Miene und betroffen von der Reflexion seines neuen Freundes, „die Philosophie hat etwas Gutes . . ."

„Ja, glauben Sie mir, meine Freunde, sie ist gut . . . Ich bin kein großer Doctor, und Minette ist ebenso wenig eine große Doctorin, doch unser kleines Urtheil, unser Instinct leiten uns: und sehr glücklich wären wir, brächten wir es dahin, daß Sie wie wir denken und sich mit Ihrem Loose begnügen würden, weil wir beinahe die Gewißheit haben, daß Sie glücklich wären," sagte Gilbert.

„Halt!" rief plötzlich Juliette, „der Vorhang geht auf, und man hat nicht die drei Zeichen gegeben, und die Musiker sind nicht an ihrem Platze!"

„Und dann," sagte August, „sieh doch die Aufregung unter den Zuschauern des Orchesters. Einer eilt hinaus, nachdem er seinen Nachbarn zugerufen hat: „„Ich gehe auf das Theater, um zu erfahren, was es ist.""

August hatte kaum vollendet, als der Regisseur der Oper an den Rand der Bühne vortrat und unter einem tiefen Stillschweigen der Zuschauer, welche eiligst wieder ihre Plätze eingenommen hatten, sprach:

„Meine Herren, zu unserem innigen Bedauern müssen wir Ihnen ankündigen, daß es Frau von Saint-Marceau in Folge einer ernsten plötzlichen Unpäßlichkeit leider ganz unmöglich ist, den zweiten Act von Semiramis zu singen."

Diese Worte des Regisseur wurden von einem langen Gemurmel peinlicher Ueberraschung bedeckt. Die Zuschauer drückten auch viel weniger ihren Verdruß, als eine rührende Theilnahme für Frau von Saint-Marceau aus. Viele Stimmen riefen mit großer Bangigkeit sich an den Regisseur wendend:

„Ist der Zustand von Frau von Marceau wirklich beunruhigend?"

„Arme Frau! was ist ihr denn begegnet?"

Mitten unter dem Lärmen horchend, faßte der Regisseur einige von den Fragen auf, die man an ihn richtete, und bedeutete durch ein Zeichen, er wolle sprechen. Es wurde wieder still, und der Regisseur antwortete:

„Meine Herren, der Zustand von Frau von Saint-Marceau flößt, obgleich bedenklich, keine ernste Furcht den Herren Theaterärzten ein, die sich in aller Eile zu Frau von Saint-Marceau verfügt haben, als sie von einer nervösen Krise befallen wurde, welche sie noch nicht verlassen hat."

Diese Worte, ohne das Publikum völlig zu beruhigen, wurden doch von ihm als ein gutes Vorzeichen für die Gesundheit der trefflichen Sängerin aufgenommen, und der Regisseur fügte unter einer allgemeinen Unachtsamkeit bei:

„Mademoiselle Duval, die sich erboten hat, die Rolle von Frau von Saint-Marceau zu übernehmen, erlaubt sich, die Herren um ihre huldvolle Nachsicht zu bitten."

In dem Augenblick, wo sich der Vorhang nach den drei Verbeugungen des Regisseur senkte, kam der Stammgast des Orchesters, der hastig seinen Platz verlassen hatte, um sich auf der Bühne nach der großen Sängerin zu erkundigen, zurück, und von allen Seiten drängte man sich um ihn und überfluthete ihn mit Fragen.

„Nun! was ist es?"

„Ist es denn ernst?"

„Geht es besser?"

„Es ist also ein Unfall?"

„Frau von Saint-Marceau," erwiederte der Stammgast, „ist einem entsetzlichen Nervenanfall preisgegeben: diese Krise verlängert sich, und die Aerzte fangen an sehr besorgt zu sein."

„Oh! mein Gott! das wird beängstigend!"

„Und weiß man die Ursache dieses plötzlichen Anfalls?"

Der Stammgast antwortete halblaut und mit einer geheimnißvollen Miene:

„Meine Herren, wie es scheint, ist es eine eheliche Angelegenheit!“

„Ah! bah!“

„Es hat mich Jemand versichert,“ sagte immer geheimnißvoll der Stammgast, „er habe Herrn von Saint-Marceau aus der Loge seiner Frau weggehen sehen; er sei, wie es geschienen, wüthend gewesen.“

„Dann unterliegt es keinem Zweifel mehr,“ sprachen die Zuschauer, „das ist eine Ehestandsgeschichte!“

„Georges Hubert Haushammel geworden! Frau von Saint-Marceau bekommt einen Nervenanfall wegen einer ehelichen Angelegenheit,“ sagte leise Gilbert zu seiner Frau. „Ah! meine arme Geliebte, wie Recht hattest Du, daß Du nicht Frau von Saint-Marceau sein wolltest! Diese Dame, welche so viel Bewunderung und Neid erregt, ist ohne Zweifel in Wirklichkeit nicht glücklicher, als der große Dichter.“

„Gleichviel,“ antwortete Gilberte leise ihrem Manne, während ihre Freunde auf einige Gespräche horchten, die sich im Orchester über Frau von Saint-Marceau entsponnen hatten; „gleichviel, die arme Frau! sie interessirt mich, und willst Du, so laden wir sie, wenn wir in unserem Hotel sind, ein, um bei uns zu singen; sie sieht aus wie eine sehr gute Person; das wird ein Mittel sein, Bekanntschaft zu machen, und wenn sie nicht zu stolz ist, können wir in nähere Verbindung mit ihr treten.“

„Einverstanden!“

„Aber, mein Herr, spielen Sie nicht den Niedlichen gegen sie, wie zur Zeit, wo Sie Marquis waren.“

„Minette, wenn Sie solche Ideen haben, werde ich mich fürchterlich rächen!“

Als die Vorstellung beendigt war, verließen die zwei Paare das Opernhaus, um den Miethwagen zu

suchen, den Meunier bestellt hatte, und Gilbert sagte lachend zu diesem:

„Also unser ärmliches Mahl macht Ihnen nicht bange?"

„Sie werden sehen, mein wackerer Gilbert, ob Juliette und ich vor dem kalten Braten und dem Salat zurückweichen. Wir haben einen Wehrwolfshunger."

„Ah! Herr Meunier," fügte Gilberte mit einer schalkhaften Miene bei: „wir laden ohne Umstände und von gutem Herzen ein."

Die jungen Leute erreichten den Wagen, und während die beiden Frauen und August in der bescheidenen Equipage Platz nahmen, gab Gilbert dem Kutscher die Adresse des Hotel d'Orbeval und befahl ihm, in den Hof zu fahren und vor der Freitreppe zu halten; dann setzte sich der junge Mann zu seinen Freunden. Alle Vier plauderten fortwährend heiter. Juliette behauptete, trotz ihres Nervenanfalls und ihrer häuslichen Angelegenheit, erfreue sich Frau von Saint-Marceau eines beneidenswerthen Looses. August behauptete im Gegentheil, nach der Philosophie des Doctor Gilbert, die Vornehmheit und der Ruhm können oft einen bitteren Nachgeschmack haben.

Das Stübchen der zwei jungen Leute lag, wie das prachtvolle Hotel d'Orbeval, im Faubourg Saint-Germain. Meunier und seine Frau hatten also keine Ahnung von der Ueberraschung, die ihrer harrte. Als aber der Kutscher, in der Rue de l'Université angelangt, vor dem mit beiden Flügeln geöffneten Thore des Hotels einen Augenblick anhielt, um seine Wendung zu nehmen, sah August, der den Kopf aus dem Schlage hinausbeugte, im Hintergrunde eines ungeheuren Hofes das Vestibule des Hauses und die Fenster des Erdgeschosses glänzend erleuchtet.

„Ho! ho!" sagte Meunier, „welch ein prachtvolles Hotel! Es scheint, man gibt hier eine Fête; doch die Eingeladenen sind teufelmäßig saumselig, denn man s

noch keine Equipage . . ." Dann sich unterbrechend, als er sah, daß der Wagen rasch in den Hof fuhr, rief er: „Ah! unser Kutscher ist verrückt . . . Wohin fährt er denn?"

Und er wollte den Kopf abermals hinausneigen, um den Automedon auf seinen Irrthum aufmerksam zu machen, als Gilbert seinen neuen Freund am Arme zurückhielt und zu ihm sagte:

„Beruhigen Sie sich, Herr Meunier, wir fahren zu uns. Seit diesem Morgen sind Minette und ich ausgezogen."

XXX.

Der Hof des Hotel d'Orbeval war so groß, daß, ehe die Pferde den nothwendigen Umkreis durchlaufen hatten, um vor die Freitreppe zu kommen, Meunier, auf seine Weise die Worte von Gilbert, die ihm von seinem Auszuge am Morgen unterrichtet, auslegend, Zeit fand, zu sagen:

„Sie haben also ein Zimmer in den Zugehören dieses Hotels gemiethet, mein lieber Gilbert? Ich begreife die Ueberraschung, die Sie uns vorbehalten... wir sollen Ihnen Ihre neue Wohnung einweihen helfen?"

„Ganz richtig, Herr Meunier," erwiederte Gilberte in dem Augenblick, wo der Wagen vor dem Säulengange anhielt; „wir wollen in unserer Mansarde den Tisch rücken."

„Wie artig ist es von Ihnen, daß Sie diesen Gedanken gehabt haben, meine gute kleine Frau Gilberte," rief Julsette, als der Wagenschlag von Herrn Guspier, der schon in schwarzem Frack und weißer Halsbinde wartete, geöffnet wurde.

„Nun, Herr Guspier," sagte zu ihm Gilbert, der zuerst ausstieg, „ist Alles bereit?"

„Ja, Herr Lithograph," antwortete der Intendant, indem er sich ehrerbietig verbeugte, „Alles ist bereit."

„So werden wir ein gutes Souper haben?" fügte Gilberte, leicht zu Boden springend, bei.

„Ich schmeichle mir mit der Hoffnung, die Frau Blumenmacherin werde mit dem Souper zufrieden sein," antwortete der Intendant, indem er sich abermals verbeugte.

„Mein lieber Meunier," sagte Gilbert, „geben Sie meiner Frau den Arm; ich gebe den meinigen Ihrer Frau."

Und so sprechend, bot er Juliette seinen Arm. Diese und ihr Mann waren ganz versteinert, als sie Herrn Guspier eiligst die Stufen der Freitreppe hinaufsteigen und den in glänzende Livreen (blau, orangefarbig und Silber) gekleideten Lackeien ein gebieterisches Zeichen machen sah. Diese großen, weiß gepuderten, auf allen Nähten galonnirten Bedienten stellten sich im Spalier auf, während die zwei Schweizer, in denselben Livreen, einen dreieckigen Hut auf dem Kopfe, ein breites Wehrgehänge über der Brust, den Degen beinahe wagrecht und die Hellebarde in der Hand, dreimal mit dem Schafte dieser Waffe auf die Marmorplatten des Vestibule stießen und die beiden Flügel der Glasthüre des Säulenganges öffneten.

„Mein lieber Gilbert," sagte Meunier, verblüfft, unbeweglich vor Verwunderung, obgleich Gilberte sich seines Armes bemächtigt hatte, „ist das ein Traum?"

„Dieses Hotel, diese Bedienten, dieser schwarz gekleidete dicke Herr, der Sie Herr Lithograph und Frau Blumenmacherin nennt," fragte Juliette, nicht minder unbeweglich, nicht minder verblüfft, „was bedeutet Alles dies? Wo sind wir, mein Gott! wo sind wir denn?"

„Ei! wir sind bei uns!" erwiederte heiter Gilbert; „Minette und ich sind vor Kurzem, wie ich Ihnen gesagt habe, ausgezogen, und rücken heute Abend den Tisch

in unserer neuen Wohnung, das ist das Ganze. Zur Tafel, Frau Meunier, zur Tafel, das Abendbrod wird kalt!"

„Zur Tafel, Herr Meunier!" rief Gilberte. „Kommen Sie geschwinde, denn ich sterbe vor Hunger!"

Die zwei jungen Leute schleppten, so zu sagen, August und Juliette fort, und diese, welche sich für das Spielzeug eines Traumes hielten, folgten maschinenmäßig ihren Freunden und durchschritten, geführt vom Intendanten, das Vestibule, wo die Livreedienerschaft stand, sodann den Wartesaal, wo sich die Kammerdiener schwarz gekleidet, mit seidenen Beinkleidern, seidenen Strümpfen und goldenen Schnallen auf ihren lackirten Schuhen, aufhielten. Zwei von diesen Dienern öffneten die Flügel eines zweiten Salon, und der Intendant, der die Schwelle dieses von Vergoldungen, Lichtern und Blumen funkelnden Gemaches nicht überschritt, sprach, indem er sich abermals verbeugte, ehrerbietig:

„Die Frau Blumenmacherin und der Herr Lithograph werden auf der Stelle bedient sein."

Und die Flügel der Thüre schlossen sich wieder.

Durch die Thürvorhänge von hellgrünem Damast, wie die mit goldenen Rahmen eingefaßte Tapete, erblickte man eine endlose Enfilade von anderen Zimmern, welche nicht minder geräumig, nicht minder glänzend erleuchtet, nicht minder kostbar meublirt und ausgeschmückt waren, als der erste Salon. Man bemerkte besonders eine unglaubliche Verschwendung von Blumen, die hier in chinesischen, fünf Fuß hohen Vasen blühten und die Winkelfüllungen bildeten, dort wie wahre blühende Gebüsche in Jardinièren von eingelegter Arbeit oder in ungeheuren japanesischen Töpfen, so bauchig wie Tonnen, zusammengeschaart waren. Die Kerzen der Lustres, der Girandoles, der Candelaber, der goldbronzenen Fackelstühle von der Größe eines Mannes warfen Lichtströme

auf diese Herrlichkeiten, die sich in's Unendliche in riesigen Spiegeln wiederholten.

Gilbert und Gilberte wunderten sich um so weniger über das unbeschreibliche Erstaunen ihrer Freunde, als sie es theilten, und, wie sie, die Blicke bald dahin, bald dorthin wendend ausriefen:

„Das ist herrlich!"

„Das ist blendend!"

„Man kann sich nichts Schöneres vorstellen," sagte Gilbert. „Höre, Minette, hast Du solche Wunder erwartet? Bei meiner Treue, wir haben keinen schlechten Handel gemacht."

„Gewiß nicht!" erwiederte Gilberte. Und zu Juliette sagte sie:

„Nicht wahr, meine gute Frau Meunier, es ist prächtig hier? Wahrhaftig, es ist nicht zu glauben!"

„Ah! Sie sehen so verwundert aus als wir," rief August. „Ich sage Ihnen, daß ich wahnsinnig werde, wenn Sie mir nicht erklären, wie . . ."

„Die Frau Blumenmacherin ist bedient," meldete mit lauter Stimme der erste Haushofmeister, während zwei Kammerdiener die Flügel eines Speisesaales öffneten, der mit diesem ersten Salon in Verbindung stand.

„Meine Freunde, Sie hören, „„die Frau Blumenmacherin ist bedient,"" rief heiter Gilbert. „Zur Tafel! zur Tafel! Und dort, mein lieber August, während wir eine vortreffliche Flasche Champagner trinken, werde ich Ihnen die Charade auflösen."

Es ist unnöthig, von der Pracht und dem vortrefflichen künstlerischen Geschmack des Geräthes der Tafel zu reden, an welche sich Gilbert, seine Frau und ihre zwei Freunde setzten. Die Schüsseln und die Rechauds von ciselirtem Vermeil funkelten im Feuer der Kerzen. Der erste und der zweite Haushofmeister, welche beauftragt waren, die Gerichte zu zerlegen und anzubieten, versahen

ihren Dienst um die Tischgenossen kreisend, während hinter jedem von diesen, bereit, sie zu bedienen, ein Kammerdiener mit weißen Handschuhen und eine Serviette unter dem Arme stand.

Diese Leute, als Domestiquen großer Häuser, hatten längst, wie Herr Guêpier, ihr Intendant, die Gewohnheit angenommen, sich über nichts zu wundern, oder ihr Erstaunen wenigstens nie zu offenbaren. Unempfindlich in ihrem officiellen Respect, nannten sie, Gilbert und Gilberte bedienend, diese Herr Lithograph und Frau Blumenmacherin mit demselben Ausdrucke tiefer Ehrfurcht, als hätten sie ihnen die Titel Herr Herzog und Frau Herzogin gegeben.

Zum Lobe von Gilbert und Gilberte müssen wir sagen, sie zeigten sich vollkommen frei, ungezwungen vor ihren Leuten, ein sehr seltener Muth bei denjenigen, welche eine Drehung des Glücksrades zu einem plötzlichen Reichthum erhebt. Ungewohnt, bedient zu sein, beinahe verlegen, es zu sein, befürchtend, sie könnten diese Befangenheit durchblicken lassen, zuweilen die Härte mit der Würde verwechselnd, zeigen sie sich bald gegen ihre Leute plump, hochmüthig, bald im Gegentheil, weil sie sich ihre plötzliche Erhebung, so zu sagen, wollen verzeihen lassen, behandeln sie ihre Umgebung mit einer lächerlichen Vertraulichkeit. Nicht so war es bei Gilbert und Gilberte. Weit entfernt, über ihre frühere Lebenslage zu erröthen und sie verbergen zu wollen, verherrlichten sie dieselbe nach ihren besten Kräften, indem sie sich einen Titel daraus machten. Entzückt, im vollen Reichthum zu schwimmen, besaßen sie, welche durch eine der Consequenzen ihrer vortrefflichen Herzen ein heiteres und wohlwollendes Glück hatten, statt durch das Glück anmaßend und aufgeblasen zu werden, wie so viele Emporkömmlinge, besaßen sie, sagen wir, jene wahre Würde, welche aus dem Naturell, aus der Offenherzigkeit und dem völligen Mangel an Prätensionen, das zu scheinen, was

man nicht ist, entspringt. Diese kostbaren Eigenschaften offenbarten sich bei ihnen, sobald sie mit ihren Freunden zusammensaßen, deren bewunderndes Erstaunen sich verdoppelte beim Anblick dieser mit einem Luxus, mit einer ausgesuchten Pracht, wovon sie nicht einmal einen Begriff gehabt, servirten Tafel.

Gilbert nahm aus einem, wie der übrige Service, bewunderungswürdig ciselirtem Kühleimer eine mit Champagner, der durch das Eis halb gefroren, gefüllte Carafe und sagte zu Meunier:

„Ihr Glas, mein wackerer Freund, und lassen Sie uns vor Allem auf die Freundschaft trinken."

„Endlich," rief heiter Gilberte, indem sie auch ihr Glas, eine Krystallschale von antiker Form, darreichte, „endlich werden wir die vielbesprochene Flasche Champagner trinken! und daß wir sie vollends mit Freunden trinken, das gibt dem Weine seine feinste Blume, nicht wahr, Bibi?"

August schaute ganz befremdet seine Frau an, und diese schaute ihren Mann an und fragte ihn mit den Augen:

„Verstehst Du etwas hievon?"

„Wachen wir wirklich?" erwiederte Meunier in derselben Augensprache. Und unbeweglich, ohne die Gerichte zu berühren, die sie maschinenmäßig angenommen hatten, schienen August und Juliette die bacchische Aufforderung von Gilbert nicht zu hören, der, die Carafe in der Hand, den Arm ausgestreckt hielt; doch betroffen von dem Stillschweigen und der Haltung seiner Gäste, überlegte er eine Secunde, stellte die Carafe wieder in den Kühleimer von Vermeil und sagte heiter:

„Bei allen Göttern! ich bin so dumm wie eine Gans."

„Oh!" rief Gilberte lachend, „man sagt nicht solch Dinge . . . sich selbst."

„Minette, ich bin berechtigt, so mit mir zu spreck

denn unsere Gäste sind dergestalt verwirrt durch die Ueberraschung, die wir ihnen bereitet, daß sie auf eine Viertelstunde den Durst und den Appetit verloren haben, und das ist eine beklagenswerthe Unannehmlichkeit, wenn es sich um das Soupiren handelt."

„Du hast Recht, sagen wir ihnen sogleich, wie wir aus kleinen Leuten, was wir waren, Millionäre, Erzmillionäre geworden sind, und der Durst und der Appetit werden bei diesen lieben Freunden wiederkehren."

„Vernehmen Sie mit zwei Worten, wie sich die Sache verhält," sprach Gilbert: Wir haben, wie Sie, mein lieber August, eine Erbschaft gemacht. Diese gute Kunde ist uns gestern zugekommen; doch heute Morgen verbargen wir vor Ihnen unser Spiel, und nach Ihrem Abgange kauften wir, mittelst unserer Millionen, dieses Hotel ganz meublirt; unser Intendant war, immer durch den Zauberstab dieser Millionen, im Stande, in ein paar Stunden die Dienerschaft zusammenzubringen, die Sie sehen, und uns dieses feine Abendbrod, dem wir alle Ehre anthun wollen, bereiten zu lassen. Das ist die Geschichte, mein wackerer Meunier, sie ist sehr einfach . . . Ihr Erstaunen hat nun aufgehört, und so komme ich auf unsern Anfang zurück. Trinken wir vor Allem auf die Freundschaft, wonach wir, wie ich hoffe, um die Wette mit den Zähnen spielen werden."

Gilbert irrte sich; die Sache, die er für sehr einfach hielt, schien August und Juliette nicht so.

So ist es mit der menschlichen Natur.

So seltsam die Zufälle sein mögen, denen wir unglaubliche Glücksumstände verdanken, sie scheinen uns beinahe der natürlichen Ordnung der Dinge zu entsprechen, während sie uns ganz exorbitant dünken, sobald sie Andere begünstigen.

Meunier erstaunte nicht übermäßig darüber, daß er von einem unbekannten Verwandten geerbt hatte, aber

die unvermuthet seinen Freunden zugefallene Erbschaft schien ihm an das Wunderbare zu grenzen.

Das ist noch nicht Alles: diese Erbschaft, um nach den von den Käufern des Hotel schon gemachten Ausgaben zu urtheilen, mußte colossal sein, und Meunier, obgleich zwei Millionen reich, fühlte sich eine Art von kleinem Rentier, wenn er sich mit seinen Freunden verglich. Sodann verrieth ihr großer Luxus in keiner Hinsicht den Emporkömmling, und so fremd August und seine Frau jenem Gefühle ausgewählter, erhabener Eleganz waren, das beinahe traditionell in einer Aristokratie ist, die sich nur damit beschäftigt, zu glänzen, zu scheinen, während ihr häufig auch das Verständniß und die Liebe für die Kunst in hohem Maße zur Seite stehen, fühlten sie sich doch instinctmäßig betroffen von der vollständigen, großartigen Pracht, mit der sich ihre Freunde mittelst ihrer Millionen umgeben hatten. Gilbert und Gilberte, die sich ohne Zwang Bibi und Minette vor ihren Dienern nannten und sich von ihnen ganz stolz Herr Lithograph und Frau Blumenmacherin betiteln ließen, Gilbert und Gilberte, heiter, einfach, freundlich, offen und ohne einen Schatten von Befangenheit inmitten dieses wunderbaren Vermögens, flößten gerade durch ihre Einfachheit Meunier und seiner Frau Ehrfurcht ein. Diese waren im strengsten Sinne des Wortes wackere Leute, davon zeugte die Erinnerung, die sie an ihre Freunde bewahrt hatten, so wie ihr herzlicher Besuch am Morgen, doch sie besaßen nicht die Erhabenheit der Seele, welche diese über die bitteren Empfindungen eines gemeinen Neides stellt. Sie hatten einer sehr lobenswerthen Gemüthsbewegung nachgegeben, als sie, bereichert am vorhergehenden Tage, ihren Freunden von einer Stunde entgegenkamen, von denen sie annahmen, sie seien so arm wie früher; doch der, welcher wohlwollend zu dem gekommen sein wird, von welchem er glaubte, er befinde sich in einer Lage, die unter d

seinigen, wird immer eine Art von leichtem Aerger wenn nicht von Abneigung oder Eifersucht, empfinden wenn er sich von dem, zu welchem er kurz zuvor noch herabstieg, überflügelt sieht. Mit einem Worte, ist es auch leicht, sich wohlwollend gegen diejenigen zu zeigen die relativ in ihren Verhältnissen unter uns stehen so ist es dagegen schwieriger, weder Verdruß, noch Neid in Betreff derer zu zeigen, welche über uns stehen, mag es sich nun um Geburt, Charakter, Vermögen oder Talent handeln.

Meunier und seine Frau fingen also an von tausend Seiten auf ihre neuen Freunde eifersüchtig zu werden, eine noch dumpfe Eifersucht, die sich zuerst nur durch das kalte Unbehagen der beiden Gäste und durch den beinahe gänzlichen Verlust ihres Appetits und ihrer Heiterkeit kundgab.

In ihrer Güte, in ihrer Treuherzigkeit unfähig schlimme, ihrer Seele so fremde Gefühle zu argwohnen, hatten also Gilbert und Gilberte keine Ahnung von den geheimen Gedanken ihrer Gäste, brachten freudig ihren ersten Toast auf die Freundschaft und stießen nach der alten guten Sitte mit Meunier und seiner Frau an, welche endlich, die Aufforderung ihrer Freunde erwiedernd ihre Gläser darreichten, aber sie nur zur Hälfte leerten. Schon dünkte ihnen der Wein dieser prachtvollen Gastfreundschaft bitter.

Gilbert leerte seine Krystallschale bis auf den Grund, und seine Frau, nachdem sie zwei Fingerhut voll in Eis abgekühlten Champagner getrunken hatte, rief:

„Endlich! . . . ich habe ihn gekostet, diesen herrlichen Champagner! . . . Hm!“ machte sie, indem sie mit dem Ende ihrer rosigen Zunge über ihre frischrothen Lippen strich, „das ist ganz vortrefflich! Nur macht das die Zähne gefrieren! Gieße mir nun Wasser in mein Glas, Bibi, mein Kopf ist nicht sehr stark, und ich wi

mich nicht der Gefahr aussetzen, daß ich meine Haube schief drehe. Nein, nein!"

In dem Augenblick, wo die junge Frau ihr Glas ihrem Manne reichte, daß er es mit Wasser fülle, nahm einer von den Kammerdienern eiligst eine Carafe, um den Wunsch der Frau Blumenmacherin zu befriedigen, doch diese sagte heiter:

„Ich danke! ich will lieber von Bibi bedient sein, das ist meine Gewohnheit!"

Der Diener verbeugte sich und stellte die Carafe wieder auf den Tisch. Der erste Haushofmeister, nachdem er den Gästen andere ausgesuchte Gerichte servirt hatte, reichte Gilbert, während dieser das Glas seiner Frau mit Wasser füllte, eine Platte von Vermeil, deren Rand mit einer Garnitur von weißem, hartem, wie Spitzen durchbrochenem Teig verziert war. In der Mitte dieser Platte sah man ein Gericht ungefähr von der Form einer Pastete, aber halb durchsichtig gemacht durch gereifelte Ornamente von Fleischgallerte, welche hier topasfarbig, dort rubinfarbig; diese Ornamente waren noch hervorgehoben durch zartgrüne Pistacien und ebenholzschwarze Trüffelrädchen, Kreuze und Rauten vorstellend. Gilbert sagte zu dem Bedienten, der ihm dieses Gericht bot:

„Unser Herr Haushofmeister, diese Platte ist sehr hübsch anzuschauen ... doch wollen Sie mir erklären, was das ist?"

„Ein Warmkalt von Filets von jungen Enten, Herr Lithograph."

„Wie, ein Warmkalt?"

„Ja, Herr Lithograph," antwortete der Haushofmeister, und er wiederholte, indem er die zwei Worte, um sie verständlich zu machen, trennte: ein Warm-kalt."

„Oh! sehr gut, das ist etwas Warmes, was kalt ist."

„Einen Augenblick Geduld, Bibi!" rief Gilberte lachend: „Wenn das warm ist, ist es nicht kalt ... "

wenn es kalt ist, ist es nicht warm .... nicht wahr, meine gute Frau Meunier?"

„Natürlich," erwiederte die junge Frau mit einem gezwungenen Lächeln; denn, wie ihr Mann, fühlte sie sich immer mehr durch den Neid erbittert.

„Ich erlaube mir, der Frau Blumenmacherin zu bemerken," sagte ehrerbietig der Haushofmeister: „ein Warmkalt, ein Gericht, das gewöhnlich für die Ambigus *) und die Soupers vorbehalten bleibt, wird bereitet, als ob es warm gespeist werden sollte, doch man servirt es kalt, nachdem man es mit Gallerte verziert hat."

„Ah! ja," versetzte Gilberte, „das ist wie eine Gibelotte, die man kalt werden läßt!" Und sie wandte sich an ihren Mann und rief ihm zu: „Oh! Leckermäulchen, das war Deine Liebhaberei: kalt den Ueberrest der Gibelotte zu essen, die ich Dir am Tage vorher mit einem ächten Kaninchen gekocht, wenn wir genug verdient hatten, um als Fürsten zu speisen."

„Sehen Sie, wie eitel ich auf meine Frau bin, mein wackerer Meunier," sprach Gilbert heiter zu seinem Freunde. „Ich wette, Ihre Juliette macht die Gibelotten nicht besser, als Minette."

„Und den Mironton **)!" rief Gilberte stolz. „So wie Sie mich hier sehen, fürchte ich Niemand, was den Mironton betrifft! ah! nein!"

Weder Meunier, noch seine Frau besaßen die seltene philosophische Offenherzigkeit von Gilbert und Gilberte, welche freimüthig genug, um von ihrer demüthigen Vergangenheit ohne Furcht und ohne Affectation vor ihren Leuten zu sprechen; bis über die Ohren erröthend, ant-

---

*) Mahlzeiten, bei denen kalte und warme Gerichte zugleich servirt werden.

**) Eine Speise bestehend aus gebratenen Fleischschnitten mit allerlei Gewürzen und Kräutern zugerichtet.

wortete auch Madame Meunier mit einem süßsauren Tone, den unsere beiden jungen Leute gar nicht bemerkten:

„Meine liebe Frau Gilbert, ich strecke die Waffen, was die Gibelotte und den Mironton betrifft ... Ich habe mich nie mit der Küche beschäftigt, denn hier, in unserem Handelshause aßen wir mit unseren Patronen, und in Lyon hatte Mama, Gott sei Dank! eine Köchin.“

Und die zwei Neidischen warfen einen schiefen Blick auf die Bedienten, denen gegenüber Madame Meunier besonders daran lag, laut zu erklären, ihre Mutter habe eine Köchin gehabt.

Gilbert hatte während der Antwort von Juliette von dem Kaltwarm von Entenfilets gekostet, indeß Gilberte, getreu ihrer alten Gewohnheit, von demselben Teller mit ihrem Manne zu essen, dem Haushofmeister, der ihr von diesem Gerichte anbot, erwiederte:

„Nein, nein, wenn mir das zusagt, werde ich ein Stück vom Teller von Bibi nehmen,“ was sie auch that, indem sie ihren Ellenbogen auf den Tisch setzte und mit dem Ende ihrer Gabel auf dem Teller von Gilbert zu stochern anfing.

Zeugen von diesen mehr als vertraulichen Manieren, zuckten Juliette und ihr Mann, die so sich in der Achtung der Dienerschaft erhöhen wollten, sichtbar die Achseln, um zu beweisen, sie seien genug bewandert in den Sitten der schönen Gesellschaft, daß ihnen die Unanständigkeiten von Gilberte ein Aergerniß bereiten; doch diese bemerkte eben so wenig als ihr Mann die kritische Pantomime ihrer Gäste, fuhr fort, auf dem Teller von Bibi zu stochern, und sagte zum Haushofmeister:

„Mein braver Mann, Sie behaupten, dieses Gericht sei Ente?“

„Verzeihen Sie, Frau Blumenmacherin,“ erwied ehrerbietig der Haushofmeister, „es ist Filet von jungen Enten von Rouen.“

„Nun! Ente ist Ente," versetzte Gilberte heiter. „Dieses Gericht ist sehr gut, doch ich muß bemerken, dem Geschmacke nach gleicht das nicht mehr einer Ente, als irgend etwas Anderes."

„Ich, was mich betrifft, finde das vortrefflich," sagte Juliette, welche den Dienern zeigen wollte, sie wisse diese ausgezeichnete Küche zu würdigen. „Das hat einen Geschmack, der . . . einen Geschmack, der . . . Kurz, es ist köstlich!"

„Ich habe schon einmal in Lyon beim Generalleinnehmer gegessen," fügte Meunier dünkelhaft bei (und er log); „das ist ein sehr delicates Gericht, doch ich kannte es."

„Sie finden das Beide köstlich! Oh! desto besser!" sprach herzlich Gilberte. „So oft Sie bei uns speisen, wird man Ihnen davon vorsetzen. Vergessen Sie das nicht, unser erster Herr Haushofmeister." Und sich an Juliette wendend: „Sagen Sie doch, meine kleine Frau Meunier, wir haben einen ersten Haushofmeister, insofern wir einen zweiten haben . . . Welch ein Spaß!"

Frau Meunier, welche für Gilberte beinahe vor Scham starb, erinnerte sie durch einen verstohlenen Wink daran, daß die Leute, welche bei Tische servirten, das Gespräch hören. Die junge Frau erwiederte naiv:

„Nun! was macht das mir, daß unsere Bedienten uns hören, meine gute Juliette? Diese wackeren Leute, wissen sie nicht, wer wir sind, da sie uns geradezu Herr Lithograph und Frau Blumenmacherin nennen? . . Und bei unseren Ständen hat man nicht wohl Haushofmeister!"

„Was ich am Klarsten hierin sehe, ist," versetzte heiter Gilbert, „daß unsere Freunde angeklagt und überwiesen sind, sie beten das Enten-Warmkalt an. Ich erkläre daher unsere Freunde für verurtheilt, übermorgen hierher zu kommen und von dem genannten Gerichte in Begleitung, wie heute, von meheren andern zu speisen."

„Verurtheilt, ohne Strafnachlaß, übermorgen mit uns zu Mittag zu speisen, gut, Bibi!"

„Und da wir sehr interessirte Menschen sind," fügte Gilbert bei, „so verlangen wir von Ihnen dagegen, daß Sie uns überübermorgen Mittagbrod geben."

„Angenommen!" rief Gilberte, vor Freude in die Hände klatschend. „Vollständige Partie! Vor dem Mittagessen holen wir Sie in einem von unseren schönen neuen Wagen, bespannt mit vier Pferden, ab, um im Bouloguer Wäldchen spazieren zu fahren."

„Und nach dem Mittagessen ins Theater," setzte Gilbert hinzu. „Bei allen Elementen! es heißt seine Vergnügungen verdoppeln, sie mit seinen Freunden theilen!"

Wären unsere zwei jungen Leute nicht durch ihr Glück und ihre vertrauensvolle Zuneigung geblendet gewesen, sie hätten bemerkt, mit welcher Befangenheit, mit welcher Kälte ihr herzlicher Vorschlag aufgenommen wurde, denn Meunier antwortete, indem er zu lächeln sich anstrengte:

„Was denken Sie! bei uns zu Mittag speisen? wir armen Leute würden es nicht wagen, vornehme Herrschaften, wie Sie sind, zu empfangen."

„Der drollige Meunier!" rief Gilbert. „Eine Armuth von zwei Millionen... ich danke für die Kleinigkeit."

„Sie fühlen wohl, meine liebe Juliette," sprach Gilberte, „ich denke wie Bibi, daß Ihr Mann scherzt, wenn er sagt, Sie würden es nicht wagen, uns zu empfangen."

„Nein, im Ernste," erwiederte August, „meine Frau und ich befürchten, unsere Lebensart dürfte der Ihrigen nicht entsprechen."

„Ich möchte doch wissen, warum, mein wackerer Meunier?"

„Ich will es Ihnen offenherzig sagen: Juliette und ich haben keinen Geschmack für großen Luxus. Als uns unsere Erbschaften vom Himmel zufielen, sagten wir zu einander: Einen Monat wollen wir alle unsere Launen befriedigen. Und dann, statt den Gimpeln, den Narren nachzuahmen, die ihr Geld dumm zum Fenster hinaus-

„Und um anzufangen," rief Gilberte, „wir bewilligen Jedem von Ihnen eine Gratification . . ."

„Von viertausend Franken für den Mann," sagte Gilbert. „Doch merken Sie wohl auf, unsere Herren Diener, und behalten Sie Folgendes: Minette und ich, wir wollen und verlangen, daß um unseretwillen Jeder von Ihnen täglich, und zwar aus dem Grunde seines Herzens zu sich spreche: „„Alle Sterne, wie glücklich ist man in diesem Hause! Wahrhaftig, man kann unter dem Himmelszelte keine bessere Lage finden, als die unsere! und bei meiner Treue! es leben die Blumenmacherinnen und die Lithographen! sie sind wohl so viel werth, als die Herzoge und die Herzoginnen!"" Und nun speisen Sie heiter zu Nacht, schlafen Sie wohl! . . und hienach . . . Ihr Diener, unsere Herren Diener!"

Gilbert und Gilberte ließen ihre Leute ganz erstaunt über diese Anrede und die Freigebigkeit, die ihr vorhergegangen, zurück und gingen in Begleitung von Herrn Guspier in einen ihrer Salons. Der Intendant fragte sie:

„Sind die Frau Blumenmacherin und der Herr Lithograph zufrieden?"

„Hunderttausend Franken Gratification für Sie, unser Herr Intendant! Das ist unsere Antwort, nicht wahr, Minette?"

„Ich glaube wohl! Dieser brave Herr Guspier hat ein wahres Kraftstück vollbracht!"

„Wie . . . hunderttausend Franken . . . Gratification?" versetzte der Intendant, betäubt durch diese verschwenderische Großmuth. „Ich wage kaum, es zu glauben."

„Ah!" sagte Gilbert, in seiner unversiegbaren Tasche störend, „haben Sie nichts mehr übrig von unseren zwölfmalhunderttausend Franken von heute Morgen? Sprechen Sie!"

„Ich bitte den Herrn Lithographen um Verzeihung. „Es werden einige tausend Franken übrig sein, selbst ausser

dieser wahrhaft fürstlichen Gratification, was sage ich, königlichen Gratification!"

„Sagen Sie doch lithographischen, Herr Guêpier," rief Gilberte lachend wie eine Tolle, „da Bibi weder Fürst, noch König, sondern ganz einfach Lithograph ist."

„Und hienach, Herr Intendant," fügte Gilbert bei, „machen Sie es wie die Anderen, speisen Sie zu Nacht und legen Sie sich zu Bette; morgen werden wir Ihre Kasse wieder füllen. Doch da fällt mir ein, wo ist unser Zimmer?"

„Das Gemach von Madame liegt am Ende des großen rothen Salon, des dritten von hier. Die Frauen von Madame erwarten sie für ihre Nachttoilette. Das Gemach des Herrn liegt im ersten Stocke, seine Kammerdiener erwarten ihn, um ihn auszukleiden."

„Ha! ha! ha!" rief Gilberte lachend und die Achseln zuckend, „so ganz nahe beisammen? Ich danke! Du hörst, Geliebter, Madame im Erdgeschoße, der Herr im ersten Stock! Eine hübsche verliebte Wirthschaft! Nein, mein Bibi und ich wohnen, bei meinem Ehrenworte, so zu nahe bei einander; das wäre unanständig, Herr Guêpier."

„Unser Herr Intendant," sprach Gilbert, „Sie werden mir das Vergnügen machen, den Frauen meiner Frau und meinen Kammerdienern zu sagen, sie sollen zu Nacht speisen wie die Andern und uns in Ruhe lassen, da wir die Gewohnheit haben, uns allein schlafen zu legen; zuvor wollen wir uns aber damit belustigen, daß wir die schönen Salons unseres Hotel durchwandern, wonach wir in das Gemach vom Erdgeschoße zurückkehren werden; wir wählen es, weil man daraus ebenen Fußes in den Garten gelangt."

„Ah! was den Garten betrifft," sprach Herr Guêpier mit einer geheimnißvollen Miene lächelnd, „wenn es mir erlaubt wäre, meinen edlen Gebietern einen Rath zu geben, so würde ich sie ermahnen, den Garten zu

besuchen... Die Nacht ist herrlich, und sie würden einen Spaziergang vielleicht nicht bereuen."

„Wir werden Ihren Rath befolgen," erwiederte Gilbert, „und morgen früh klingeln wir, wenn wir Etwas oder Jemand brauchen; und hienach guten Appetit und guten Schlaf, unser Herr Intendant!"

Herr Guêpier verbeugte sich, ging ab, und unsere beiden jungen Leute blieben allein.

„Ich wette, daß uns dieser Schelm eine Ueberraschung im Garten bereitet hat," sagte Gilbert. „Gehen wir vor Allem dahin: wir können nachher unsere Gemächer durchwandern."

„Du hast Recht, Geliebter, das wird köstlich sein! Komm geschwinde ... Der Abend ist schön. Doch halt, diese Glasthüre muß nach dem Garten gehen! ... Oeffnen wir die Läden ..."

Kaum hatte Gilbert das Spaniolett der weißen Läden mit vergoldetem Leistenwerk spielen lassen, als unsere zwei jungen Leute durch die Scheiben ein wahrhaft feenartiges Gemälde erblickten

Beinahe so groß als ein Park und mit hundertjährigen Bäumen bepflanzt, war der Garten durch Lampen von verschiedenen Farben: grün, weiß, roth, blau, orangefarbig, beleuchtet; halb verschleiert, warf ihr Licht, das sich mit dem des Vollmonds vermengte, auf die Bäume, auf die Rasen und die Blumen phantastische Reflexe; ein Vorhang von Linden und ungeheuren Kastanienbäumen begrenzte den Horizont; mitten auf einer großen Wiese, dem Hotel gegenüber, ergoß ein Becken mit sanftem Gemurmel in zwei untere Schaalen eine Cascatelle von klarem Wasser; diese bewegliche Welle glich bald einer silbernen, bald einer goldenen flachen Masse, je nachdem sie durch einen Strahl des Mondes versilbert oder durch die Feuer der Illumination vergoldet wurde. Die Zugänge des großen Bassin, in welches

in Cascaden die Wasser der Becken fielen, boten besonders einen bezaubernden Anblick. Ein Cordon von innerlich erleuchteten Kugeln von geschliffenem Krystall, ungeheuren durchsichtigen Perlen ähnlich, bezeichnete den Umkreis des Bassin, eine ruhige Helle auf einem riesigen Korbe von Rosensträuchern verbreitend, die sich in einen sanften Abhang bis zu der Wiese senkten. Sechstausend Rosensträuche bildeten vielleicht diesen Korb, doch sie standen so nahe beisammen und waren so blüthenreich, daß sie den Anblick eines Rosenhügels boten. Man sah auch noch stellenweise unter den Gesträuchen oder halb verborgen im Rasen eine Menge von farbigen Gläsern, schillernde Punkte von verschiedenen Nuancen und jenen phosphorescirenden Glühwürmern ähnlich, welche im Schatten der hohen Gräser in den Sommernächten schimmern.

Anfangs in Erstaunen gesetzt durch diese Ueberraschung, die ihnen die fruchtbare Einbildungskraft ihres Intendanten bereitet hatte, empfanden Gilbert und Gilberte eine tolle Freude beim Anblick der Beleuchtung, und wie aus einer Schule Entwichene stiegen sie, sich an der Hand haltend, die Stufen der Freitreppe hinab und fingen an im Garten umherzulaufen; dann, als sie sich allmälig besänftigt hatten, gewährte es ihnen einen geheimnißvollen Reiz, allein und Schritt für Schritt in den langen Alleen spazieren zu gehen und, in ihrer Einsamkeit, diese reizende Beleuchtung zu genießen, welche für ein sehr belebtes Fest veranstaltet worden zu sein schien. Sie befanden sich im Schatten eines blätterreichen Baumganges, als sie unfern von ihnen, und als käme es aus einem unterirdischen Stockwerke des Hotels, gewaltiges Gelächter vernahmen; dann gelangten bis zu ihren Ohren die Worte:

„Auf die Gesundheit des Herrn Lithographen!“

„Auf die Gesundheit der Frau Blumenmacherin!“

„Bravo! bravo!“

Anfangs verblüfft, schauten Gilbert und Gilberte einander an: dann sagte Gilbert lachend:

„Ah! Minette, ich weiß, was es ist! es sind unsere Bedienten, welche zu Nacht speisen.“

„Sie trinken auf unsere Gesundheit, die wackern Leute! das ist sehr artig von ihnen.“

„Sage, Minette, wenn wir sie zu belauschen suchten, um zu erfahren, was sie von uns denken?“

„Geschwinde! das wird äußerst belustigend sein! Doch wie läßt sich das machen?“

„Komm, folge mir!“

Die Stimmen kamen von der Seite der Freitreppe hinter einer Gruppe von Bäumen hervor.

Gilbert und seine Frau gelangten in ein paar Augenblicken zu einem von den Luftlöchern, die das Licht in die unter dem Erdgeschoße liegenden Küchen und Gesindestuben einließen; mit Leinwand bespannte Rahmen, welche im Sommer die Glasscheiben dieser niedrigen Fenster ersetzten, erlaubten den zwei jungen Leuten, nahe hinzuzutreten, ohne gesehen zu werden, und folgendes angefangene Gespräch zu hören:

„Ich,“ sagte eine Stimme, welche Gilbert als die seines ersten Haushofmeisters erkannte, „ich behaupte, daß sie Recht gehabt haben.“

„Teufel!“ versetzte eine andere Stimme, „die Herrschaft hat immer Recht, wenn sie thut, was ihr beliebt, da sie es thun kann; dessen ungeachtet aber ist es äusserst lächerlich, sich Herr Lithograph und Frau Blumenmacherin nennen zu lassen.“

„Warum ist das lächerlich?“

„Ei! . . weil . . . weil es lächerlich ist.“

„Das heißt nicht antworten! Ich behaupte, daß nichts Lächerliches hieran ist. Ich will tausendmal lieber bei Leuten dienen, bei denen es einem dadurch ganz behaglich wird, daß sie offenherzig und laut sagen: „„Wir

waren Dieses oder Jenes, ehe uns der Zufall bereichert hatte,"" statt bei jenen einfältigen Emporkömmlingen, die sich ein vornehmes Ansehen geben wollen, daß man sich darüber zu Tode lachen könnte."

„Was um so unangenehmer ist, als wir unsern Ernst vor unserer Herrschaft behaupten müssen," sprach eine andere Stimme. „Ich bin auch der Ansicht von Germain. Ich billige es, daß unsere Gebieter zeigen, sie seien entfernt nicht stolz, sondern im Gegentheil gute Kinder."

„Gute Kinder, es mag sein!" entgegnete der Widersprecher des Haushofmeisters; „bis jetzt werfen sie das Geld zum Fenster hinaus, wir heben es auf und können ihre Freigebigkeit nicht leugnen; doch Sie werden mir zugestehen, daß, wenn eine Frau, welche an der besten Tafel von Paris sitzt, vor ihren Leuten sagt, sie mache sehr gut die Gibelotte und den Mironton, dies ein wenig drollig ist."

„Ja, es ist drollig, doch es ist offenherzig," erwiederte Germain. „Wie kann man so dreist sein, über diese Offenherzigkeit zu spotten?"

„Herr Germain hat Recht," sprach eine weibliche Stimme (die Stimme von einer der Kammerfrauen); „es wäre lächerlich und würde einem Lust machen, über Madame zu spotten, wenn sie sich das Ansehen geben wollte, als hätte sie immer auf Vermeil von der besten Küche von Paris gespeist; höre ich aber Madame ganz einfach gestehen, sie mache ihre Gibelotte und ihren Mironton, bei meiner Treue, das rührt mich, das geht mir zu Herzen!"

„Es ist wahr, das ist ein Beweis, daß Madame eine gute Person ist," sagten im Chor mehrere männliche und weibliche Stimmen. „Nun, Robert, gestehen Sie das, wie wir."

„Ah! ah! er heißt Robert, der Ruchlose, der sich

erlaubt, es lächerlich zu finden, daß wir uns Herr Lithograph und Frau Blumenmacherin nennen lassen," sagte heiter und halblaut Gilbert zu seiner Frau. „Alle Elemente! er nehme sich in Acht!"

„Höre, Gilbert, er antwortet . . ."

„Oh! bei meiner Seele, was das betrifft, Sie haben Alle Recht! Daß sich Madame so offenherzig zeigt, beweist klar, daß sie eine gute Person ist."

„Mehr verlangen wir nicht von Ihnen," sagte der erste Haushofmeister. „Und dann sehen Sie, meine Freunde, wenn man einmal dienen muß, so will ich lieber wackeren Leuten wie unserem Herrn und unserer Frau dienen, welche im Ganzen nicht mehr sind, als wir, und es ganz offenherzig sagen, als im Dienste vom Herzog und von der Herzogin von Mercoeur sein, die ich heute ganz artig im Stiche gelassen habe; denn diese schönen vornehmen Herrschaften betrachten uns Domestiquen als den Koth ihrer Schuhe."

„Und ist Madame hübsch?" fragte eine von den Kammerfrauen. „Ist sie jung?"

„Teufel! meine liebe Anna," versetzte eine andere Stimme, „gewöhnen Sie sich nicht an, nur ganz kurz zu sagen: Madame, sonst werden Sie nicht im Hause bleiben."

„Darauf hat mich der Intendant aufmerksam gemacht," erwiederte die Kammerfrau; „ich muß mich daran gewöhnen, Madame ihren Titel zu geben . . . Nun wohl! meine Herren, Sie haben die Frau Blumenmacherin gesehen, ist sie jung und hübsch?"

„Sie ist ganz jung und hübscher, als viele vornehme Damen, selbst die Frau Herzogin von Mercoeur mitgerechnet," sprach Germain. „Ist das nicht die Ansicht von Euch Andern, die Ihr bei der Tafel servirtet?"

Die Antwort war bejahend und einstimmig unter den Leuten.

„Diese Halunken haben, beim Himmel! einen sehr guten Geschmack!" sagte Gilbert, indem er sich das Ansehen eines Marquis gab. „Hörst Du sie, Minette?"

„Schweige, Bibi .... horch! .. sie sprechen nun von Dir."

Eine von den Kammerfrauen sagte in der That in diesem Augenblick:

„Und der Herr? .. ah! es ist wahr, ich vergaß: gewöhnen wir uns daran, ihm seinen Titel zu geben; wie ist der Herr Lithograph?"

„Oh! das ist ein hübscher Junge mit offener, freundlicher, heiterer Miene, und er hat dabei, bei meiner Treue! eine sehr gute Haltung! Er scheint sich, und das macht mich ganz verwirrt, so zu Hause und behaglich in diesem prachtvollen Hotel und in unserer Mitte zu fühlen, als ob er immer fünfmalhunderttausend Livres Einkünfte gehabt hätte. Ich weiß auch nicht, wie des Teufels das zugeht, doch er imponirt mir mehr, als der Herr Herzog von Mercoeur, von welchem ich, wie Germain, herkomme. Es ist etwas so Seltenes, zu sehen, daß Jemand zugleich so reich und so gutherzig ist."

„Nun! Herr Bibi, hören Sie?" sagte Gilberte, indem sie mit einem Kusse die Wange ihres Gilbert streifte. „Bei Gott! Marquis, sie haben einen guten Geschmack, diese Halunken! Sie finden, Sie seien ein sehr hübscher Junge!"

„Fünfmalhunderttausend Livres Einkünfte!" sprach eine Stimme. „Unsere Herrschaft ist so reich?"

„Der Intendant hat es mir gesagt," erwiederte der Kammerdiener, „und er muß es wissen!"

„Das nenne ich eine prächtige Erbschaft," versetzte eine von den Kammerfrauen. „Wie viel Millionen braucht man, um fünfmalhunderttausend Livres Einkünfte zu haben?"

„Ei! meine Liebe, das ist ganz einfach!" antwortete

Germain. „Zehn Millionen zu fünf Procent angelegt geben fünfmalhunderttausend Livres Einkünfte."

„Wie muß unsere Herrschaft Glück gehabt haben!" rief eine von den Kammerfrauen. „Einem Lithographen, einer Blumenmacherin fällt eine solche Erbschaft zu! Bah! im Ganzen ist es besser, daß sie ihnen zugefallen ist, welche kleine Leute, arm wie wir, als wenn sie schon zuvor reiche Leute bekommen hätten."

„Sicher ist, meine Freunde, daß ich nicht weiß, ob wir an ihrer Stelle einen so guten Gebrauch von unserem Vermögen machen würden, und, bei meiner Treue, indem ich dieses letzte Glas vortrefflichen Burgunder trinke, sage ich noch einmal: Auf die Gesundheit der Frau Blumenmacherin! auf die Gesundheit des Herrn Lithographen!"

„Und wir trinken, wie Sie, Herr Germain, auf ihre Gesundheit, denn das sind gute Leute!"

„Munter wie die Finken!"

„Nicht stolz!"

„Und freigebig wie Fürsten!"

„Wie Fürsten, welche freigebig sind, denn der Fürst von Marsan, von welchem ich heute weggegangen bin, um hier einzutreten, war ein wahrer Filz, ein Wucherer!"

„Auf die Gesundheit des Herrn Lithographen und der Frau Blumenmacherin!" wiederholten im Chor die zahlreichen Stimmen der Diener, indem sie freudig mit den Gläsern anstießen.

Gilbert und Gilberte entfernten sich sachte von dem kleinen Fenster und kehrten in eine der Alleen des Gartens zurück.

„Höre, Geliebter," sprach die junge Frau gerührt, „ich verberge Dir nun nicht, daß ich nicht ohne Furcht war, als wir belauschen wollten, was unsere Domestiquen sagten: hätten sie schlecht von uns gesprochen, so wäre

mir das peinlich gewesen . . . dieser schöne Tag wäre verdorben! . ."

„Das ist wahr. Es freut mich auch sehr, zu wissen, daß diese braven Leute nicht undankbar sind, und daß sie uns für gute Kinder erklären, indem sie unsern Wein auf unsere Gesundheit trinken. Das setzt unserem Tage die Krone auf!"

„Oh! ja, welch ein schöner Tag!"

„Und wenn wir bedenken, daß ihm alle andere gleichen werden!"

„Wir gingen so weit, um das Glück zu suchen!"

„Oh! diesmal halten wir es und werden es nicht loslassen, das ruchlose Wesen! Höre, Minette, mein ganzes Herz öffnet sich, strahlt, ich fühle mich nicht mehr vor Wohlbehagen! Ich habe, wie man zu sagen pflegt, den Himmel im Herzen. Und Du?"

„Ich auch. Umarme mich!"

Gilbert und Gilberte, welche in sanfter Umschlingung lustwandelten, kamen zu einer rautenförmigen Gruppe von alten blühenden Lindenbäumen, von wo aus man die von tausend Feuern erleuchteten Alleen, sowie die Marmorbecken erblickte, deren durchsichtige Cascaden die Lichter reflectirten und einen frischen Thau auf den ungeheuren Korb von Rosensträuchen warfen; in der Ferne endlich beschien der Mond in seiner Fülle die monumentale Façade des Hauses, und durch die Scheiben und die halb aufgezogenen seidenen Vorhänge erblickte man das Innere der großen Gemächer des Erdgeschosses, funkelnd von Vergoldungen und Lichtern. Tief war die Stille der Nacht, die Luft lau und von den Balsamdüften der Blumen erfüllt; einige in den Bäumen nistende Nachtigallen sangen, antworteten sich und wetteiferten in melodischen Accorden; voll Leben, Jugend, Hoffnung und Liebe fühlten sich Gilbert und Gilberte von einem unsäglichen Entzücken erfaßt. Ihre Seele zerschmolz in einer unbeschreiblichen Glückseligkeit. Beide setzten sich auf ein

breiten Divan von indischen Binsen, der durch ein zierliches Zelt beschirmt war.

„Ah! Geliebte!“ rief Gilbert, „wie gut ist es, sich zu lieben mitten unter diesem Luxus, unter diesen Herrlichkeiten! welch ein Rahmen für unsere Liebe!“

„Oh! mein Gilbert, diesen Reichthum fürchte ich nicht; wir werden uns eben so zärtlich in diesem Palaste, als in unserem Stübchen lieben. Wir werden hier, wenn wir wollen, allein sein, wie wir es bei uns waren. Wir werden nach unserem Gefallen leben und können, wenn es uns langweilt, nichts zu thun, ich an meinen Blumen, Du an Deiner Zeichnung arbeiten.“

„Wir werden Alles thun, was wir wollen, Geliebte! Was kann man mehr wünschen? Und dann, durch das, was wir gewesen sind, in Folge unserer Erfahrung, werden wir Niemand mehr beneiden, wie wir Georges Hubert und Frau von Saint-Marceau beneidet haben, als wir der Marquis und die Marquise von Montlaur waren. Mit einem Worte, wir sind hier glücklich, und auf immer! diesmal glücklich, wie wir noch nie gewesen.“

„Ja, oh! ja, denn ehe wir unsere liebe Korrigan getroffen, hatten wir sehr gute Tage in unserer kleinen Haushaltung ... Doch wie oft sagten wir uns: „„Ach! wenn das Feiern kommt, wenn es uns an Arbeit fehlt, was dann thun? was soll aus uns werden?““ Ich weiß, daß, wenn uns diese Gedanken trübe stimmten, wir uns umarmten, um unsere Befürchtungen zu vergessen und wieder Muth zu fassen. Im Grunde aber fühlten wir, daß wir wie der Vogel auf dem Zweige waren, und daß Nothdurft und drückende Sorgen uns heimsuchen konnten, wie so viel Andere . . . statt daß heute . . .“

„Heute, morgen, immer, meine angebetete Gilberte, wird das für uns das Glück sein: ein Glück so groß, so gewiß, daß ich geblendet bin, wenn ich an die Zukunft denke! Eine Frau wie Du, Herzen wie die unseren,

Freunde wie August und Juliette, die, da sie uns für arm hielten, zu uns gekommen sind! eine Dienerschaft, die uns schon beim ersten Blicke liebt! Wir haben gehört, wie sie es sagten, und das war für mich einer der besten Augenblicke des Tags!“

„Für mich auch . . . Wackere Leute!“

„Millionen und aber Millionen reich, vermögen wir Alles, was wir wollen, — sage, Geliebte, was fehlt unserem Glücke, was kann ihm je fehlen?“

„Ah! Gilbert,“ erwiederte die junge Frau, welche, von einem peinlichen Gedanken betroffen, plötzlich bebte, „nein, nein, unser Glück ist nicht vollständig.“

XXXII.

Bei den Worten von Gilberte: „Unser Glück ist nicht vollständig!“ schaute Gilbert seine Frau Anfangs mit Erstaunen und dann mit Bangigkeit an, denn sie wurde sichtbar traurig und sagte mit einem Ausdrucke tiefer Rührung:

„Mein Gilbert, nicht wahr, wir sind immer gut gewesen? Nie haben wir Jemand Böses gewünscht?“

„Nie, Gott sei Dank! Doch was hast Du, Geliebte? Du bist nun ganz betrübt! ich sehe Thränen in Deinen Augen.“

„Ach! ohne daran zu denken, werden wir undankbar, böse!“

„Wir, undankbar . . . wir, böse!“

„Ja, mein Gilbert . . . Lassen wir nicht jede Minute Jemand leiden . . . Jemand, den wir segnen, auf den Knieen anbeten müßten, weil uns seine himmlische Güte das Glück gegeben hat, das uns heute entzückt? Und dennoch,“ fügte die junge Frau bei, die ihre Thränen nicht mehr zurückhalten konnte, „und dennoch zeigen

wir uns in der Trunkenheit unseres Glückes selbstsüchtig, unbarmherzig!"

„Du weinst, mein Gott! Geliebte, Du weinst! Ich beschwöre Dich, sprich! Ah! Du weißt es, ich würde mein Leben geben, um Dir einen Kummer zu ersparen; doch ich begreife Dich nicht; Du sagst, wir seien selbstsüchtig, unbarmherzig?"

„Und die Korrigan?"

„Die Korrigan?"

„Sie, die uns mit Gaben überhäuft hat; sie, die, immer unterthänig, ergeben, allen unsern Wünschen, allen unsern Launen gehorcht hat; die Korrigan, die uns nach unserem Verlangen zum Marquis und zur Marquise gemacht, und uns später in das Leben von Georges Hubert und Louise hat eintreten lassen, als wir abermals das Glück da suchen wollten, wo es nicht für uns war! ... die Korrigan, der wir die volle Glückseligkeit verdanken, die wir zu dieser Stunde genießen ... ja, unsere theure, kleine Fee ... denken wir an sie? und sie wartet doch nur auf ein Wort von uns, um ihren Schwestern nachzufolgen! Und dieses Wort ... haben wir nur daran gedacht, es zu sagen, nun, da alle unsere Wünsche für immer, für die Gegenwart und die Zukunft, erfüllt sind? .. wir gestehen es selbst."

„Für die Gegenwart, ja," antwortete der junge Mann, den Kopf schüttelnd, „doch für die Zukunft, wer weiß?"

„Oh! Gilbert, wir müssen das wissen," versetzte die junge Frau mit dem Tone traurigen und zugleich zärtlichen Vorwurfs, „sonst wären wir unwürdig unsers Glückes. Wie! wir haben durch uns selbst die Verdrießlichkeiten und Sorgen der Vornehmheit und des Ruhmes erfahren und empfunden ... wir sind Millionen reich ... wir lieben uns ... wir haben gute Herzen, und wir könnten nicht genug für die Zukunft stehen, um zu sagen: „Gehe, Korrigan!"

Geliebte, ich bitte, beruhige Dich, weine nicht.

Um nichts in der Welt möchte ich Dir widersprechen; doch laß uns ein wenig vernünftig reden: sogleich die Korrigan wegschicken heißt vor Allem uns unserer übernatürlichen Macht berauben."

"Das ist ein großer Verlust!" sagte Gilberte, die Achseln zuckend. „Eine Folge dieser schönen Macht ist, daß uns Frau Badureau für Herrn und Madame Bosco hält."

„Ich leugne das nicht, doch . . ."

„Gilbert, mein Gilbert, wäre der Verlust dieser Macht hundertmal bedauerungswürdig, so müßten wir doch aus gutem Herzen, aus Dankbarkeit darauf verzichten. Mein Gott! erinnern wir uns dessen, was wir vor acht Tagen waren; ein armer Lithograph, eine arme Blumenmacherin, von einem Tag in den andern lebend, unsicher des Brodes am nächsten Morgen; während heute . . . Ei! schau doch! dieser mit Reichthümern angefüllte Palast gehört uns! Wir können, ehe sie uns verläßt, von der Korrigan so viele Millionen fordern, als Du willst; wir können durch das Geld, wie heute, Wunder erlangen, von denen man glauben sollte, sie seien nur einem Zauber möglich! und wir sollten nicht zu der armen kleinen Korrigan, welche seit zwei tausend Jahren auf den Augenblick, sich mit ihren Schwestern wiederzuvereinigen, wartet, sagen: „„Gehe, Korrigan!"" Ah! Gilbert, Du, der Du so gut bist, Du, der Du mir nie etwas abgeschlagen hast, Du hättest den Muth, eine undankbare und schlimme Handlung zu begehen?"

„Geliebte, ich bitte Dich inständig, überlege nur: die Korrigan wegschicken heißt uns ihres Beistandes, ihres Rathes berauben . . ."

„Ihres Rathes! Hat uns die arme Kleine nicht hundertmal gesagt, sie könne uns nicht rathen?"

„Das ist wahr . . . doch . . ."

„Doch sie leidet! doch sie ist, wie ich lange . . .

von Dir getrennt wäre! ich würde von Minute zu Minute auf die Stunde, Dich wiederzufinden, warten! Mein Gott! Gilbert, Du denkst also nicht hieran? . . . Wenn wir getrennt wären, wenn unsere Wiedervereinigung von Jemand abhinge, den Du mit Wohlthaten überhäuft hättest, würdest Du nicht sagen: „„Es hängt nur von ihm ab, mich mit meiner Gilberte wiederzuvereinigen, und er läßt mich fern von ihr. Ah! der Undankbare, das schlechte Herz!““

„Ja, ja, ich würde es sagen...gerade wie ich sage: Meine Minette ist das beste Herz der Welt!“ rief Gilbert besiegt durch die edelmüthige Beharrlichkeit seiner Frau, die er mit einer leidenschaftlichen Zärtlichkeit in seine Arme schloß . . . „Ja, ich war ein Undankbarer, ja, ich war ein schlechtes Herz! Es bedurfte Deiner Stimme, Deiner geliebten Stimme, um mir das, was recht und gut ist, in das Gedächtniß zurückzurufen. Ja, und sollten wir morgen so arm sein, als früher, wir müssen der Korrigan ihre Freiheit wiedergeben! ihr verdanken wir das Glück; ich sage wie Du, dieses Glückes wären wir unwürdig, wenn wir jetzt nicht für unsere Zukunft stehen könnten. Ja, auf der Stelle, wenn Du willst, bin ich bereit, nach Dir zu wiederholen: Gehe, Korrigan, gehe!“

„Gute Herzen!“ flüsterte die sanfte Stimme der unsichtbaren Fee. „Gute Herzen! o Wunder! der Reichthum ist ihrer natürlichen Güte nicht nachtheilig gewesen.“

„Sie haben Gilberte gehört, liebe kleine Fee,“ sprach der junge Mann. „Sie, die Sie Alles wissen, müssen wissen, daß ich, nachdem ich dem schlimmen Gedanken Sie bei uns zu behalten, nachgegeben, nun eben so sehr als meine Frau entschlossen bin, Ihnen die Freiheit wiederzuschenken.“

„Ja,“ antwortete freudig und gerührt die Stimme der Korrigan, „ich weiß, daß ich mich durch Euren

Willen endlich mit meinen Schwestern wiedervereinigen soll; ich weiß, daß alle Eure Wünsche erfüllt sind; ich weiß, daß Ihr im Begriffe seid, mir mit dem Herzen und den Lippen zu sagen: Gehe, Korrigan!"

„Geliebte," sprach Gilbert, „Dein Herz ist mehr werth, als das meinige, Deine Vernunft taugt mehr, als die meinige: bestimme Du selbst die Zahl der Millionen, die wir von der Korrigan verlangen wollen, ehe sie uns für immer verläßt."

Gilberte überlegte einen Augenblick und erwiederte dann:

„Als wir unsere Diener von uns sprechen hörten, behaupteten sie, mit zehn Millionen habe man fünfmalhunderttausend Livres Einkünfte. Ist das wahr, Korrigan?"

„Ja," antwortete die Stimme, „das ist wahr."

„Findest Du nicht, das das genug ist, fünfmalhunderttausend Livres Einkünfte? Unser Intendant sagt, und er hat es uns bewiesen, wenn man so viel ausgebe, könne man das beste Haus von Paris haben."

„Gut also, eine Rente von fünfmalhunderttausend Livres. Wozu Du Dich entscheidest, das unterschreibe ich zum Voraus."

„Wollten wir von unserer guten Korrigan zwanzig Millionen, hundert Millionen fordern, wozu würde uns das nützen? Fingen wir nicht schon heute, nachdem wir Anfangs mit Vergnügen gekauft und gekauft hatten, an müde zu werden, unser Geld zum Fenster hinauszuwerfen? Und dann, was soll ich Dir sagen, mein Geliebter? mir scheint, es wäre von unserer Seite eine Art von Unverschämtheit, wenn wir mehr verlangen würden. Dieses Vermögen, das wir nicht verdient haben, das uns vom Himmel zufällt, ist schon so bedeutend! Fünfmalhunderttausend Livres Einkünfte und dieses schöne Hotel! ist das nicht genug?"

„Es ist allerdings wahr, Minette, man kann, streng genommen, weniger kostspielig leben.“

„Liebe kleine Korrigan,“ sprach Gilberte, „wir wollen zehn Millionen haben.“

„Zehn Millionen,“ fügte Gilbert bei, „in einem Kasten enthalten, den wir sogleich in unserem Schlafzimmer finden werden.“

„Es ist geschehen,“ antwortete die Stimme, „wenn Ihr in Eure Wohnung zurückkehrt, findet Ihr die zehn Millionen.“

„Und nun Gott befohlen, liebe kleine Korrigan,“ sprach schwermüthig Gilberte; „Sie, die Sie Alles wissen, müssen in unserem Herzen lesen: nicht der Verlust der Macht, der wir uns durch Sie erfreuen, ist es, was wir beklagen; in diesem Augenblick . . . nein! was wir beklagen, ist, daß wir uns auf immer von Ihnen trennen, der wir unser Glück verdanken.“

„Oh! meine Frau hat Recht, nie, oh! nie werden wir vergessen, daß Sie uns zu Ihren Bevorzugten gewählt haben unter so vielen armen Leuten, welche vielleicht mehr als wir Ansprüche auf Ihre Begünstigung hatten.“

„Derjenige, welcher mich auf dieser Welt zurückhält, hatte zu mir gesagt: „„Einmal in jedem Jahrhundert wird für Dich ein Tag scheinen . . . ein einziger Tag, während dessen Dauer Deine Befreiung möglich ist,““ antwortete die Stimme der Korrigan; „„doch an diesem Tage kannst Du nur befreit werden durch zwei gute Herzen, die nach einer guten Handlung aus Güte an Deinem Schicksale Theil nehmen werden und Dir aus Güte die Freiheit wiedergeben, wenn bei ihnen die Güte den Sieg davon trägt über die dem Menschengeschlechte natürliche Begehrlichkeit.““ Zwanzig Jahrhunderte und darüber waren verlaufen, ohne daß alle für meine Befreiung nothwendigen Bedingungen zusammengetroffen. Das Schicksal

wollte, daß diese Bedingungen erfüllt würden durch Dich, Gilbert, und durch Dich, Gilberte, die Ihr gut seid, und Eurer Güte werde ich es zu verdanken haben, daß ich diese Welt verlassen kann, um anderswo wieder mit meinen Schwestern zusammenzutreffen."

„Korrigan, antworten Sie mir," sagte Gilbert: „als Sie uns fragten, ob wir im Leben des Marquis und der Marquise von Montlaur, oder im Leben von Georges Hubert und Louise bleiben wollten, warum haben Sie so kritische Augenblicke gewählt, daß wir, ohne wahnsinnig zu sein, nur erwiedern konnten: „„Oh! um keinen Preis wollen wir in diesem Leben bleiben.""

„Gilbert hat Recht, liebe Korrigan; Sie waren dagegen beinahe sicher, uns sagen zu hören: „„Gehe Korrigan!"" hätten Sie uns in dem Augenblick gefragt, wo wir uns entzückt fühlten, der Marquis und die Marquise, oder Georges Hubert und Louise zu sein?"

„Ohne Zweifel würdet Ihr zu mir gesagt haben: „„Gehe, Korrigan!"" doch hattet Ihr einmal diese verkündigenden Worte ausgesprochen, so war es mir nicht mehr gestattet, bei Euch zu bleiben, selbst wenn ich es gewünscht hätte; so, wenn Ihr mir nun alsbald sagt: Gehe! muß ich Euch auf immer verlassen, auf immer!"

„Doch indem Sie so unangenehme Augenblicke wählten, um uns zu befragen, Korrigan, schoben Sie um so weiter die wahrscheinliche Stunde Ihrer Befreiung hinaus."

„Ja, meine Freunde, aber Eure treuherzige, reizende Güte rührte mich, und ich ersparte Euch das unwiederbringliche Unglück, eine schlechte Wahl zu treffen; es war mir verboten, Euch zu rathen, doch es war mir, auf die Gefahr, meinen Aufenthalt auf dieser Welt zu verlängern, erlaubt, den Augenblick zu wählen, um Euch zu fragen, ob Ihr die Existenzen, in

welche Ihr eingetreten waret, annehmen oder verlassen wollet!"

„Also, gute Korrigan, aus Edelmuth, aus Zuneigung für uns haben Sie so die beinahe sichere Stunde Ihrer Befreiung verzögert?"

„Ja, meine Freunde; die guten Herzen sind so selten!"

„Hörst Du, Gilbert? Und wir zögerten, dieser lieben, kleinen Fee die Freiheit wiederzugeben?"

„Sage nicht wir, Geliebte, ich, ich allein zögerte! Oh! ich wiederhole, Dein Herz ist hundertmal besser als das meinige."

„Wir werden uns also ein ewiges Lebewohl sagen, liebe Korrigan?"

„Ja. Sobald Ihr die Worte: „„Gehe, Korrigan!"" ausgesprochen habt, könnte ich nicht mehr auf dieser Welt bleiben, selbst wenn ich wollte."

„Und diesmal, Korrigan, denken Sie, wir haben das Glück gefunden?"

„Was ich hierüber denke, ist mir nicht erlaubt, Euch mitzutheilen. Eure Zukunft ist verschleiert für meine Augen, wie für die Eurigen, wie ich Euch schon gesagt habe, meine Freunde."

„Und ich, Korrigan, bin eine viel bessere Wahrsagerin, als Sie. Es ist für mich eine Gewißheit, daß von diesem Tage an unser Glück für immer gesichert ist, nicht wahr, Gilbert?"

„Alles läßt mich glauben, Geliebte, daß Du richtig prophezeist; ich befolge Deine Rathschläge mit geschlossenen Augen, sicher, was auch geschehen mag, mir sagen zu können: „„Meine Gilberte wollte unserer Wohlthäterin ihre Freiheit wiedergeben; das war billig und gerecht; ich habe eingewilligt. Thue, was Du sollst, komme, was da mag! Das Sprüchwort ist alt, doch es ist gut!"

„Also, liebe Korrigan, wir werden uns nie wiedersehen?“

„Nie,“ antwortete schwermüthig die Stimme, „nie auf dieser Welt!“

„Und werden wir uns nicht in der andern sehen? liebe Korrigan?“ sagte Gilbert, „da man nicht stirbt, sondern immer wiederauflebt, von Welt zu Welt in den Sternen, wenigstens nach Ihrer Meinung.“

„Nein, nicht nach meiner Meinung, meine Freunde, sondern nach dem, was gewesen ist, ist und sein wird von Ewigkeit zu Ewigkeit,“ antwortete die Stimme. „Habt diesen Glauben, den die Druiden Eure Väter, die Gallier, lehrten, und wie sie, werdet Ihr von dieser leeren und lächerlichen Furcht vor dem Tode, die auf dieser Welt immer traurig macht, befreit sein; der Tod, dieser beglückte Augenblick, wo sich das Leben umwandelt, um sich in einer anderen Existenz voller Mysterien und bezaubernder Neuheiten fortzusetzen! Ja, meine Freunde, habet, bewahret diesen Glauben an die Ewigkeit des Lebens, mit Seele und Leib, Geist und Materie, und was auch das Loos sein mag, das Euch die Zukunft vorbehält, und das ich, wie Ihr, nicht kenne, Ihr werdet nicht bange haben, diese Erde zu verlassen. Nein! Ihr werdet voll Heiterkeit und Neugierde abgehen, weil Ihr geheilt sein werdet von der Furcht vor dem Tode. Lebet also wohl, meine Freunde, ich will Euch in einer von diesen neuen Welten erwarten, wo Jeder diejenigen wiederfinden wird, welche er geliebt hat, und wo ich Euch, o Schwestern, wiederfinden werde.“

„Und Ihre Schwestern werden nicht lange auf Sie warten, liebe kleine Fee,“ sagte Gilberte . . . „Gott befohlen, wir werden Sie nie vergessen!“ Und sich gegen ihren Mann umwendend: „Auf, mein Gilbert, Muth gefaßt . . . man braucht Muth, um sich zu entschlief-

eine solche Freundin, eine so anbetungswürdige Wohlthäterin zu verlassen!"

„Zum Glück werden wir sie eines Tags wiederfinden, da sie uns versichert, daß . . ." Doch sich unterbrechend: „Korrigan, einen letzten Wunsch, wenn Sie ihn anhören können."

„Sprecht, meine Freunde."

„Sie sagen uns: „„Glaubet, daß der Tod nicht existirt."" Wir glauben Ihnen sehr gern . . . doch Sie begreifen, Korrigan, wir sind, wie so viele andere gute Leute, gewohnt, alberner Weise zu denken, man sterbe; das ist einfältig, doch es ist so . . . . Wenn Sie uns nun diesen Glauben geben können, von dem Sie uns sagen, Sie haben ihn . . . ei! so geben Sie uns denselben."

„Ah! ja, wenn das geschehen kann, liebe Korrigan, thun Sie es, das wird unser einziger und letzter Wunsch sein."

„Es ist geschehen," antwortete die Stimme. „Diesen Glauben an die Ewigkeit des Lebens habt Ihr."

„Wahrhaftig! es ist geschehen! Ei! bei Gott! das ist doch seltsam, Geliebte," sagte plötzlich Gilbert, der sich gleichsam denken, fühlen und glauben hörte; „wäre ich auf dem Punkte, von hier zu scheiden, um anderswohin zu gehen, wie sich die Korrigan ausdrückt', ich spräche heiter zu Dir: „„Auf baldiges Wiedersehen, Minette, beeile Dich nicht, ich habe Zeit und werde Dich dort erwarten, damit wir mit einander alle Wunder dieser seltsamen und unbekannten Welten sehen, wo wir wiederaufleben sollen.""

„Und ich, Geliebter, ich fühle, daß ich nicht minder heiter zu Dir sagen würde: „„Einen Augenblick Geduld, Bibi, man geht nicht so ohne einander. Ich will nicht so allein auf dieser Welt bleiben, ich gehe mit Dir.""

„Oder wir würden uns auch sagen: „„Ah bah!

diese Welt hier ist langweilig; gehen wir in eine andere!"" Mein Gott! ja, so ganz einfach! Ah! liebe kleine Fee, vermöge unserer Millionen und besonders vermöge des Glaubens, den Sie uns gegeben haben, sagen wir Ihnen von ganzem Herzen: Gehe . . ."

„Gilbert!" unterbrach die junge Frau ihren Mann in dem Augenblick, wo er die verkündigenden Worte sprach, „ehe wir uns von unserer lieben kleinen Fee trennen, bitten wir sie, sie möge sich uns noch unter ihrer niedlichen Hülle zeigen. Oh! gute Korrigan, machen Sie, daß wir Sie zum letzten Male sehen, theure, edelmüthige Wohlthäterin!"

„Eure Wünsche sollen erfüllt werden, meine Freunde!" erwiederte die sanfte Stimme.

Sogleich sahen Gilbert und Gilberte in geringer Entfernung und mitten in der Klarheit dieser schönen Sommernacht einen Schimmer hervorkommen, der Anfangs azuren und immer lebhafter, sowie der rosige, durchsichtige kleine Körper der Korrigan deutlicher erschien, bald glänzend wurde wie Silber im Flusse. Umgeben von ihrer blendenden Glorie, lief die niedliche Fee umher, sprang sie im Raume und sandte dem jungen Ehepaare Küsse zu. Ihre bezaubernden Züge drückten die Freude, die Rührung aus, und sie wiederholte mit ihrem sanften, wohlklingenden Stimmchen:

„Gute Herzen! ich verdanke Euch das Glück, mit meinen Schwestern wiedervereinigt zu werden! Gute Herzen!"

Die zwei jungen Leute folgten mit einem thränenfeuchten und entzückten Auge den Bewegungen der Korrigan und sandten ihr ihre Küsse zurück!

„Nie werden wir Ihre Wohlthaten vergessen, liebe kleine Fee," sprach Gilbert. „Gott befohlen und auf Wiedersehen!"

„Gott befohlen und auf Wiedersehen!... alle unsere Wünsche sind erfüllt . . . Sie lassen uns glücklich zurü-

. . . für immer glücklich!" sagte Gilberte. Und die junge Frau umschlang ihren Mann mit den Armen, in einer Art von unüberwindlichen Bangigkeit, in dem Augenblick, wo sie die feierlichen Worte aussprechen wollte, welche die kleine Fee der Freiheit zurückgaben, und rief dann:

Wir sagen nun mit dem Herzen und den Lippen: Gehe . . . Korrigan!

„Gehe, Korrigan!" wiederholte Gilbert, der die unbeschreibliche Gemüthsbewegung seiner Frau theilte und diese an seinen Busen drückte, während er, wie sie, seine Blicke auf die Korrigan heftete.

Kaum waren die feierlichen Worte gesprochen, als die niedliche Fee einen kleinen Freudenschrei von sich gab und ausrief:

„Oh! die guten Herzen! Lebe wohl, Gilbert! lebe wohl, Gilberte! endlich werde ich mit meinen Schwestern wiedervereinigt sein!"

Und wie ein lange gefangen gehaltener Luftball unwiderstehlich sich in die Lüfte aufschwingt, wenn die Bande, die ihn an die Erde fesselten, gebrochen sind, so stieg die Korrigan mit einer schwindelhaften Schnelligkeit zum Himmel auf. Gilbert und Gilberte folgten ihr mit einem geblendeten Auge und erblickten bald nur noch einen leuchtenden Punkt, der, an Glanz mit den Sternen wetteifernd, sich zu einer unermeßlichen Höhe erhob und, so zu sagen, im diamantenen Funkeln von einem von jenen Millionen von Gestirnen, mit denen das Firmament besäet ist, zerfloß.

XXXIII.

Sechs Monate waren ungefähr verlaufen, seitdem Gilbert und Gilberte vom Hotel d'Orbeval Besitz ergriffen hatten.

Die Mutter Badureau erfüllte immer noch die Functionen einer Portière in dem Hause, wo einst der Lithograph und die Blumenmacherin gewohnt. Es hatte eben acht Uhr Morgens geschlagen, und, ihren Gewohnheiten getreu, nahm Frau Badureau ihren Milchkaffee in Gesellschaft einer Nachbarin zu sich, die ihr als Gehülfin bei den prunkvollen Mahlen diente, die sie einst für ihre jungen Miethsleute improvisirte. Die Portière schien zerstreut, mit sorgenvollen Gedanken beschäftigt zu sein. Von Zeit zu Zeit unterbrach sie sich im Essen und Trinken um einen schiefen, unruhigen Blick nach dem Halbgeschosse zu werfen, wo ihr Bett stand; dann setzte sie, einen Seufzer unterdrückend, ihr Frühstück fort. Ihre große schwarze Katze, die sie Robinet nannte, schien nicht mehr alle ihre Gedanken in Anspruch zu nehmen, wie früher, und während dieser Augenblicke häufiger Zerstreutheit, in welche sie versunken zu sein schien, erhielt das Thier, wenn es sich an den Beinen seiner Herrin rieb und sein sonores Spinnen hören ließ, statt zärtlich von ihr auf dem Rückgrathe gestreichelt zu werden, zuweilen einen von der Ungeduld dictirten Fußtritt. Diese undankbaren Heftigkeiten in Betreff des Schnurrens von Robnet bewiesen mehr als zur Genüge, welche tiefe Veränderung im Charakter von Frau Badureau vorgegangen war. An diesem Morgen nun, während sie ihren Kaffee zu sich nahmen, sprachen die zwei Alten also mit einander:

„Ja, meine Liebe," sagte die Nachbarin, „obgleich mehr als sechs Monate vergangen sind, seitdem sie das herrliche Hotel d'Orbeval bewohnen, schwatzt man doch noch eben so viel über sie im Quartier Saint-Germain, als am ersten Tage; man schwatzt sogar mehr. Oh! Frau Badureau, es ist nur ein Schrei, oder es sind vielmehr tausend Schreie, und man sagt sich: „„Wie sind ein Lithograph und eine Blumenmacherin so reich, so ungeheuer reich geworden?"" Denn es scheint, sie mach-

Ausgaben! aber Ausgaben! . . zum Beweise, daß . . ." Dann, als sie sah, daß die Portière abermals ihre Augen auf das Halbgeschoß heftete, fügte sie bei: „Ah! gut, Frau Badureau! Sie hören mich wieder nicht und schauen nach Ihrem Halbgeschosse!"

„Ich?"

„Bei Gott!"

„Durchaus nicht . . . ich suchte Robinet."

„Er ist auf Ihrem Schooße."

„Ah! es ist wahr."

„Frau Badureau, Sie haben offenbar etwas! Seit zwei Monaten sehen Sie ganz sorgenvoll aus."

„Das ist die Folge des Unglücks, das ich ausgestanden . . . Lassen Sie mich in Ruhe."

„Was mich immer wundert, ist, daß Ihre ehemaligen Miethsleute, welche reich genug geworden sind, um Ausgaben zu machen, daß sich einem die Haare auf dem Haupte sträuben, Ihnen nicht ein Loos gesichert haben."

„Sie haben mir ein Loos gemacht; denn als sie noch polnischer Fürst und Tochter eines englischen Mylords waren, schenkten sie mir zweitausend Franken, die sie durch das Fenster meiner Loge warfen, das sie mit einem Faustschlage zerbrochen hatten, — und diese zweitausend Franken habe ich bei der Sparkasse angelegt . . . Wackere junge Leute! ich ließe mich für sie zu Pastetenfleisch zerhacken."

Als in diesem Augenblicke ein Mann mit dem harmlosesten Gesichte der Welt an das Fenster der, vorsichtiger Weise doppelt geschlossenen, Thüre klopfte, stand Frau Badureau auf, öffnete eine Art von beweglicher Scheibe, warf einen argwöhnischen Blick auf diesen Unbekannten und fragte ungestüm:

„Was wollen Sie?"

„Herr Godard?"

„Er ist nicht zu Hause."

„Aber, Madame . . ."

„Wenn ich Ihnen sage, daß er nicht zu Hause ist! . . .“

„Madame, erlauben Sie mir, Godard selbst hat mir gestern gesagt, er . . .“

„Gleichviel! er ist diesen Morgen ausgegangen, um sich in ein Bad zu begeben.“

„Das ist doch ganz sonderbar! Godard sagte mir gestern ausdrücklich . . .“

„Wohl denn! er ist gestorben. Sie werden nun vielleicht gehen!“

„Gerechte Götter! meine liebe Frau, scherzen Sie nicht so . . . ein Freund von zwanzig Jahren her! . . . Armer Godard!“

„Sehen Sie diesen alten Schuft, wie hartnäckig er da bleibt, um an meiner Loge herumzustreichen,“ sagte leise zu ihrer Nachbarin Frau Badureau mit einer immer mißtrauigeren Miene. „Was für Augen er macht! Wenn es Pistolen wären, würde er mich umbringen, um hier hereinzukommen.“

Das Mißtrauen machte Frau Badureau äußerst ungerecht; denn nie war ein Mensch mit einer redlicheren, gutmüthigeren Miene begabt, als dieser Unbekannte, und er sagte mit dem unschuldigsten Tone der Welt:

„Da Godard ausgegangen ist, so will ich ihn, wenn Sie erlauben, in Ihrer Loge erwarten . . . Er muß bald vom Bade zurückkommen.“

„Ich sagte es Ihnen ja,“ flüsterte Frau Badureau ihrer Nachbarin zu, „er will meine Thüre sprengen. Das ist sicherlich ein Dieb! Er wartet nur auf den Augenblick, um seinen Streich auszuführen.“ Und mit zornigem Tone sprach sie laut: „Treten Sie doch in meine Loge ein! Versuchen Sie es ein wenig . . . Tag Gottes! und Sie werden sehen, ob ich nicht nach der Wache schreie!“

„Verzeihen Sie, meine liebe Frau . . . dann werde ich Godard im Hofe erwarten, wenn es Ihnen beliebt.“

„Das beliebt mir eben so wenig; nur die Miethsleute haben das Recht, im Hofe zu bleiben."

„Dann werde ich mit Ihrer Erlaubniß auf der Straße warten," erwiederte der gutmüthige Besuch, während er sich zurückzog und die Hausthüre hinter sich zumachte.

„Dieser Schurke wird auf der Lauer bleiben, das Haus bespähen, um seinen Streich auszuführen," sagte Frau Badureau. „Was für ein schlimmes Gesicht hat er!"

„Wenn dieser ein schlimmes Gesicht hat, nun! . . ."

„Ich bin überzeugt, daß er sich nicht von der Thüre rühren wird."

„Ei! da er Herrn Godard erwartet, so ist das ganz natürlich. Sie sehen überall Diebe, und man sollte glauben, Sie befürchten, man nehme Ihnen einen Schatz."

„Ha! ha! ha! das ist gut," versetzte Frau Badureau, mit einer erzwungenen Heiterkeit lachend; „welchen Schatz soll ich denn haben, meinen Sparkassenschein ausgenommen, den ich meinen ehemaligen zwei Miethsleuten verdanke?"

„Für so reiche Leute haben sie Ihnen nicht sehr viel gegeben; denn, um auf ihre verschwenderischen Ausgaben zurückzukommen, — man sagt im Quartier, sie speisen nun auf massivem Golde, sie schlafen in Bettzeug, das mit Edelsteinen gestickt sei, sie nehmen Bäder in purem Cölnischem Wasser, und jedes Bad koste sie über zehntausend Franken! Wie, Frau Badureau, das ist ein Luxus!"

Dieses Gespräch wurde abermals durch das Klingeln der äußeren Glocke unterbrochen. Frau Badureau zog die Schnur, die Thüre öffnete sich, schloß sich wieder, und ein schwarz gekleideter Mann, mit strengem Gesichte, klopfte an das Fenster der Loge mit einer gewissen Autorität.

„Das ist Einer, der klopft nicht mehr, nicht minder,

als ob er der Hauseigenthümer wäre," sprach Frau Badureau, während sie aufstand. Und sie wandte sich ungestüm an den Ankömmling und fragte ihn: „Was wollen Sie?"

„Oeffnen Sie," antwortete gebieterisch der Unbekannte, „öffnen Sie."

„Oeffnen Sie, öffnen Sie! Ei! Sie sind sehr gut! Und warum sollte ich Ihnen denn öffnen?"

„Weil ich der Polizeicommissär vom Quartier bin."

„Der Commissär?" rief die Portière mit jenem Ausdrucke einer Ehrfurcht, welche immer die Anwesenheit dieser Functionäre hervorbringt.

„Sie sehen es wohl," erwiederte der Beamte, indem er das Ende einer Schärpe aus seiner Tasche zog und zeigte.

Als sie diese Auszeichnung erblickte, öffnete die Portière hastig ihre Thüre, nachdem sie jedoch zuvor einen neuen Blick der Besorgniß auf das Halbgeschoß geworfen hatte.

Der Commissär trat in die Loge ein und sagte zu der Nachbarin:

„Madame, wollen Sie uns allein lassen."

Die Nachbarin entfernte sich, sehr verdrießlich darüber, daß sie einem Gespräche nicht beiwohnen konnte, das ihre Neugierde im höchsten Maße reizte. Der Beamte und Frau Badureau blieben allein.

„Madame," sagte der Commissär, indem er sich setzte: „ich bitte, beantworten Sie mir einige Fragen."

„Ich höre, Herr Commissär."

„Sie hatten hier als Miethsleute einen jungen Mann und seine Frau, welche die Gewerbe eines Lithographen und einer Blumenmacherin trieben?"

„Ja, mein Herr."

„Dieser Lithograph hieß Gilbert?"

„Ja, mein Herr."

„Wie waren die Aufführung, die Sitten, die Gewohnheiten des jungen Paares?"

sei ein Dieb!" Dann, nachdenkend: „Nein, nein, nur sachte! Das ist lästig, doch es ist heilig! Eher den Tod!"

Und sie versank wieder in ihre Reflexionen, denen sie jedoch bald entzogen wurde, denn der Commissär kam zurück, übergab ihr den Schlüssel und sagte:

„Es ist gut, ich habe das Zimmer in Augenschein genommen. Hat das Dach des Hauses einige Ausbesserungen erhalten, seit Herr und Madame Gilbert diese Mansarde nicht mehr bewohnen?"

„Nein, mein Herr."

„Das Dach ist also durchaus in demselben Zustande, wie es war, als sie dieses Haus verließen?"

„Ja, mein Herr!"

„Wissen Sie, für welches Bilderhändlers Rechnung Herr Gilbert arbeitete, als er Lithograph war?"

„Sein Patron hieß Herr Maurice, Boulevard Saint-Denis."

„Herr Maurice, Boulevard Saint-Denis," wiederholte der Commissär, während er den Namen auf ein Blatt seiner Brieftasche schrieb; und er fragte weiter: „Wissen Sie auch, für welchen Kaufmann Madame Gilberte arbeitete, als sie noch Blumenmacherin war?"

„Ja, mein Herr, Madame Batton, welche in der Rue de Richelieu wohnt, beschäftigte Madame Gilberte."

„Madame Batton, Rue de Richelieu," notirte sich der Commissär; dann steckte er seine Brieftasche wieder ein und sagte zu Frau Badureau, während er wegzugehen sich anschickte:

„Sie sind sicher, daß Ihnen Ihr Gedächtniß in Betreff der Auskunft, die Sie mir über Ihre ehemaligen Miethsleute gegeben, getreu ist?"

„Ich würde meine Hand dafür ins Feuer halten, Herr Commissär."

„Gut! Auf Wiedersehen, Frau Badureau, denn ich werde Sie vielleicht noch um weitere Auskunft zu ersuchen haben."

„Zu Ihren Diensten, Herr Commissär,“ erwiederte Frau Badureau, indem sie dem abgehenden Beamten die Schnur zog. Wonach die Portière mit einer nachdenkenden Miene zu sich selbst sagte: „Auf wen hat er es denn abgesehen mit seinen Erkundigungen, dieser Schwätzer von einem Commissär?“ Dann sich vor die Stirne schlagend: „Ich habe es, ich wette, die Regierung will Herrn Gilbert decoriren. Bei meiner Treue! ein so reicher Mann, das wäre man ihm wohl schuldig! Doch zuvor läßt die Regierung Erkundigungen einziehen! Das ist es!“

XXXIV.

Mehrere Tage nach der Unterredung des Polizeicommissärs mit Frau Badureau über Gilbert und Gilberte waren der General Poussard und seine Frau, welche am Tage vorher von Anjou, wo sie nun residirten, angekommen, nach dem Wunsche von Louise in demselben Hotel garni abgestiegen, in das sich diese bei ihrer ersten Reise nach Paris begeben hatte, — eine Reise unternommen, um Georges Hubert zu sagen: Ich liebe Sie.“

Es schlug eilf Uhr; die beiden Ehegatten frühstückten in einem Salon, der die zwei Schlafzimmer trennte, die sie in diesem Gasthause inne hatten.

Der General war moralisch und physisch unkennbar; sein rasirter Schnurrbart und Knebelbart, sein ziemlich langes, hinter seinen Ohren herabfallendes Haar, sein breites, glänzendes, illuminirtes Gesicht, seine blaue Brille, sein violetter Ueberrock, bis an den Hals enge zugeknöpft, seine schwarzen Beinkleider, seine wollenen Strümpfe von derselben Farbe, seine geschnürten Schuhe, sein breitkrämpiger Hut gaben ihm die Haltung und die Physiognomie eines dicken Canonicus in weltlichem

Gewande. Getreu seinen Plänen, die er entworfen in der Voraussetzung, es könnte sich die Prophezeiung verwirklichen, „er werde die Kolik bekommen, so oft er sich schlagen wolle,“ hatte der Exraufbold am andern Tage nach seinem Zusammentreffen mit Georges Hubert Paris in Gesellschaft von Herrn Rapin und von Louise verlassen, welche übrigens sehr zufrieden mit dieser Abreise, in der sie eine Garantie gegen jede Versuchung oder Gelegenheit, den Dichter wiederzusehen, fand. Mit den zweimalhunderttausend Franken Mitgift seiner Frau, die ihr Vater am Tage ihrer Hochzeit, welche sehr im Stillen in Angers stattfand, ausbezahlte, kaufte der General unfern von der Stadt in dieser durch ihren Ueberfluß an culinarischen und Weinbau-Producten berühmten Provinz ein abgelegenes, mit Waldungen bewachsenes und an Wildbret reiches Landgut. Er lebte hier mit Louise in einer völligen Zurückgezogenheit, aß wie ein Wehrwolf, trank wie ein Schlauch, schlief wie ein Murmelthier, jagte wie ein Nimrod und machte sich so das Vergnügen, noch den Pulvergeruch einzuathmen. Im Frühjahr und im Sommer gärtelte er, seine Pfeife rauchend, und widmete sich leidenschaftlich dem Aufziehen von Kaninchen, — eine unschuldige Zerstreuung. Während der langen Herbst- und Winterabende speiste er langsam, reichlich bei der Rückkehr von der Jagd zu Mittag und fing beim Dessert an sich zu berauschen, indem er Nüsse aß und vier bis fünf Flaschen alten Vouvray-Wein trank, wonach ihn eine kräftige Magd, welche ganz besonders für den Dienst des Generals bestimmt war, bis zu seinem gehörig gewärmten Bette führte, in welchem er bald in den Schlaf des Gerechten versank.

Trotz der Genüsse dieses animalischen Lebens, hatte der Exduellant zuweilen, wie man zu sagen pflegt, „schlimme, sehr schlimme Viertelstunden,“ eine unvoll-[illegible]dige Sühnung des von ihm vergossenen Blutes.

Vor Allem dachte er oft mit Bitterkeit an die Schmach, an die Lächerlichkeit, durch die sein bis zum Tage seines unglücklichen Duells so furchtbarer Name befleckt worden war. Dann, obgleich er in einer völligen Vereinzelung lebte, befürchtete er immer, wenn er irgend einem Nachbar begegnete, die Andern nach sich selbst beurtheilend, man suche Streit mit ihm und mißbrauche so das, was er seine Schwäche nannte. Diese Furcht wurde eine Art von Monomanie, denn er erinnerte sich mit Schrecken seiner Gemüthsbewegungen bei jenem Duell, wo er sich mit Schmach bedeckt gesehen hatte. Eines Tags verwirklichten sich seine Befürchtungen grausam. Er jagte an der Grenze seines Gutes unfern von einer Einfriedigungshecke. Sein Hund (er nannte ihn Tambour zur Erinnerung an den Krieg), sein Hund steht eine Kette Rebhühner; sie fliegen auf und streichen über die Hecke; der General feuert mit beiden Läufen; eines von den Rebhühnern fällt, während ein anderes, angeschossen, schwerfällig seinen Flug senkt. Beinahe gleichzeitig wird zweimal hinter der Hecke geschossen, durch welche Tambour schon gedrungen war, um das von seinem Herrn getödtete Wildbret zu holen; doch plötzlich stößt Tambour ein schmerzliches Geheul aus. Der Exrauser umgeht die Einfriedigung und sieht sich einem jungen Manne gegenüber, der, seine Flinte beim Laufe haltend, mit Kolbenstreichen den unglücklichen Hund bearbeitete, dem er vergebens das todte Rebhuhn entreißen wollte, welches das verständige Thier hartnäckig seinem Herrn zurückzubringen sich anstrengte. Dieser läuft im ersten Augenblicke seines Zorns auf den jungen Mann zu und schreit mit einer drohenden Stimme:

„Tausend Millionen Donner!“

„Alle tausend Millionen Donner des Teufels werden mich nicht abhalten, zu erklären, daß ich dieses Rebhuhn geschossen habe, und ich nehme es,“ antwortete der Jäger, dem es gelang, den Vogel aus dem Maule des

Hundes zu reißen, welchem er mit einem heftigen und letzten Kolbenstreich eine Pfote zerschmetterte. Bei dieser Verwundung stieß Tambour entsetzliche Schreie aus, während sich der Jäger dreist an den leichenbleichen und vor Wuth zitternden General wandte und sagte: „Ich behaupte, daß ich dieses Rebhuhn geschossen und das andere verwundet habe; sind Sie nicht hiemit zufrieden, so sprechen Sie.“

Die Opfer des Duellanten hätten gebebt vor Wonne in ihren Gräbern, wären sie im Stande gewesen, die Qual kennen zu lernen, welche er in diesem Augenblicke empfand. Das gute Recht war für ihn, doch der andere Jäger, der einige Momente später vergebens nach demselben Wilde geschossen hatte, nahm es in Anspruch und, was noch schlimmer, verstümmelte den Hund, der es seinem Herrn brachte. Dieser Jäger endlich, ein junger Mensch von zwanzig Jahren, beleidigte gröblich einen Mann mit weißen Haaren, denn das Alter bleichte das Haupt des Exduellanten. Nein, es ist nicht möglich, auszudrücken, was dieser empfand, als er sah, wie sich Tambour heulend und seine verwundete Pfote halb aufgehoben haltend zu ihm schleppte. Der General fühlte, wie ihm das Blut zu den Augen emporstieg; die Wuth verblendete ihn; er ergriff sein Pulverhorn, um hastig sein Gewehr wieder zu laden, indem er zu sich selbst sagte:

„Oh! das ist hier kein Duell; ich werde nicht die Kolik bekommen, wenn ich diesem Halunken, der Tambour die Pfote zerschmettert hat, einen Flintenschuß in die Rippen jage.“

Doch in dem Augenblicke, wo er das Pulver in den Lauf seiner Flinte schüttete, wich dieser entsetzliche Raufer, der unter Andern ein achtzehnjähriges Kind, trotz der Thränen seiner Mutter, von der nächsten Nähe erschossen hatte, dieser Raufer, ein unerklärlicher Widerspruch, wich vor dem neuen Morde zurück, der mit seinen

anderen Morden verglichen wenigstens erklärlich gewesen wäre. Er warf mit Verzweiflung sein Gewehr fern von sich, nahm den Hund in seine Arme und trug ihn, weinend vor Schmerz und Wuth, fort, indeß ihm der junge Jäger von fern hohnlachend nachrief:

„Viele Grüße zu Hause, Herr Morisset! Als ehemaliger Notar werden Sie mir vielleicht einen Prozeß machen, doch ich bekümmere mich den Teufel um Sie, mein Alter!"

Der General hatte den Namen Morisset angenommen und gab sich für einen ehemaligen Notar aus, um seinen Namen und seine Schande zu verbergen, denn in seinem prahlerischen Stolze hielt er sich für viel mehr bekannt, als er in Wirklichkeit war. Diese gerechte, aber unvollständige Sühne so viel von ihm vergossenen Blutes erweckte zum ersten Male in seiner Seele, nicht einen Gewissensbiß, sondern eine Art von Rückkehr auf die Vergangenheit. Während er, Tambour auf seinen Schultern tragend, nach seinem Hause zurückging, sagte er auch mit einer schmerzlichen Bitterkeit, seine Thränen verschlingend, zu sich selbst:

„Ah! an Jeden kommt die Reihe, mein armer Alter! Man thut Dir, was Du den Andern gethan hast!"

Die moralische Reaction brachte eine mächtige Wirkung auf den General hervor und gab ihm die Gelbsucht. Seine Galle, erhitzt durch das Kochen seines gewaltsam zurückgehaltenen Zorns, drang in sein Blut ein. Diese Krankheit währte lange, aber den Pflichten getreu, die sie sich selbst auferlegt hatte, pflegte Louise mit allem Eifer und aller Ausdauer ihren Gatten, der sehr erstaunt war, bei ihr eine beinahe kindliche Sorgsamkeit zu finden.

Louise lebte so glücklich, als sie es bei der Umwandlung des Raufers sein konnte. Getreu den Bedingungen ihrer Heirath, hatte er immer völlig getrennt von

seiner Frau gelebt, ohne etwas Anderes von ihr zu verlangen, als die Beaufsichtigung seines Hauswesens; denn in Folge der Dämpfung seines früher so heftigen, so brutalen Charakters zeigte er sich gegen sie von einer beinahe unterthänigen Ehrerbietung, besonders seit einem gewissen Tage, wo der General, bei dem sein altes Naturell die Oberhand gewonnen, außerordentlich zornig über einen verbrannten Braten, sich in groben Worten an Louise gerichtet, Luft gemacht hatte, worauf diese sehr fest Folgendes geantwortet:

„Einmal für allemal wollen wir dahin übereingekommen sein, daß ich mein Möglichstes thun werde, wie ich es bis jetzt gethan habe, um Ihre Küche zu überwachen, damit Ihr Essen gut ist; ich werde bemüht sein, Ihr Hauswesen vernünftig zu ordnen, in keiner Hinsicht Ihrem Geschmacke, Ihren Gewohnheiten zuwider zu handeln; ich werde Sie pflegen, wenn Sie krank sind; dagegen aber, und ich habe das Recht, dies zu verlangen, werden Sie mich bei mir in der Einsamkeit leben lassen und mich nicht verantwortlich machen für die Fehler Ihrer Küche; sonst . . . wenn Sie noch einmal die mir schuldige Achtung vergäßen, würde ich mich genöthigt sehen, ich, die ich bis jetzt immer die Zurückgezogenheit aufgesucht habe, würde mich genöthigt sehen, einige von unseren Nachbarn zu besuchen, und vielleicht würde es mir in der Hinreißung des Gespräches begegnen, sie davon zu unterrichten, Herr Morisset, der Notar, der sich aus den Geschäften zurückgezogen, sei kein Anderer, als der Herr General Poussard, dessen Name eine neue Celebrität seit einem gewissen ziemlich ärgerlichen Duelle erlangt hat.“

Diese Drohung machte den Exduellanten von da an wunderbar geschmeidig; er glaubte, das Geheimniß dessen, was er seine Schwachheit nannte, sei seiner Frau unbekannt, bei der er politische Gründe vorgeschützt hatte, um sein Incognito zu erklären; aber Louise

war unwillkürlich von der Wahrheit unterrichtet worden, als sie den General ein paar Tage nach dem Duell bei Herrn Rapin sich über die Umstände beklagen hörte, welche fortan der Lächerlichkeit und der Schande den furchtbaren Namen Poussard preisgaben. Zu edelherzig, um dieses Geheimniß zu mißbrauchen, erfüllte Louise redlich die Pflichten, die sie, indem sie sich verheirathet, übernommen hatte, überwachte sein Haus als gute Wirthin, zeigte sich freundlich in ihren nicht sehr zahlreichen ehelichen Beziehungen, verließ aber den Tisch, sobald man dem General seine Flaschen alten Wein, seine Nüsse, seine Pfeife, seinen Tabak und seinen Branntwein brachte, — eine Tröstung, von der er Gebrauch machte, bis ihn seine kräftige Magd zu Bette führte.

In ihre Erinnerungen versunken, genoß also Louise in der Tiefe der Einsamkeit die bitteren Freuden des Opfers. Sie hatte aus einem kleinen, an ihr Schlafzimmer anstoßenden Salon eine Art von Allerheiligstem geweiht der Vergangenheit. Hier fanden sich die Werke von Georges Hubert, die sie besaß, als sie ein Mädchen war; das Portrait des Dichters, einige Blätter von seinen Manuscripten, Ueberreste von Abschriften, die sie, die Arbeiten von Madame André theilend, gemacht hatte; endlich sorgfältig unter Glas gebrachte und getrocknete Heliotropblüthen, heimlich aus dem Garten des Dichters genommen in jener Nacht, wo sie sich zum ersten Male zu ihm begeben hatte.

Der General zeigte eine philosophische Gleichgültigkeit in Betreff des Cultus, den Louise ihren Erinnerungen widmete, und er that ihr in dieser Hinsicht durchaus keinen Zwang an. Vollkommen daran gewöhnt, seine Frau nur zur Stunde der Mahle zu sehen, wußte er, daß sie Niemand empfing und ihre theure Einsamkeit nur verließ, um spazieren zu gehen in dem schattigen großen Garten des Hauses, den sie mit Wohlgefallen ungefähr so geordnet und eingetheilt hatte, wie der

Garten von Georges Hubert bei seiner Wohnung in der Rue Blanche war.

Louise lebte, wir wiederholen es, so glücklich, als es ihr fortan zu leben möglich war. Ihre Vernunft und der Instinct ihres Herzens sagten ihr, ihr heldenmüthiges Opfer werde nicht unfruchtbar sein, und seiner Freiheit, seinem früheren Leben zurückgegeben, werde ihr geliebter Dichter bald seine Niederlage durch einen glänzenden Sieg rächen. Diese Vorgefühle, diese Hoffnungen sollten bald verwirklicht werden. Eines Tages las Louise Folgendes in einer Zeitung:

„Man zeigt an, in Folge der Abreise von Herrn Georges Hubert nach Italien werde das Mobiliar des Hauses, das er in der Rue Blanche bewohnte, demnächst verkauft. Ohne Zweifel wird dieser Verkauf eine große Anzahl von Bewunderern herbeiziehen, welche sich beeifern werden, einige von den Meubles, die dem berühmten Schriftsteller gehört haben, in ihren Besitz zu bekommen.“

Louise wunderte sich über diese Art von Prunk, mit dem der Verkauf stattfinden sollte, ein Prunk, der der Bescheidenheit, der gewöhnlichen Zurückhaltung des Dichters so sehr widersprach; doch am andern Tage wurde dieser Widerspruch durch folgende paar Zeilen aufgeklärt, welche in dasselbe Blatt auf das Verlangen von einem der Freunde des Dichters eingerückt worden waren:

„Herr Redacteur, erlauben Sie mir, in Abwesenheit meines Freundes, des Herrn Georges Hubert, gegen den Mißbrauch zu protestiren, den man von seinem Namen in Betreff eines gestern in Ihrem Journal angekündigten Verkaufs gemacht hat.

„Herr Georges Hubert, der auf einige Monate Frankreich verlassen hat, um neue Inspirationen vom classischen Lande der schönen Künste zu verlangen, hat das Haus, das er in der Rue Blanche bewohnte, nicht behalten und das Mobiliar dem Tapezirer abgetreten,

der es ihm einst geliefert. Dies sind die Thatumstände in ihrer außerordentlichen Einfachheit. Brauche ich beizufügen, daß Herr Georges nicht wußte, es sollte durch eine auf die gerechte Berühmtheit seines Namens gegründete Speculation sodann dieses Mobiliar öffentlich wiederverkauft werden, und man werde diesen Verkauf auf eine schallende Weise ankündigen?

„Eine blinde und erbitterte Verleumdung gefällt sich seit einiger Zeit darin, so elendiglich die unbedeutendsten oder ehrenvollsten Handlungen des großen Dichters zu verketzern, auf dessen Freundschaft ich stolz bin, daß ich mich genöthigt sehe, gegen die fragliche Annonce, welche die Böswilligkeit ausbeuten kann, zu protestiren.

„Es ist wahrhaft schmerzlich, daß man Männer von einem so erhabenen, so untadelhaften Charakter, wie es der von Georges Hubert ist, vertheidigen muß. Doch, Gott sei Dank! der redliche Mann siegt am Ende über die Verleumdung, und ich habe das feste Vertrauen, daß, einen Augenblick verirrt, die öffentliche Meinung, bald von ihrem Irrthume zurückkommend, einem der ausgezeichnetsten Schriftsteller unserer Zeit Gerechtigkeit wird widerfahren lassen, und daß das neue Werk, das er von seiner Reise zurückbringen wird, ihn auf eine edle Weise an den Verleumdern seines Genies und seines Privatlebens rächt.

„Genehmigen Sie u. s. w.“

Louise fing an für ihr heldenmüthiges Opfer belohnt zu werden; ihre Vorhersehungen verwirklichten sich. Sein thätiges, wechselreiches Leben wieder aufnehmend, würde Georges Hubert ohne Zweifel ein Werk so schön, so mächtig als seine Vorgänger erzeugen. Der Instinct ihres Herzens sagte auch der jungen Frau, und er täuschte sie nicht, seine Wohnung in der Rue Blanche verlassend, von der er nicht einmal das Mobiliar behalten wolle, beabsichtige der Dichter, schmerzlich gereizt

„Sage einem von den Kellnern des Hauses, er soll einen Fiacre holen."

„Ich gehe, Herr."

„Warte doch.... Sage dem Kellner, er soll, wenn das möglich ist, einen Fiacre wählen, dessen Kutscher ein gutes Gesicht hat ..."

„Wie, ein gutes Gesicht?"

„Ja, er soll nicht frech, unverschämt, sondern sehr sanft aussehen, denn wir wollen ihn auf die Stunde nehmen, und zuweilen sträuben sich diese Bursche, nach der Stunde zu fahren; sie machen Lärmen, die Menge schaart sich zusammen, und es können Streitigkeiten daraus entstehen. Gehe geschwinde."

„Aber, Herr ..."

„Was?"

„Ei! man wird über mich spotten, wenn ich zu dem Kellner sage, er soll einen Kutscher wählen, der ein sehr sanftes Gesicht habe."

„Hat man je ein solches unvernünftiges Thier gesehen! Kannst Du nicht sagen, der Herr Abbé ... da wir übereingekommen sind, daß ich Herr Abbé genannt werden soll ..."

„Hi .. hi .. hi!" versetzte Toinon, auf ihre Weise lachend. „Hi .. hi .. hi! .. es ist wahr ... hi .. hi! .. Welch ein Faschingsspaß! Sie, unser Herr ... ein Abbé ... Hi .. hi .. hi!"

„Willst Du wohl schweigen, Unglückliche, und nicht so laut sprechen! Man kann Dich hören, die Wahrheit errathen! Es braucht nicht mehr, um mich zum Gespötte des Hotels zu machen ... und findet sich zufällig in diesem Hause irgend ein höllischer Handlungsreisender, so ist er im Stande, vor der Thüre auf mich zu warten, um mich zu verhöhnen und zu beleidigen."

„Ah! das ist gut, Herr Abbé ... hi ... hi ... ich lache nicht mehr ... hi ... hi ... hi! ..."

„Schon wieder!"

„Ei! Herr! das ist stärker als ich! hi . . . hi . . . hi . . .!"

„Tausend Millionen Donner! wirst Du schweigen!"

„Hi . . . hi . . . hi! . . . Der Herr Abbé, der . . . hi! . . . hi . . . hi . . . bei allen Donnerwettern schwört! hi . . . hi . . . hi . . ."

„Oh! welche Geduld!" murmelte der Exrauser, der vor Wuth die Fäuste ballte und die Augen zum Plafond aufschlug. „Wenn ich bedenke, daß meine Soldaten zitterten, so oft sie mich anschauten!" Und sich an Toinon wendend: „Wenn Du noch einmal lachst, jage ich Dich fort; verstehst Du?"

„Gut, man wird nicht mehr lachen!"

„Höre mich an und thue, was ich Dir befehle, sonst . . . nimm Dich in Acht. Du wirst also dem Kellner sagen, Dein Herr, der Herr Abbé, wünsche, da er in Betracht seines Alters und seines Standes einige Schwierigkeiten bei einem groben Kutscher zu haben befürchte, er wünsche, daß man, wenn es möglich sei, einen Kutscher von sehr sanftem, redlichem Aussehen wähle. In diesem Auftrage liegt nichts, worüber man sich wundern könnte. Gehe also geschwinde, und wenn der Wagen vor der Thüre des Hotels ist, komm zurück und melde es mir."

„Ja, Herr . . . Abbé . . Hi . . . hi . . hi . ." antwortete Toinon.

Und unwillkürlich vor Lachen beinahe erstickend, ging sie hinaus.

„Diese Elende wird mir hier eine Beschimpfung zuziehen!" rief der General Poussard voll Zorn. „Verdammte Reise! fluchwürdige Reise!"

Louise kehrte in diesem Augenblick zurück, nachdem sie ihre Mantille umgenommen und ihren Hut aufgesetzt hatte. Ziemlich erstaunt über den zornigen Ausdruck,

den sie in den Zügen des Generals wahrnahm, sagte sie zu ihm:

„Was haben Sie? Sie scheinen ärgerlich zu sein.“

„Gehen Sie zum Teufel! Sie sind Schuld an allen meinen Widerwärtigkeiten mit Ihrem satanischen Reisegedanken!“

„Mein Herr, mir scheint, wir waren übereingekommen, Sie werden mich mit solchen Grobheiten verschonen. Ich erkläre Ihnen, daß ich sie nicht zu ertragen vermöchte, und es wäre mir sehr peinlich, müßte ich Sie daran erinnern, daß ich, wenn Sie alle mir gebührenden Rücksichten vergessen, genöthigt sein werde, meinerseits die Verschwiegenheit auch zu vergessen, die ich Ihnen versprochen in Betreff . . .“

„Verzeihen Sie, liebe Freundin, ich habe Unrecht gehabt,“ erwiederte eiligst der General, wie durch einen Zauber besänftigt; „diese dumme Toinon hat mich so wüthend gemacht.“

„Es mag sein, mein Herr; doch ich bitte, machen Sie mich nicht mehr solidarisch verbindlich für die Dummheiten der Toinon.“

„Herr, der Wagen ist unten,“ meldete die Magd, welche eben zurückkam. „Der Kellner hat mich versichert, es sei ein Cherub von einem Kutscher, dem der Herr Abbé die Hostie ohne Beichte geben könnte. Hi . . . hi . . . hi . . .“

„Diese dicke Person wird mit ihrem Gewäsche ein albernes Versehen begangen haben,“ murmelte der General. Dann sich an Louise wendend: „Kommen Sie, liebe Freundin, geben Sie mir den Arm und verlassen Sie mich nicht. Und Du,“ sagte er zu der Magd: öffne ganz sachte die Thüre und schau, ob Niemand im Gange ist.“

„Ja, Herr, ich eile.“

„Ich begreife den Zweck dieser Vorsicht nicht,“ sagte

Louise zum General, nachdem die Magd abgegangen war. „Was liegt Ihnen daran, ob Jemand im Gange ist?“

„Es ist mir lieber, wenn ich Niemand begegne. Das ist eine Chance mehr, keinen Streit zu bekommen. Es giebt ungezogene Bursche, welche sich so herausfordernd benehmen!“

„Das wird eine Bangigkeitsmonomanie,“ dachte Louise. „Diese Strafe ist nur zu sehr verdient.“

„Herr!“ meldete Toinon, welche, eine geheimnißvolle Miene annehmend, ganz leise eintrat, „es ist kein Mensch im Gange.“

„Geschwinde, geschwinde, liebe Freundin, benützen wir den Augenblick,“ sagte der Exrauser, während er Louise seinen Arm reichte, „und verlassen Sie mich besonders nicht.“

Der General verließ, den Arm seiner Frau fest unter dem seinigen pressend, seine Wohnung, nachdem er abermals, und zwar von der Thürschwelle aus, mit einem aufmerksamen Blicke den langen Gang erforscht hatte, durch welchen er gehen sollte und in den er sich endlich wagte, jedoch nicht ohne Furcht, obgleich er Niemand darin sah. Er hatte kaum ein paar Schritte gemacht, als eine von den Thüren, die nach dem Corridor führten, ungestüm geöffnet wurde. Ein junger Mann kam so unbedachtsam, während er dabei trällerte, heraus, daß er heftig den General stieß und Louise, die sich eines leichten Schreis des Schmerzes nicht erwehren konnte, auf den Fuß trat.

„Aber, meine Nichte, nehmen Sie sich doch in Acht! Sie hätten beinahe diesen Herrn umgeworfen!“ rief der falsche Abbé mit einem Tone voll von Bangigkeit und Vorwurf Louise zu. Dann wandte er sich gegen den jungen Mann um, der, verlegen über seine Unbesonnenheit, sich entschuldigen wollte, grüßte ihn zweimal auf das Allerdemüthigste und fügte bei: „Ich bitte Sie Millionenmal um Verzeihung, mein Herr, ich bin ganz

wirrt, trostlos über die Unachtsamkeit meiner Nichte, welche nicht rasch genug auf die Seite getreten ist, als sich Ihre Thüre öffnete. Oh! verzeihen Sie, mein Herr, es ist auch ein wenig mein Fehler, denn ich hätte vorhersehen müssen, Sie werden aus Ihrem Zimmer herauskommen; doch Sie entschuldigen wohl einen armen alten Geistlichen von meinen Jahren."

„Aber, Herr Abbé, ich bin im Gegentheil bestürzt, trostlos über meine Unbesonnenheit, und ich bitte Madame inständig, sie mir zu verzeihen," erwiederte der junge Mann. „An mir ist es, Madame, sowie Sie, Herr Abbé, zu bewegen, meine tiefsten Entschuldigungen genehmigen zu wollen."

„Mein Herr, wir werden Alles, was Ihnen beliebt, genehmigen, da Sie es so wünschen, und ich fühle mich sehr beglückt durch diese Gelegenheit, Sie meiner Ehrfurcht und Hochachtung zu versichern," beeilte sich der Exraufer zu antworten, indem er sich wieder zweimal verbeugte. Dann nahm er den Arm von Louise und entfernte sich hastig von dem jungen Manne, der sehr erstaunt mit den Augen dem so unglaublich artigen Abbé folgte.

„Ich habe keinen Blutstropfen in den Adern . . . der Schweiß strömt mir von der Stirne!" sagte der General zu seiner Frau, während er die Treppe hinabstieg, um zu dem Wagen zu gehen. „Zum Glück war dieser junge Mann kein Zänker! Wäre er es gewesen . . . ah! nur bei diesem Gedanken läuft es mir kalt den Rücken hinab."

„Mein Herr, dieser Fremde müßte einen seltsamen Charakter haben, um mit Ihnen zu zanken, weil er mir auf den Fuß getreten hatte."

„Ah! beim Teufel, an seiner Stelle hätte ich mir wohl Zwang angethan, vor meiner Schwachheit!" erwiederte treuherzig der Raufer.

„Ihre Schwachheit hat wenigstens das Gute,

daß sie Sie zu einer wahrhaftig bis zum Uebermaße getriebenen Höflichkeit veranlaßt . . . Doch erholen Sie sich . . . Sie sehen ganz bleich aus, Sie zittern und scheinen sich kaum halten zu können . . . Ruhen Sie einen Augenblick."

„Nein, nein, liebe Freundin, kommen Sie, wir könnten noch Jemand begegnen. Beeilen wir uns, in den Wagen zu steigen . . . dort werde ich ruhiger sein . . . Mein Gott, wenn nur der Kutscher nicht unverschämt wird, da wir ihm sagen wollen, wir werden ihn auf die Stunde behalten! Er kann laut sprechen, die Menge um uns versammeln, und es gibt Leute, welche im Stande sind, gegen uns Partei für ihn zu ergreifen. Ich zittere vor den Folgen eines solchen schmählichen Streites. Doch Sie allein, nicht wahr, liebe Freundin, werden mit diesem Kutscher sprechen? Schmeicheln Sie ihm ein wenig. Diese Bursche haben immer mehr Rücksicht gegen die Frauen als gegen die Männer."

Louise übernahm es nach dem Wunsche des Generals, den Kutscher davon in Kenntniß zu setzen, daß er nach der Stunde zu fahren habe. Der Kutscher, ein wahrer Cherub, wie Toinon gesagt hatte, machte keine Einwendung und schlug auf das Allerfreundlichste den Weg nach dem Hotel d'Orbeval ein. . . .

Herr Gûêpier, der Intendant von Gilbert und Gilberte, hatte immer noch seine Wohnung beim Hotel d'Orbeval inne. An seinem Schreibtische sitzend, machte der würdige Mann seine Rechnungen und mit sich selbst sprechend, sagte er:

„So ist es: nachdem Alles bis auf diesen Tag bezahlt ist, bleiben ihnen noch sieben Millionen und neunundsechzigtausend Franken, zu fünf Procent angelegt beim Staatsschatze oder in Actien der Banque von Frankreich, worüber die Titel in meiner Kasse liegen . . . Sie haben also seit sechs Monaten mehr als drei Millionen ausgegeben, von denen ich redlich meine zehn Proc

einem wahren Vergnügen; doch sie sind, das müssen Sie gestehen, sehr seltsam."

„Sie bezahlen dieses Vergnügen, um es sich zu verschaffen, theuer genug. Ah! sagen Sie besonders dem Kellermeister, er soll einige Fässer sehr leichten Burgunder anschaffen. Der Herr und Madame wollen nur solchen; lassen Sie also keinen andern serviren."

„Welche Laune! Wie kann man Treberwein trinken. Und Sie haben einen vortrefflichen Keller, die besten Weine! Champagner vom Kometenjahr! Sillery sec, den man mit zwei Louis d'or die Flasche bezahlen würde."

„Sprechen Sie nie etwas mit ihnen vom Champagner . . . sie haben einen Widerwillen dagegen gefaßt."

„Ah! wie hat sich das Haus seit einiger Zeit verändert, Herr Guspier! Es waren nichts als Feste und Gallas, als Herr von Saint-Marceau die Einladungen machte."

„Wahrscheinlich haben diese Feste und Gallas unsere Patrone auf die Länge ermüdet; das ist ganz natürlich: sie kannten nicht Einen von ihren Gästen."

„Sie waren in dieser Hinsicht wie so viele andere reich gewordene Personen, welche, da sie keine Bekanntschaften in der Welt haben, ein Mann oder eine Frau der hohen Gesellschaft bitten, für sie die Einladungen zu machen. Nur, was selten ist, erschienen unser Herr und unsere Frau durchaus nicht gezwungen mitten unter dieser großen Welt."

„Das ist bei meiner Treue wahr: sie ließen sich von ihren Gästen, wie von uns Herr Lithograph und Frau Blumenmacherin schlechtweg nennen und lachten auf das Fröhlichste, da sie Herzoge und Herzoginnen sich dieser Laune unterwerfen sahen. Es versteht sich von selbst, daß ihrerseits Herzoge und Herzoginnen tüchtig über die Amphitryone spotteten; da diese aber die

schönsten Feste und die besten Diners von Paris gaben, so waren ihre Einladungen sehr gesucht.“

„Wie oft habe ich auch unsere Patrone, wenn ich sie bei Tische bediente, am andern Tage nach einer großen Fête sagen hören: „„Wie mußten sich heute Nacht, als sie weggingen, unsere Gäste über uns lustig machen! — Und wir geben es ihnen zurück!““ rief Madame lachend wie eine Tolle. „„Diese Leute von der schönen Welt sind Marionetten, die wir, wann es uns beliebt, vor uns tanzen, pirouettiren und soupiren lassen!““

„Und Madame hatte ganz Recht!“

„Nur am Ende, da sie es überdrüssig waren, die Marionetten tanzen zu lassen, schlossen unsere Gebieter das Theater, und mit Ausnahme vou Herrn und Madame Mennier, mit denen sie sich aber nach einiger Zeit entzweiten, empfingen sie Niemand mehr, als Herrn und Frau von Saint-Marceau . . . die Getreuen!“

„Man kann sich in der That keine lebhaftere Freundschaft vorstellen, als die unserer Gebieter für Frau von Saint-Marceau. Ich höre sie oft wiederholen: „„Welch eine würdige und vortreffliche Freundin! Diese liebt uns nicht, wie so viele Andere, unseres Geldes wegen; wir sind ihrer sicher wie unserer selbst!““

„Es ist wahr, Frau von Saint-Marceau scheint viel Freundschaft für unsere Patrone zu hegen; doch ich habe mir nie genaue Rechenschaft von den Ursachen dieser Verbindung gegeben.“

„Das ist doch ganz einfach.“

„Woher wissen Sie das?“

„Der Herr und Madame scheuen sich nicht, vor ihren Leuten davon zu sprechen.“

„Oh! gewiß nicht.“

„Eines Tags, in der ersten Zeit, wo sie das Hotel bewohnten, sagte Madame zu unserm Herrn: „„Ich denke mir, Frau von Saint-Marceau muß eine gute Person sein; wir müssen in Verbindung mit ihr treten; b

wir sie, in einem Concerte zu singen, das wir geben werden; die Bekanntschaft ist dann gemacht, und wir werden sie oft sehen.““

„Ah! ich erkläre mir nun, wie sich diese Vertraulichkeit gebildet: Herr von Saint-Marceau hat wohl unserer Herrschaft vorgeschlagen, er wolle die Einladungen zu den Festen besorgen, und da er ein Mann der Gesellschaft ist, so hat er hierher gebracht, was sich Bestes in Paris findet. Hören Sie, wenn ich Alles sagen soll, da wir von Herrn von Saint-Marceau reden: ich hatte Anfangs geglaubt . . .“

„Vollenden Sie, Herr Guêpier!“

„Man kann Ihnen das wohl gestehen, Germain, da Sie kein Schwätzer sind: ich hatte geglaubt, Herr von Saint-Marceau wolle unserer Frau den Hof machen.“

„Ah! ja wohl! er wäre schön angekommen! denn das ist abermals eine Seltsamkeit von unsern Gebietern: sie sind wie Turteltauben, wie wahre zwanzigjährige Verliebte.“

„Wem sagen Sie das! Ich sah sie einander hundertmal im Garten küssen. Seit einiger Zeit jedoch scheinen sie nicht mehr so heiter zu sein, wie früher!“

„Ich habe diese Bemerkung gemacht, wie Sie, Herr Guêpier; auch habe ich beobachtet, daß sie, wenn sie in eine solche trübe Stimmung geriethen, zuweilen ganze Tage in einer der Mansarden des Hauses zubrachten, wohin sie ihre kleine Haushaltung, wie sie sagen, das heißt das armselige Mobiliar bringen ließen, welches sie besaßen, als sie noch Blumenmacherin und Lithograph waren. Das ist auch eines von den Dingen, die mich rühren und mir zu Herzen gehen.“

„Ah! mein lieber Germain, Sie erinnern mich gerade an etwas sehr Wichtiges, was ich fast vergaß; unsere Herrschaft will heute Morgen in dieser Mansarde frühstücken.“

„Ein neuer sonderbarer Gedanke!“

„Warten Sie, sie sind noch nicht beim Ende."

„Wie so?"

„Das Frühstück soll bestehen: 1) aus einem Gansviertel; 2) aus gebratenen Aepfeln; 3) aus Gruyère-Käse."

„Sie sagen, Herr Guêpier," versetzte der erste Haushofmeiner ganz erstaunt, „Sie sagen?"

„Ich wiederhole: 1) ein Gansviertel . . ."

„Aber, Herr Guêpier, nie ist Gans in die Küchen des Hotels gekommen, und seit zwanzig Jahren, daß ich Küchenzettel abfasse, hat sich nie das Wort Gans unter meiner Feder gefunden. Unser Küchenmeister endlich, davon bin ich fest überzeugt, hat in seinem Leben nie Gans servirt."

„Alles dies ist schön und gut, doch so lauten die Befehle. Ueberdies brauchen Sie, um dieses kräftige Frühstück zu serviren, eiserne Bestecke. Diejenigen, welche unsere Herrschaft besaß, sind, wie es scheint, beim Auszuge verloren gegangen."

„Eiserne Bestecke? Es sind keine hier! Das Gesinde sogar ißt mit dem kleinen Silberzeug."

„Sie werden also zwei eiserne Bestecke bei dem ersten dem besten Eisenkrämer kaufen."

„Die Bestecke will ich noch hingehen lassen! Doch es ist schon neun Uhr. Wo Teufels findet man Gänse? Ah! ich werde schleunigst einen von den Küchengehülfen nach der Vallée schicken. Er soll ein Cabriolet nehmen und ein solches Geflügel zurückbringen, wenn man das Geflügel nennen kann."

„Und hauptsächlich soll der Küchenmeister nichts Anderes serviren lassen, als das Gansviertel, gar gebraten, ohne Verkleidung oder Begleitung, kurz, was es Einfachstes und Natürlichstes von Gans gibt. Ah! ich vergaß noch: Sie werden bei einem Weinhändler eine Flasche Fünfzehner kaufen lassen; das sind die eigenen Worte unseres Herrn; und gießen Sie besonders diesen Nectar

nicht in eine Carafe; füllen Sie auch mit Wasser eine andere Flasche, damit man den köstlichen Fünfzehner zur Noth verdünnen kann. Sie werden dieses elegante Glasgeschirr mit einem einzigen Glase, einem einzigen Teller und den eisernen Bestecken auf ein Tafelbrett stellen, und auf dieses auch den Gruyère-Käse, die gebratenen Aepfel und das Gansviertel setzen; dieses delicate Mahl bringen Sie sodann in die Mansarde, wo unsere Herrschaft allein bleiben wird."

„Fünfzehner, ein Gansviertel!" wiederholte der Haushofmeister, der sich ganz bestürzt entfernte; „welche Phantasie von übersättigten Leuten! . . . Ein Gansviertel!"

„Und heißen Sie Thompson eintreten," rief Herr Guspier dem Haushofmeister nach.

Tompson trat ein; das war der Piqueur, der Chef der Stallungen. ein Engländer von Geburt, der aber, abgesehen von einem leichten Accente, vollkommen Französisch sprach.

„Nun, Herr Guspier," sagte er zum Intendanten, „wird man heute anspannen?"

„Ebenso wenig als gestern und an den andern Tagen, mein lieber Thompson!"

„Ah! die Pferde sind also nur hier, um die Breaks*) spazieren zu führen. Zwölf Pferde im Stall, sechs Wagen in den Remisen, zehn Lackeien im Vorzimmer, und seit fast einem Monat sind weder Herr noch Frau ausgefahren."

„Das Wetter ist herrlich; sie ziehen es vor, zu Fuße zu gehen, das ist ihnen wohl erlaubt."

„Nein, Herr Guspier, vorgestern war es ihnen nicht erlaubt, denn es regnete in Strömen, und dennoch sind sie zu Fuße ausgegangen."

*) Leichter Wagen, an welchen man die Zugpferde spannt, um sie spazieren zu führen.

„Das ist wahr, Sie hatten einen reizenden Regenschirm kaufen lassen, den sie einweihen wollten. Doch beruhigen Sie sich: es ist morgen Sonntag, alle Ihre Pferde, sowie alle Ihre Wagen werden hinauskommen."

„Alle Wagen zugleich?"

„Alle! Unsere Herrschaft will, daß jeden Sonntag unsere Leute fortan ohne Ausnahme eine gute Landpartie in die Umgegend von Paris machen."

„Wie! die Bedienten werden in die Wagen der Herrschaft steigen?"

„Ja, so viel Leute diese Wagen fahren können, werden sie fahren. Wenn man ein wenig nahe zusammrückt, können alle Dienstboten Platz finden. Die Kutscher werden mit der Perrücke und in großer Livree, die Postillons in ihren Atlasüberwesten erscheinen. Kurz, alle Ihre Leute müssen in flochi sein, als ob die Herrschaft ausfahren würde."

„Herr Guêpier, meine Kutscher und meine Postillons werden nie in Galla Domestiquen spazieren fahren wollen, und ich, was mich betrifft, werde nie meine Wagen offen mit Leuten beladen abgehen lassen, wie Tapissières, *) welche nach dem Markte von Saint-Cloud fahren. Es dürften nur Leute, die mich kennen, dieser schönen Equipage begegnen ... mein Ruf wäre verloren, und ich würde es nicht mehr wagen, mich zu zeigen!"

Die Dienerin des Intendanten kam zurück und meldete ihm:

„Es ist ein Herr da, der Sie in Geschäften zu sprechen wünschte."

„Lassen Sie den Herrn eintreten, und Sie, mein lieber Thompson, überlegen Sie ... die Befehle der Herrschaft müssen vollzogen werden."

---

*) Hängende Wagen, um Meubles zu führen.

„Ich werde mit der Herrschaft sprechen," rief der Piqueur, während er wegging . . . „Ich werde mit ihr sprechen. Ja, lieber verlasse ich das Haus, als daß ich mich so lächerlich mache!"

„Glauben Sie mir, mein Freund, setzen Sie sich nicht der Gefahr aus, einen vortrefflichen Platz durch übertriebene Empfindlichkeit zu verlieren," erwiederte der Intendant.

Kaum war der Piqueur weggegangen, als Georges Hubert bei Herrn Guspier eintrat.

Die schönen Züge des Dichters trugen das Gepräge einer tiefen Schwermuth an sich. Da jedoch die verhaßte Erinnerung an Louise sich immer mehr in seinem Geiste verwischte, so fing Georges Hubert aufs Neue an sich der mütterlichen Tröstungen des Studiums zu erfreuen. Er hatte glückliche Zerstreuungen in einer bald unterbrochenen Reise gefunden, der traurige Tod von August Clement lastete aber immer noch auf seinem Herzen.

Sehr erstaunt über den Besuch von Georges Hubert, sagte der Intendant mit einem Ausdrucke tiefer Ehrerbietung zu dem Eintretenden:

„Sie hier, mein Herr? Ich hatte durch die Blätter Ihre Abreise nach Italien erfahren."

„Ich war in der That nach diesem Lande abgereist und hatte meinen Weg durch Savoyen genommen, um die Gräfin d'Orbeval zu besuchen."

„Sie haben also die Frau Gräfin gesehen? Wie geht es ihr?"

„Vortrefflich!"

„Und die Frau Gräfin fühlt sich immer noch glücklich?"

„Sehr glücklich."

„Gott sei gelobt! Doch, mein Herr, erlauben Sie mir eine vielleicht indiscrete Frage."

„Sprechen Sie, Herr Guspier."

„Ihre Reisepläne haben sich also geändert? Sie

können nicht Zeit gehabt haben, ganz Italien zu besuchen."

„Ich traf in den Bädern von Aix in Savoyen einen meiner Freunde, der im Begriffe war, in seine Heimath nach Schottland zurückzukehren. Er rühmte dergestalt seine Seeen und Gebirge, daß er mich bestimmte, ihn zu begleiten; da es mir hauptsächlich nur um eine Reise zu thun war, so gefiel mir diese wie eine andere, doch ich wollte Savoyen nicht verlassen, ohne der Gräfin d'Orbeval einen Besuch zu machen, und ich habe sie, wie ich Ihnen sagte, Herr Guspier, glücklich, vollkommen glücklich, in ihrer köstlichen Einsamkeit am Annecy-See gefunden."

„Ich danke Ihnen tausendmal, daß Sie die Güte gehabt haben, mir die Frage zu beantworten, die ich an Sie zu richten mir erlaubte . . . Doch darf ich wissen, was mir die Ehre, Sie bei mir zu sehen, verschafft?"

„Die Gräfin d'Orbeval, da sie hörte, daß ich durch Frankreich reisen sollte, um nach Schottland zu gehen, hat mir einen wichtigen Auftrag gegeben, und ich komme, um Sie zu bitten, Sie mögen mir ihn besorgen helfen."

„Mein Herr, ich bin zu Ihren Befehlen."

„Die Gräfin war gerade von einem ziemlich langen Ausflug in die Alpen zurückgekehrt, als ich sie besuchte. Sie hat auch erst bei ihrer Rückkehr den Verkauf ihres Hotels erfahren, obgleich er vor mehreren Monaten stattgefunden."

„In der That, mein Herr; nachdem ich Anfangs sehr beunruhigt dadurch gewesen war, daß ich von der Frau Gräfin keine Antwort in Betreff dieser Angelegenheit erhielt, wurde ich beruhigt durch einen Brief, in welchem sie die Gnade hatte, mir zu erklären, warum sie mir nicht früher geschrieben."

„Hier ist eine Zeile von der Gräfin hinsichtlich des Auftrags, mit dem sie mich betraute."

„Mein Herr, es bedarf dieser Zeile nicht. Was Sie

mir sagen, genügt mir," erwiederte Herr Guspier, welcher sich weigerte, den Brief anzunehmen, den ihm der Dichter darbot. „Ich weiß, daß Sie einer der besten Freunde der Frau Gräfin waren, und . . ."

„Gleichviel, Herr Guspier, ich bitte, lesen Sie."

Der Intendant entsiegelte den Brief und las, wie folgt:

„Herr Georges Hubert hat es gefälligst übernommen, mir ein Kistchen zuzuschicken, das ich im Hotel d'Orbeval an einem Orte zurückgelassen, mit dem ich ihn bekannt gemacht habe. Ich bitte Herrn Guspier, Herrn Georges Hubert die Nachsuchung, die er für mich vornehmen will, zu erleichtern.

„Marie von Saint-Geran d'Orbeval."

„Sie erinnern sich wohl, Herr Guêpier," sprach der Dichter, „daß in der durch ihre hastige Abreise verursachten Verwirrung, als sie ihr Haus verlassen mußte, um sich zu einer ihrer Verwandtinnen zurückzuziehen, die Gräfin d'Orbeval ihre vertraute Kammerfrau hieher schickte, um das Kistchen zu verlangen, das wichtige Papiere enthält?"

„Ja, mein Herr, doch die Frau Gräfin vergaß, daß ich den Ort nicht kannte, wo dieses Kistchen aufbewahrt war."

„Die Gräfin hatte in der That leider nicht Zeit, ihre Kammerfrau noch einmal zu schicken, und sie entfernte sich von Paris."

„Was mich immer in Erstannen setzte, ist der Umstand, daß mir die Frau Gräfin nicht später die nöthigen Andeutungen gegeben hat, die es mir möglich gemacht hätten, ihr diese Papiere zukommen zu lassen . . . Es wäre mir schmerzlich, wenn ich denken müßte, die Frau Gräfin habe mich nicht für würdig gehalten, zu . . ."

„Ich vermöchte Ihnen hierüber keine Antwort zu

geben; Alles, was ich Ihnen sagen kann, ist, daß die Gräfin d'Orbeval, so lange das Hotel nicht verkauft war, ruhig über die Existenz dieser an sicherem Orte verborgenen Papiere, als ich zu ihr kam, gerade im Begriffe war, hierher, obgleich es sie viel Ueberwindung kostete, sich ihrer Dienste zu berauben, ihre vertraute Kammerfrau zu schicken, um diese Cassette holen zu lassen. Ich machte der Gräfin den Vorschlag, die Sache bei meiner Durchreise durch Paris zu besorgen, und erfülle nun mein Versprechen."

„Mein Herr, ich bin ganz zu Ihrer Verfügung. Was habe ich zu thun?"

„Sie sind in den Dienst der Käufer dieses Hotels getreten; es handelt sich einfach darum, von ihnen das zu erlangen, was sie nicht zu verweigern vermöchten: die Erlaubniß, das Kistchen aus dem Orte zu nehmen, wo es aufbewahrt ist."

„Die Eigenthümer dieses Hotels werden sich unendlich freuen, Ihnen angenehm sein zu können, mein Herr. Sie schwärmen, wie so viele Andere, für Ihr Genie. Erst vor wenigen Tagen haben sie aus Bewunderung für Sie in Masse, der Versteigerung zuvorkommend, Ihr ganzes Mobiliar angekauft; zwei Salons sind allein mit diesem Mobiliar gefüllt; man nennt sie die Salons von Georges Hubert."

„Ja," versetzte der Dichter mit Bitterkeit, „ich weiß, daß man bei diesem Verkaufe ohne mein Wissen auf meinen Namen speculirt hat."

„Oh! beruhigen Sie sich, mein Herr, die Behauptung Ihrer Theilnahme an diesem Handel ist öffentlich in den Zeitungen durch einen Ihrer Freunde Lügen gestraft worden."

„Das habe ich bei meiner Ankunft in Paris erfahren; doch gleichviel! Kommen wir auf unsere Angelegenheit zurück: Sie sind sicher des guten Willens der

Eigenthümer des Hotels in Betreff dessen, was ich von ihnen zu verlangen habe?"

„Ob ich sicher bin? ah! wenn sie erfahren, daß der berühmte Georges Hubert selbst hieher kommt ..."

„Verzeihen Sie, Herr Guspier, doch Sie werden mich ungemein verbinden, wenn Sie mich nicht nennen und mir dadurch die Verlegenheit ersparen, daß ich ohne Zweifel ebenso schmeichelhafte als wenig verdiente Complimente anhören muß. Wollen Sie also nur Ihre neuen Gebieter davon in Kenntniß setzen, einer der Freunde der Frau Gräfin d'Orbeval wünsche die bewußten Nachsuchungen vorzunehmen, und zwar noch heute, wenn das sein kann, denn ich möchte gern Paris spätestens morgen verlassen."

„Mein Herr, ich werde das Incognito, das Sie zu beobachten wünschen, respectiren ... Könnten Sie mir aber angeben, in welchem Zimmer des Hotels sich das fragliche Versteck findet?"

„Vernehmen Sie die Unterweisung, welche mir hierüber die Gräfin d'Orbeval gegeben hat," erwiederte der Dichter, indem er ein Papier las, das er aus seinem Portefeuille zog: „„Es existirt im großen Salon (genannt der Gobelins-Salon) eine Tapetenfüllung, Diana und Aktäon vorstellend ..."

„Oh! ich sehe das von hier aus; die Füllung findet sich links auf der Seite des Gartens," sagte Herr Guspier. „Der Gobelins-Salon ist vom großen Cabinet durch eine Scheidemauer getrennt."

„„Drückt man stark auf den inneren Theil der Einfassung von vergoldetem Holz auf der Seite der Gruppe der Nymphen,"" las Georges Hubert weiter, „ so wird die Füllung auf ihrem Falze zurückgleiten und einen in [d]er Dicke der Mauer angebrachten Winkel enthüllen. [D]ieser schmale Durchbruch mündet gegen einen andern [A]usgang in der Mitte des großen Cabinets, von dem [ei]nes der Getäfel beweglich ist und sich mittelst eines

Gegengewichts öffnen läßt. Man wird das Kistchen im Hintergrunde eines alterthümlichen Schreines finden, welcher am Ende dieses Durchbruchs bei dem Ausgange steht, der in das große Cabinet führt.""

„Diese Andeutungen sind vollkommen klar für mich, der ich des Hauses Gelegenheit kenne," erwiederte Herr Guspier; „wollen Sie die Güte haben, mich hier zu erwarten, mein Herr; ich gehe, um Ihren Wunsch Herrn Gilbert (das ist der Name des neuen Eigenthümers des Hotels), mitzutheilen, komme sogleich zurück, und hole Sie zu unserer kleinen Expedition ab."

„Ich bitte aber, Herr Guspier, nennen Sie mich nicht."

„Seien Sie unbesorgt, mein Herr, ich werde ganz einfach, wie wir dies verabredet haben, sagen, ein Freund der Frau Gräfin d'Orbeval wolle das Kistchen holen. Das wird übrigens die Käufer des Hotels durchaus nicht in Erstaunen setzen, denn als sie es kauften, machte ich sie auf die wahrscheinliche Eventualität der Nachsuchungen, die Sie heute vornehmen wollen, aufmerksam, und sie erwiederten mir, daß sie das sehr gern zugeben werden."

„Ich erwarte Sie also hier, doch ich wiederhole, nennen Sie mich nicht."

„Mein Herr, ich hafte für meine Discretion."

Herr Guspier begab sich zu Gilbert und Gilberte.

XXXVII.

Während Louise sich mit dem General Poussard nach dem Hotel d'Orbeval begab und Georges Hubert mit Herrn Guspier obige Unterredung hatte, las Gilbert, welcher an einem großen Tische von eingelegter Arbeit saß, der mitten in seinem prachtvoll meublirten Zimmer stand, halblaut mehrere Briefe, die so eben einer von seinen Leuten auf einem Brette von Vermeil gebra-

hatte. Die Züge des Gatten von Gilberte boten nicht mehr jenen Ausdruck guter Laune, der einst so freundlich, so lieblich seine offenherzige Physiognomie gemacht hatte; ein höhnisches, schmerzliches Lächeln zog seine Lippen beim Lesen folgenden Briefes zusammen, den er von dem Brette, auf welchem noch andere aufgehäuft waren, genommen hatte:

Herr Lithograph,

„Auf Ihre Großmuth und Ihr ungeheures Vermögen vertrauend, wende ich mich an Sie, um ein Anleben von zehntausend Franken zu erhalten; es handelt sich um eine heilige Schuld, von der meine Ehre abhängt! und da mir die Ehre tausendmal theurer ist, als das Leben, so erwarte ich Ihre Antwort, daß ich erfahre, ob ich mich von dieser Existenz, der einzigen Hülfsquelle meiner unglücklichen fünf kleinen Kinder, befreien soll.

„Es hängt von Ihnen ab, Herr Lithograph, ob Sie ihre ewigen Segnungen verdienen oder dieselben zu Waisen machen wollen.

„Ihr
„ehrerbietiger Diener
„Cochard."

„N. S. Ich werde mich heute Abend an der Thüre Ihres Hotels einfinden, um Ihre Antwort und die zehntausend Franken, die mir die Ehre und das Leben retten können, in Empfang zu nehmen."

„Er gibt seine Adresse nicht an. Er befürchtet also, ich könnte Erkundigungen über ihn einziehen lassen? Hm! ich bin fest überzeugt, daß dieser Mensch mit seinen fünf kleinen Kindern ein Lügner ist! Ah! ja wohl, das ist eine Fabel! Fünf Kinder, warum nicht zwölf?" sagte Gilbert. „Und vielleicht lügt er doch nicht, dieser Mensch?

Aber der Zweifel ist mir erlaubt. Ich bin so oft lächerlich übertölpelt, betrogen und bestohlen worden, daß ich aller Welt mißtraue." Dann nachdenkend: „Eine Idee! ich muß die Summen zusammenrechnen, die man heute von mir verlangen wird. Das Gemälde wäre äußerst interessant, hätte ich alle Summen aufgeschrieben, welche bis jetzt von mir erbettelt worden sind. Gleichviel, fangen wir an."

Und er nahm ein Blatt Papier, schrieb die erste Zahl von zehntausend Franken auf und sagte zu sich selbst:

„Nun zu einem andern!"

Dann las er folgenden Brief:

„Sie sind groß! oh! ja, Sie sind groß! Sie, der Sie trotz Ihres ungeheuren Vermögens sich nicht schämen, daß Sie die Kreide zu gehandhabt, wie wir, Ihre demüthigen und armen Collegen! Ich wiederhole, ja, Sie sind groß! Ihre bewunderungswürdigen Tugenden werden von der Welt angestaunt! Ich brauche eintausend achthundert siebenundsiebenzig Franken und dreiundvierzig Centimes, um mehrere Jahre rückständige Miethzinse zu bezahlen, die Steuern und meinen persönlichen Antheil mitgerechnet.

„Sie werden diesen Pfennig einem ehemaligen Collegen nicht verweigern, Sie, der Sie Ihr Vermögen nach Millionen zählen.

„Mirabel,
„Alter Lithograph."

„N. S. Schicken Sie mir gefälligst die genannte Summe (tausend achthundert siebenundsiebzig Franken und dreiundvierzig Centimes) durch eine Anweisung auf die Post. Mein schurkischer Hauswirth droht mir, meine Meubles zu verkaufen, um mich auf das Stroh zu setzen. Haben Sie die Güte, mir zu antworten unter der

Adresse: Charon, Weinhändler, Rue des Singes, an Herrn Mirabel zu übergeben."

„Das ist der hundert und dritte angebliche arme Lithograph, der sich seit dem Anfange der Woche an mich wendet," sprach Gilbert, die Achseln zuckend. „Dieser ist wenigstens naiv und rechnet sehr auf meine Einfalt; er bittet mich, ihm so bald als möglich eine Antwort zu schicken . . . zu einem Weinhändler." Und seufzend: „Lüge und Bettelei! Notiren wir die achtzehnhundert und siebenundsiebzig Franken. Und nun zu einem andern."

Gilbert nahm von dem Brette ein Briefchen mit einem bläulichen, atlaßartigen Umschlag mit rothem Siegel. Der Umschlag enthielt ein Billet, geschrieben auf ein Papier mit Vignetten.

„Ah!" rief Gilbert mit einem Ausdrucke des Ekels, „abermals ein Brief von einem Weibe!" Und er las:

„So seltsam Ihnen mein Schritt scheinen mag, so bitte ich Sie doch, fassen Sie kein Vorurtheil, ehe Sie mich gesehen haben.

„Ich kenne Sie nicht, alles Gute aber, was ich von Ihnen höre, gibt mir den glühenden Wunsch ein, Sie kennen zu lernen.

„Ich habe vielleicht schon zu viel gesagt, doch meine Feder hat meinen Gedanken geoffenbart. Werden Sie ihn errathen?

„Seien Sie morgen Vormittag um zehn Uhr auf der Terrasse am Wasser. Sie werden auf der dritten Bank rechts sitzend, wenn Sie durch das Gitter eintreten, eine Frau mit einem rosa Hute und einer schwarzen Mantille sehen.

„Diese Frau ist sehr jung . . . vielleicht werden Sie sie hübsch finden.

„Diese Frau werde ich sein.

„Wollen Sie kommen?

„Mein Herz sagt mir ja; strafen Sie es nicht lügen.

„Eine Unbekannte.“

„Und ich kenne Dich, schamlose Person mit Deinem rosa Hute und Deiner schwarzen Mantille,“ murmelte Gilbert; „die Schande empört mich bei einer Frau mehr als bei einem Manne. Ah! das Geld!“ Und er legte den Brief auf die Seite und fügte bei: „Meine arme Minette soll dieses duftende Billet lesen, wie sie so viele andere gelesen hat.“

Gilbert, der seine Correspondenz zu entsiegeln fortfuhr, las Folgendes:

„Mein Herr,

„Sie sind mächtig reich und ich habe keinen Sou. Was macht das Ihnen, wenn Sie mir ein Dutzend Billets von tausend Franken, oder sogar mehr schenken? Das kostet Sie nur die Mühe, sie in einen Umschlag zu stecken. Was Teufels! eine gute Regung des Herzens! Ihre sprüchwörtliche Großmuth ist mir eine sichere Gewährschaft für eine günstige Antwort, und ich erwarte sie mit Vertrauen. Adressiren Sie dieselbe (die Billets mit eingeschlossen) an Herrn B. B. poste restante in Paris.

„Ist die Wohlthat empfangen, so wird mein Wohlthäter meinen Namen kennen lernen.“

„Ah! gut, dieser liebe B. B. thut sich gar keinen Zwang an, er geht ganz unbefangen zu Werke. Sie sind reich, was macht das Ihnen, mir ein Dutzend Tausend-Franken-Billets und mehr zu schenken? Er hat im Ganzen Recht, was würde es mir machen, wenn ich ihr auch zwölftausend Franken schenkte?“ Nach einem kurz[illegible] Nachdenken: „Das würde mir machen, daß er von m[illegible]

sagte, wie so viele Andere gesagt haben: „„Welch ein leichtgläubiger Mensch ist doch dieser Dummkopf von einem reich gewordenen Lithographen!““ Ich danke, ich habe genug an diesen Erkenntlichkeiten! Nichtsdestoweniger wollen wir die zwölftausend Franken aufschreiben.“

Gilbert nahm sodann einen neuen Brief, der auf grobes Papier geschrieben war und folgende Worte enthielt:

„Mein Herr,

„Ich bin Witwe, ich habe drei Kinder, von denen das älteste sieben Jahre alt ist; mein Elend ist groß, meine Arbeit ungenügend, obschon ich siebzehn bis achtzehn Stunden täglich arbeite. Auch für das Geringste, was Sie für uns thun mögen, wird Sie unsere Dankbarkeit segnen. Ich wohne in der Rue Granges-aux-Belles Nro. 7. Ich bitte Sie, mein Herr, lassen Sie alle mögliche Erkundigungen über mich einziehen; ich fürchte das nicht, ich wünsche es im Gegentheil, weil ich die Ueberzeugung habe, Sie werden dann sehen, daß ich eine ehrliche Frau bin.

„Ihre

„ehrfurchtsvolle Dienerin
„Jeanne Buisson,
„verheirathete Olivier.“

„N. S. Ich arbeite seit fünf Jahren für Rechnung der Weißzeughändlerin Frau Duval Rue Saint-Honoré Nro. 101. Sie können sich auch bei ihr nach mir erkundigen lassen.“

„Arme Frau!“ sprach Gilbert, während er mit Rührung den Brief betrachtete. „Sie weinte, indem sie schrieb. Man sieht die Spur der Thränen auf einigen halb verwischten Worten. Diese gibt ihre Adresse an und bittet, man möge sich nach ihr erkundigen lassen. Ihre

Armuth muß wahr sein und Theilnahme verdienen. Sie werden wir unterstützen und zwar reichlich! Oh! es tröstet, wenn man wenigstens ein redliches Gesuch findet." Und traurig lächelnd fügte er bei: „Welch ein süßer Trost, die Gewißheit haben, daß diese arme Witwe und ihre drei Kinder sich wirklich in einer gräßlichen Noth befinden!"

Gilbert nahm einen andern Brief, betrachtete aufmerksam die Adresse und sprach:

„Was für ein abscheuliches Gekritzel! Das muß ein Brief von einem Gelehrten sein; ich kenne das. Laß sehen."

Und er las:

„Mein lieber Herr,
„Ihr Vermögen ist ungeheuer."

„Immer derselbe Eingang," unterbrach sich Gilbert. „Ihr Vermögen ist ungeheuer. Das wird am Ende unerträglich. Was will dieser von meinem ungeheuren Vermögen!"

Gilbert las weiter:

„Mein lieber Herr, Ihr Vermögen ist ungeheuer, wollen Sie es verdoppeln, vervierfachen? Bewilligen Sie mir eine Unterredung von fünf Minuten und hunderttausend Franken, eine Bagatelle für Sie.

„Es handelt sich um eine unglaubliche Entdeckung, an welcher ich seit siebenunddreißig Jahren arbeite, und deren Nutzen fabelhaft sein wird. Wir theilen ihn gewissenhaft; doch vorläufig brauche ich die genannten hunderttausend Franken, um meine Erfindung zu vollenden, die mich schon zweimalhundert und siebenzehntausend Franken kostet. Diese werden mein Zubringen in die Gesellschaft bilden, die mit mir zu schließen ich Ihnen ehrerbietigst den Vorschlag mache.

Gilbert nahm einen andern Brief, dessen Umschlag und Siegel er einen Augenblick betrachtete.

„Ho! ho!" sagte er zu sich selbst, „das ist ein sehr unheimliches Siegel und ganz würdig des berüchtigten General Poussard, ehe ich ihm die Kolik gegeben hatte: ein Todtenkopf und zwei Schwerter im Kreuze, obendrein auf schwarzes Siegelwachs gedrückt! . . . Wahrlich, äußerst heiter! doch mir scheint, ich kenne diese Handschrift. Lesen wir."

„Mein Herr,

„Ich habe Ihnen vor vierzehn Tagen zum ersten Male geschrieben in Betreff des Löwen, einer täglich erscheinenden Revue der eleganten Welt, welche ich unter der Mitwirkung Ihrer Capitalien zu gründen wünschte; ich denke, mein Verlangen hatte nichts Uebertriebenes in Betracht der notorischen Unermeßlichkeit Ihres Vermögens. Ich forderte von Ihnen zweimalhunderttausend Franken als erste Anlage. Sie haben sich aber nicht herabgelassen, meinen ersten Brief mit einer Antwort zu beehren, und ebenso wenig ist dies bei den fünf andern, die ihm gefolgt, der Fall gewesen. Wird dieser glücklicher sein? ich glaube es; nicht, als hoffte ich, es werde Ihnen eine Antwort durch das allgemeine Gefühl der Höflichkeit dictirt werden, ein Gefühl, das Ihnen völlig fremd zu sein scheint . . ."

„Ah! sehr gut!" unterbrach sich Gilbert. „Ah! äußerst gut! . . . Dieser mit seinem Löwen ist wenigstens kein Schmeichler! . . . Ich bete die Offenherzigkeit an!"

Und er las weiter:

„. . . Doch ich habe Grund, zu denken, mein Herr, die Furcht vor dem Scandal werde hinreichend Einfluß auf Sie üben, um Sie diesmal zu bestimmen, daß Sie mir antworten.

„Und ich will mich erklären.

„Nach meinem Gedanken war der Löwe (wie ich Ihnen dies geschrieben habe), durch die Publicität, welche mit Hülfe Ihrer Capitalien europäisch werden konnte, bestimmt, den größten Wiederhall Ihren Föten zu geben, den Luxus Ihres Hauses, die Eleganz Ihrer Gespanne, die Delicatesse Ihrer Tafel u. s. w. zu rühmen, mit einem Worte, Sie in den Augen der großen Welt von Paris, von Frankreich und von Europa als den Prototypus des Geschmacks und des prunkvollen Aufwandes aufzustellen! Ihre Frau hätte natürlich ihren Antheil an diesen Lobeserhebungen erhalten, und die gefeiertsten Modedamen wären neidisch gewesen auf die Publicität, die ich ihren geringsten Toiletten gab. Ich machte endlich aus Ihnen Personen, mit andern Worten: Ich säuberte Sie!“

„Es ist ein unverschämter Bursche, dieser Herr Saint-Calandar,“ rief Gilbert. „Er hatte mich in der That um die Bagatelle von zweimalhunderttausend Franken gebeten, um seinen Löwen zu gründen. Nach den ersten Briefen, die dieser Herr an mich richtete, war ich ein bewunderungswürdiger Mann, ein Mäcenas und Alles, was daraus folgt. Und nun habe ich nöthig, daß man mich säubert! In der That, ein schamlos frecher Geselle! Sehen wir, worauf sein Brief hinausläuft. Das muß interessant sein,“ fügte Gilbert bei; und er las weiter im Briefe:

„Mein Herr, Sie haben mit einem ungezogenen Stillschweigen auf die wohlwollenden Anerbietungen eines wackern Mannes geantwortet; diese Impertinenz (wenn nicht eine Abbitte geschieht, auf welche ich bis übermorgen warte), diese Impertinenz wird bestraft werden, wie sie es verdient.

„Ich besitze die nöthigen Mittel zu Veröffentlichun-

viertel zu frühstücken, und nun ist unser Vergnügen verdorben! . . . Wir wollen die zweimalhunderttausend Franken des Löwen von Herrn von Saint-Calandar den übrigen Summen beifügen; wir werden dann sogleich das Ganze addiren, das wird possirlich sein!“ . . . Gilbert, der noch zwei Briefe auf dem Brette sah, sagte dann zu sich selbst: „Ah! das Beste kommt zuletzt.“ Und einen von den Briefen nehmend: „Abermals eine Frauenhandschrift!“

Und er las wie folgt:

„Gestern habe ich bei Janisset einen reizenden Schmuck von Rubinen und Brillanten gesehen; dieses Ungeheuer Jannisset verlangt achtzehntausend Franken für seinen Schmuck; ich habe sie nicht, doch Sie haben sie, Sie Spaßmacher, der Sie so reich sind! Kaufen Sie mir also geschwinde, geschwinde diesen göttlichen Schmuck und bringen Sie mir denselben, Sie sollen sehr artig empfangen werden, und wir machen Bekanntschaft.

„Celeste.“

„N. S. Ich spiele heute Abend in einem Vaudeville und tanze darin; miethen Sie eine Loge der Vorbühne; sehen Sie mich spielen, ehe Sie den Schmuck kaufen (nicht wahr, ich bin ehrlich?), und nachdem Sie mich haben meinen Pas chicard tanzen sehen, kaufen Sie, dessen bin ich zum Voraus sicher, zu Jannisset, Sie bringen mir den Schmuck, und wir soupiren zusammen. Dran, dran, dran!“

„Dran, dran, dran! Mademoiselle Celeste, mit Recht so genannt, Sie, die Sie einen Pas chicard tanzen,“ rief Gilbert, nachdem er diese seltsame Epistel gelesen hatte; „trotz Ihres dran, dran, dran werden Sie weder meinen Besuch, um den Sie sich wenig bekümmern, noch den Schmuck erhalten, um den Sie sich sehr viel bekümmern!

Ich liebe nur meine Minette! Ah! Sie glauben, Mademoiselle Celeste, weil man ein Erzmillionär ist, sei man dem Rechte und der Sache nach ein Coulissenläufer? Sehr verbunden für die gute Meinung, die Sie von mir insbesondere und von den Millionären im Allgemeinen haben! Dieser Brief weicht von den andern Schändlichkeiten ab. Er ist wenigstens drollig und wird Minette lachen machen. Das sind abermals achtzehntausend Franken den Gesuchen von heute beizufügen. Recapituliren und addiren wir, es muß interessant sein."

Und Gilbert las von dem Papiere, auf welches er die genannten Zahlen geschrieben hatte:

„Einem Herrn für eine Ehrenschuld	10,000	Frk.
„Einem alten Lithographen für seinen Miethzins	1,800	„
„Einem Herrn, welcher behauptet, es müsse mir gleichgültig sein, wenn ich sie ihm gebe	12,000	„
„Irgend einem Erfinder	100,000	„
„Herrn von Saint-Calandar für seinen Löwen	200,000	„
„Mademoiselle Celeste für dran, dran, dran	18,000	„
„Summe	341,800	Frk.

„Dreimalhunderteinundvierzigtausend Franken! Das ist also die bescheidene Zahl von diesem Tag. Und ich habe fünfmalhunderttausend Livres Einkünfte! Ich bin fest überzeugt, daß, wenn ich seit sechs Monaten alle Gesuche aufgeschrieben hätte, zehn Millionen, zwanzig Millionen nicht genügt haben würden, um sie zu erfüllen!" Dann die Achseln zuckend: „Sehen wir auch diesen letzten Brief an . . . Was sagt er?"

Und Gilbert las:

„Mein Herr,

„Sie sind unermeßlich reich, Sie können das Glück einer ehrlichen Familie machen: mein Mann ist blind, ich bin verkrüppelt; aus Herzensgüte haben wir eine Nichte zu uns genommen. Sie ist nun vierzehn und ein halbes Jahr alt . . .“

„Arme Leute!“ unterbrach sich Gilbert, „alt und gebrechlich!“

Und er fuhr fort:

„Unsere Nichte hat uns nie verlassen; sie ist unschuldig und rein wie ein neugebornes Kind; in Betreff ihrer Schönheit sage ich Ihnen nichts; Sie werden selbst darüber urtheilen, wenn Sie die Güte haben, uns mit einem Besuche zu beehren . . .“

„Ah, das ist gräßlich!“ rief Gilbert, indem er diesen Brief, der Anfangs sein Mitleid erregt hatte, zu Ende las und dann mit Abscheu zerknitterte. „Das ist schändlich! man braucht also nur reich zu sein, um für ein Ungeheuer der Verdorbenheit gehalten zu werden! Das ist, um aus dieser Welt zu fliehen und sich in diejenige zu flüchten, von welcher Korrigan sprach!“

In diesem Augenblick trat einer von den Kammerdienern von Gilbert ein und sagte:

„Herr Lithograph, ein Herr ist da mit einem Kistchen; er wünscht Sie sogleich wegen einer sehr wichtigen Angelegenheit, welche keinen Aufschub dulde, zu sehen.“

„Lassen Sie ihn eintreten,“ erwiederte Gilbert außer sich. Ah! ich habe es nöthig, mich durch irgend Etwas von so vielen schwarzen, häßlichen Gedanken zu zerstreuen.“

XXXVIII.

Von Bitterkeit erfüllt, sah Gilbert bald einen wohlgekleideten Mann eintreten, der unter seinem Arme ein flaches, ungefähr zwei Quadratfuß großes Kistchen von Acajou trug. Kaum war er eingeführt, als er auf eine preciöse Art sein Kistchen auf einen Stuhl setzte; dann verbeugte er sich bis auf die Erde vor Gilbert und sprach:

„Herr Lithograph, ich komme, um Ihnen ein Geschenk mit einem Schatze zu machen."

„Hm!" sagte Gilbert zu sich selbst, „dieses Debut ist neu, es verspricht etwas! Ohne Zweifel eine neue Art von Schurkerei! Und ich hoffte mich von so vielen andern Schändlichkeiten zu zerstreuen! Ah! gehen wir bis zum Ende! ich habe Galle im Herzen für den ganzen Tag." Und er wandte sich an den Mann mit dem Kistchen und sprach:

„Mein Herr, Sie wollen mir also einen Schatz schenken?"

„Ja, mein Herr, einen Schatz, auf den Könige neidisch wären . . . Denn zwei Souverains verlangen von mir — ich kann dies ohne Eitelkeit sagen, — verlangen von mir diesen Schatz auf den Knieen. Darum, mein Herr, habe ich mir erlaubt, so sehr darauf zu dringen, daß mir die ausgezeichnete Ehre zu Theil werde, mich bei Ihnen eingeführt zu sehen."

„Ho! ho! und diesen Schatz, welchen zwei Könige auf den Knieen von Ihnen verlangen, bieten Sie nur so ganz einfach mir an?"

„Herr Lithograph, ich thue meine Pflicht. Bin ich diese Bevorzugung nicht dem erstaunlichen Manne, dem außerordentlichen Manne, dem unvergleichlichen Manne schuldig, der durch sein wunderbares Vermögen der groß-

müthige, der glänzende, der erhabene Beschützer der Künste ist?"

„Laß sehen," dachte Gilbert, „laß sehen, bis zu welchem Grade gemeiner Schmeichelei ein wohlgekleideter Mensch hinabsteigen kann; denn dieser Herr hat sehr schöne Wäsche, eine Uhr mit goldener Kette und Rubinknöpfchen an seinem Hemde. Laß auch sehen, bis zu welchem Grade albernen Uebermuths ein Mann, der wie ich Millionen mit der Schaufel umrührt, hinaufsteigen kann." Und er sprach laut mit dem Tone unverschämter, plumper Hoffart: „Mein Lieber, wie nennt man Sie?"

„Guillaumin, Ihnen zu dienen, Herr Lithograph."

„Nun wohl, mein lieber Guillaumin, ich finde Sie knauserig in den Lobeserhebungen, die Sie so eben an mich gerichtet haben."

„Mein Herr, ich bin hierüber trostlos," erwiederte unerschrocken der Mann mit dem Kistchen, „doch leider war ich nie im Stande, Jemand zu schmeicheln."

„Desto schlimmer für Sie, mein Bester, denn ich liebe es, daß man mir schmeichelt. In dieser Hinsicht sage ich ganz laut, was Andere ganz leise denken. Das scheint Ihnen originell? Doch das ist nun einmal mein Charakter: man kann es nehmen oder kann es lassen. Wenn Sie mir also nicht schmeicheln, so werden Sie mir das Vergnügen machen, aus meinem Hotel wegzugehen und Ihren Schatz mitzunehmen . . ."

„Herr . . . Lithograph . . . erlauben Sie!"

„Und dann, ich bedenke! Halten Sie mich für einen Bettler? Sie wollen mir ein Geschenk machen, mir, der ich ebenso viel Millionen besitze, als Sie vielleicht Sous in Ihrer Tasche haben! Bei meiner Ehre, Sie sind ein drolliger Bursche mit Ihrem Schatze."

„Mein Herr, ah! ich bitte, legen Sie meinen Schritt nicht zu meinem Nachtheile aus! . . . Erlauben Sie mir, daß ich mich erkläre . . ."

Weiß ich übrigens nur, wer Sie sind? Sie drin-

gen in mein Hotel ein, unter dem Vorwand, mir ein Geschenk zu machen. Hm! Sie könnten wohl nur ein Glücksritter oder etwas noch Schlimmeres sein . . . "

„Mein Herr," erwiederte mit einer triumphirenden Miene und seiner selbst sicher Herr Guillaumin, indem er aus seiner Tasche ein Portefeuille zog, welches er öffnete, um ein Papier daraus zu nehmen, „der Zufall bedient mich nach Wünschen! Ich habe gerade hier diese Einschreibung von siebentausend Livres Rente, die ich so eben mit dem Kapital von hundertsechsundsechzigtausend Franken gekauft habe . . . Der Sortenzettel meines Wechselagenten ist diesem Rententitel, der nur die Hälfte meines Vermögens bildet, beigelegt . . . Ich bin also kein Glücksritter, doch ich gestehe in Demuth, ich bin nur ein Wurm, ein armer Erdenwurm . . . im Vergleiche mit einem bewunderungswürdigen Kapitalisten wie Sie, mein Herr, der Sie alle Gaben mit denen eines colossalen Vermögens verbinden, das noch viel riesenhaft colossaler wäre, wenn es Ihrem unermeßlichen Verdienste gleichkäme."

„Ah! schön," das ist besser! So liebe ich es, daß man mit mir spricht," versetzte Gilbert, der sich in die Brust warf. Und zu sich selbst sagte er: „Dieser Schuft ist, wie ich es vermuthete, wohlhabend. Es ist nicht einmal der Hunger, was ihn zu diesen schmählichen Gemeinheiten antreibt! Was für eine abscheuliche Race ist doch das Menschengeschlecht!" Dann sprach er laut: „Aber, mein Lieber, es ist darum nicht minder wahr, daß ein Erdenwurm wie Sie, das sind Ihre eigenen Worte, sich die unglaubliche Frechheit erlaubt, einem bewunderungswürdigen Kapitalisten wie mir ein Geschenk machen zu wollen! Das sind abermals Ihre eigenen Ausdrücke."

„Ich bitte, unterscheiden wir, Herr Lithograph, unterscheiden wir! Dulden Sie, daß ich die Ehre habe, eine Frage an Sie zu richten, und seien Sie nachsichtig genug, um mir gütigst darauf zu antworten. Wo

für Sie, mein Herr, die elende Summe von zweimalhunderttausend Franken?"

„Mein Herr, das ist eine eben so freche, als müßige Frage. Sie wissen meine Antwort zum Voraus. Ein Mann, der so colossal reich ist, kümmert sich um zweimalhunderttausend Franken eben so wenig, als um Sie."

„Bravo, bravo!" rief Herr Guillaumin, indem er sich freudig die Hände rieb. „Zweimalhunderttausend Franken sind nichts, durchaus nichts für einen erhabenen Kapitalisten wie Sie. Wenn ich mir also erlaube, Ihnen einen wunderbaren miraculosen Kunstgegenstand anzubieten, so mache ich Ihnen kein Geschenk . . . Zurück, zurück mit diesem vermessenen Gedanken, da Sie mir den Kaufpreis dieses unvergleichlichen Kunstgegenstandes bezahlen! Und dessen ungeachtet, mein Herr, bei meiner Treue, ich sage es Ihnen gerade heraus, denn ich besitze den Muth meiner Meinung, und dessen ungeachtet habe ich die Ehre, das Glück, den Ruhm, die Freude, Ihnen ein Geschenk zu machen, da ich Ihnen gegen eine Bagatelle von zweimalhunderttausend Franken, welche nichts für Sie sind, ein unnachahmliches Gemälde, eine heilige Familie von Raphael gebe, für die mir die Abgesandten Ihrer Majestäten des Kaisers von Rußland und des Königs von Holland zweimalhunderttausend Franken baar Geld geboten haben. Doch ich schrie auf: Zurück! zurück! Dieser göttliche Raphael gehört von Rechtswegen dem König, was sage ich, dem Gotte der Kapitalisten."

„Ah!" versetzte Gilbert, „da Sie mich Gott nennen, mein Lieber, so wollen wir den Raphael betrachten."

Kaum hatte Gilbert diese Worte gesprochen, als Herr Guillaumin an sein mit Schlössern von Vermeil verziertes Kistchen von Acajou lief, dieses mit einem Schlüssel von Vermeil öffnete und daraus ein herrlich gesticktes Etui von blauem Sammet zog, welches eine andere Umhüllung von Gaze enthielt, aus dem endlich Herr Guillaumin ein Gemälde mit einem zart ciselirten Rah-

men von Vermeil heraushob. Dieses Gemälde mit eben so viel Ehrfurcht nehmend, als am Altar ein Priester das heilige Ciborium hält, ging sodann der Verkäufer von Raphael einige Augenblicke im Cabinet umher und suchte ein für die Ausstellung des Meisterwerks günstiges Licht, wonach er es beim Fenster auf einen Stuhl in Form einer Staffelei setzte. Er näherte sich dann Gilbert und sagte halblaut und mit geheimnißvollem Tone zu ihm:

„Und nun, Herr Lithograph, treten Sie hinzu: Sie werden entzückt, geblendet, versteinert sein vor Bewunderung bei dieser heiligen Familie.“

„Oh! herrlich!“ rief Gilbert, während er hinzutrat, „herrlich! bewunderungswürdig!“

„Nicht wahr, mein Herr? Doch erlauben Sie mir, daß ich Ihnen das Geschichtliche dieses Schatzes mittheile, um Ihnen seine Aechtheit darzuthun.“

„Ah! mein Lieber, halten Sie mich für einen Einfaltspinsel? Wenn ich sage, daß es herrlich ist, so ist Alles gesagt.“

„Mein Herr, Sie haben einen Adlersblick und den Laconismus von Cäsar!“

„Und Sie, mein Herr, sind ein Dummkopf. Dieser Raphael ist fünfmalhunderttausend Franken mehr werth, als um welchen Preis Sie ihn verkaufen wollen, und da ich es liebe, die Dinge königlich abzumachen,“ fügte Gilbert bei, indem er auf seinen Schreibtisch zuging und ein Bündel Banquebillets herausnahm, die er zählte, „so will ich Ihnen zweimalhundertfünfzigtausend Franken geben. Und, bei meiner Treue, ich gestehe, Sie werden mir ein wahres Geschenk gemacht haben!“

„Ich sagte ja, mein Herr, Sie seien der Gott der Kapitalisten,“ rief Guillaumin mit einer vor Gierde zitternden Stimme, während Gilbert die Banquebillets zählte. „Doch ich füge bei, mein Herr, Sie sind der Gott der Kenner in der Malerei und der Gott der Beschützer der Künste.“

überschüttet,"" fuhr Gilbert fort, „„und als ein Dummkopf sind Sie mir ins Garn gegangen.""

„Aber, mein Herr," rief Guillaumin, „es ist mir unmöglich, mir auch nur im Scherze zu erlauben . . ."

„Mein Lieber, ich mache Sie auf Eines aufmerksam: wenn Sie mich noch einmal unterbrechen, wenn Sie nicht Wort für Wort wiederholen, was ich Ihnen vorsage, und zwar ohne die geringste Ueberlegung, so lasse ich Sie sammt Ihrem Raphael vor die Thüre werfen."

Gilbert betonte diese Worte so, daß Herr Guillaumin nicht an der Verwirklichung seiner Drohung zweifeln konnte, und er fügte sich darein, zu wiederholen:

„Herr Gilbert, ich habe Sie mit den albernsten Lobeserhebungen überschüttet, und als ein Dummkopf sind Sie ins Garn gegangen."

„„Herr Lithograph, Sie sind grob, tölpelhaft und unverschämt gewesen wie ein Emporkömmling, welcher glaubt, es sei ihm Alles erlaubt, weil er Millionen besitzt," fuhr Gilbert fort. „Sie haben endlich die Anmaßung bis zum Ideal getrieben!'"

Herr Guillaumin schwitzte große Tropfen; er fing an zu glauben, es handle sich nicht um eine Posse. Dennoch wiederholte er auf das Gerathewohl:

„Herr Lithograph, Sie sind grob, tölpelhaft und unverschämt gewesen wie ein Emporkömmling, welcher glaubt, es sei ihm Alles erlaubt, weil er Millionen besitzt. Sie haben endlich die Anmaßung bis zum Ideal getrieben."

„„Aber,"" fügte Gilbert bei, „„ich, Guillaumin, spottete in meinem Innern über Sie, denn ich verkaufte an Sie für einen Raphael einen abscheulichen Schinken, der nicht so viel werth ist, als sein Kistchen von Acajou und sein Rahmen von Vermeil, welche dazu bestimmt sind, die Sache herauszuputzen und Einfaltspinseln Ihrer Art, Herr Lithograph, Sand in die Augen [illegible]euen. Ich ertrug auch sehr geduldig Ihre Unver-

schämtheiten und verdoppelte meine Kriecherei, indem ich zu mir sagte: Schon gut, Dummkopf, ich werde Dein Geld einsacken!‘“ Hier schaute Gilbert Herrn Guillaumin, der sehr bestürzt schien, an und sagte mit einer bittern Ironie: „Der Satz kommt Ihnen ein wenig lang vor, wie, mein Lieber? . . . Gleichviel, wiederholen Sie ihn immerhin; wenn es Ihnen an Gedächtniß fehlt, so werde ich nachhelfen.“

„Mein Herr,“ stammelte der Verkäufer von Raphael, „nicht im Scherze vermöchte ich ein Meisterwerk herabzusetzen, das . . .“

„Hinaus! Sie sind nur ein Elender,“ rief Gilbert, der seiner lange zurückgehaltenen schmerzlichen Entrüstung freien Lauf ließ. „Es ist nicht einmal das Bedürfniß, was Sie zu so vielen Schändlichkeiten antreibt. Sie besitzen Renten, und aus Habgier wollen Sie mich bestehlen! Ja, mich bestehlen! Heißt es nicht stehlen, daß Sie es wagen, um zweimalhunderttausend Franken eine schlechte Copie zu verkaufen, die keine fünfhundert Franken werth ist! Zum Glück bin ich Zeichner und hinreichend Kenner, um Ihre Schurkerei aufzudecken! Doch wie so viele Andere, und weil ich Millionen reich bin, hielten Sie mich für einen dreifachen Einfaltspinsel, für ein Thier, das man frecher Weise bis auf das lebendige Fleisch scheeren könne, für einen Gänserich gut, um ihn an der Leimruthe der gemeinsten Schmeicheleien zu fangen. Hinaus! sage ich Ihnen! Sie machen mir übel! . . . Ah! das Geld! welchen Begriff gibt es von uns! und welchen Begriff gibt es uns von den Andern! Oh! das ist um den Reichthum zu verfluchen!“

Gilbert erhob, einem wachsenden Zorne preisgegeben, immer mehr die Stimme. Gilberte hörte ihn im anstoßenden Zimmer, wo sie sich gerade befand, und lief herbei. Herr Guillaumin, nachdem er unempfindlich die Vorwürfe des jungen Mannes angehört

hatte, sagte zu ihm mit einer frechen Ruhe, indem er seinen Hut nahm:

„Mein Herr, Sie haben meinen Raphael gekauft, ich will es beweisen! Ich lasse also das Bild hier, und heute Abend erhalten Sie eine Anweisung, welche Sie bezahlen werden.“

„Wie, Sie Dieb, Sie haben die Frechheit! . . .“

„Dieb! oh! sehr gut!“ rief Herr Guillaumin. „Dieb! eine Injurie mehr! sie wird im Prozeß aufgeführt werden.“

„Ein Prozeß!“ sagte Gilberte mit Bangigkeit. „Warum will man Dir einen Proceß machen?“

„Ah! das überschreitet alle Grenzen!“ rief Gilbert außer sich. Dann sich an Herrn Guillaumin wendend, welchen durchzuprügeln er große Lust hatte: „Wie! Sie wollen so unverschämt sein, zu behaupten, ich habe diesen abscheulichen Schinken gekauft, und mir hierüber einen Prozeß zu machen?“

„Ganz richtig, mein Herr; alles plaidirt sich,“ erwiederte Herr Guillaumin. Und das Erstaunen benützend, in das seine unverschämte Drohung Gilbert versenkte, machte er sich, seinen Raphael auf dem Stuhle zurücklassend, aus dem Staub.

„Mein Gott,“ sagte die junge Frau zu ihrem Manne, „was bedeutet denn das? Du bist ganz bleich, mein armer Freund!“

„Ah! welch ein Morgen! . . Abermals ist ein Tag getrübt! . . . Mein Herz ist voll Bitterkeit und Zorn! . . . Ach! wir machten uns ein Fest daraus, da oben in unserer kleinen Haushaltung wie einst zu frühstücken. . .“

„Ein Grund mehr, mein Gilbert! Trösten wir uns nicht da oben über die abscheulichen Dinge, deren Zeugen wir beinahe jeden Tag sind?“

„Nein, laß mich . . . Dich ausgenommen, verabscheue ich die ganze Welt! . . , Mein Gott! ich, der

ich mich einst so freudigen Gemüthes fühlte! Ah! wenn Du wüßtest, diesen Morgen . . ."

Gilbert wurde durch einen Kammerdiener unterbrochen, welcher meldete:

„Frau von Saint-Marceau fragt, ob die Frau Blumenmacherin sie empfangen könne."

„Oh! . . . sie komme sogleich," antwortete Gilberte dem Bedienten. Und sie wandte sich an ihren Mann und fügte bei: „Ah! der Himmel schickt uns diese vortreffliche Freundin; sie konnte nicht zu gelegenerer Zeit kommen! Sie wird mir Dich zur Vernunft bringen, beruhigen helfen, mein armer Gilbert."

„Du hast vielleicht Recht," erwiederte niedergeschlagen der junge Mann. „Man darf nicht verzweifeln, wenn man wenigstens eine so würdige Freundin hat. Diese ist, Gott sei Dank, erprobt! . . . Wir wissen, sie liebt uns um unseretwillen und nicht wegen unseres Geldes!"

„Ja, und sie liebt uns trotz unseres Geldes. Sie ist nicht wie Meunier und seine Frau, diese abscheulichen Neidischen . . ."

„Höre, Gilberte, sprich mir nicht von ihnen, Du wirst mich abermals in Wuth bringen! Die Schändlichen, die Undankbaren! . . ."

In diesem Augenblick erschien Frau von Saint-Marceau. Die berühmte Sängerin war immer noch von einer seltenen Schönheit; doch ihre Blässe und die tiefe Verstörung ihrer Gesichtszüge verriethen eine schmerzliche Gemüthsbewegung. Sie trat hastig ein und sagte:

„Meine liebe Gilberte! . . ."

Als sie aber Gilbert erblickte, machte sie eine Geberde des Erstaunens und fügte bei: „Verzeihen Sie, meine Freundin, ich glaubte Sie allein zu finden . . ." Dann sich an den Mann der jungen Frau wendend,

„Nein, nein, meine liebe Frau von Saint-Marceau," erwiederte Gilbert, gerührt von der Gemüthserschütterung der Sängerin, indem er sich zugleich der gemeinen Kriechereien von Herrn Guillaumin erinnerte. „Oh! wir werden Ihnen nie die Beleidigung anthun, Sie zu beschuldigen, Sie seien eine Schmeichlerin. Nur denken wir, Ihre Freundschaft für uns übertreibe ein wenig unsern Werth."

„Es mag sein, doch Sie halten mich wenigstens nicht fähig, daß ich Ihnen schmeichle. Oh! in diesem Augenblick besonders wäre mir ein solcher Verdacht von Ihrer Seite gräßlich," versetzte Frau von Saint-Marceau, indem sie ihre von Thränen gebadeten Augen abtrocknete. Dann, nach einigen Secunden peinlichen Nachsinnens, machte sie eine Bewegung, als wollte sie weggehen, und sagte: „Ach! meine Freunde, entschuldigen Sie mich, ich fühle mich ein wenig leidend . . . Guten Tag!"

„Oh! verzeihen Sie, wenn wir Ihnen, ohne es zu wollen, wehe gethan haben!" rief die junge Frau, die Sängerin an der Hand zurückhaltend. „Nicht wahr, Gilbert, wir lieben sie zärtlich, diese theure Antonia?"

„Ach! wir sagten es gerade, als Sie eintraten, Sie sind unsere einzige Freundin, Madame," sprach traurig Gilbert. „Wenn Sie uns mit Unrecht aufgebracht verlassen, so dürfen wir also nicht mehr an Ihre Zuneigung glauben, an diesen unsern einzigen Trost unter allen den Schändlichkeiten, von denen wir jeden Tag Zeugen sind."

Der warme, innige Ton der beiden jungen Leute, die Bangigkeit, die in ihrem Gesichte ausgedrückt war, beruhigten Frau von Saint-Marceau. Sie näherte sich ihnen und sagte mit einem schmerzlichen Lächeln:

„Ja, Sie lieben mich, ich glaube es; Sie zweifeln nicht an mir, Sie halten mich nicht für so elend, daß ich Ihnen schmeicheln wollte. Verzeihen Sie auch mir, daß ich Sie einen Augenblick für fähig gehalten habe, Sie

könnten einen solchen Verdacht fassen. Ah! sehen Sie, meine Freunde, das Unglück macht uns oft unwillkürlich so ungerecht, so mißtrauisch."

„Das Unglück!" riefen gleichzeitig Gilbert und Gilberte, „Sie sind unglücklich?"

„Die Unglücklichste der Frauen!" rief die Sängerin in Thränen zerfließend. Und sie fügte bei, indem sie ihr Taschentuch an ihre zitternden Lippen drückte: „Ja, die Unglücklichste der Frauen . . ."

Gilbert und Gilberte waren schmerzlich betroffen von diesem mehr unerwarteten, als unvorhergesehenen Geständniß; sie erinnerten sich der von uns erwähnten Vorstellung in der Oper, welche durch einen Nervenanfall von Frau von Saint-Marceau unterbrochen wurde, ein Anfall, den man ehelichen Verhältnissen zugeschrieben; doch seit ihrer Verbindung mit der berühmten Sängerin hatte nichts die Erneuerung ihres häuslichen Kummers unsere jungen Leute vermuthen lassen.

„Sie, unglücklich! theure Antonia!" sagte Gilberte im Tone zärtlichen Vorwurfs, nachdem sie einen Augenblick geschwiegen hatte. „Und wir wissen nichts von Ihren Leiden!"

„Es wäre an uns, Ihnen Vorwürfe zu machen wegen dieses Mangels an Vertrauen," fügte nicht minder liebevoll Gilbert bei. „Wozu nützen die Freunde, kommt man nicht zu ihnen, wenn man leidet? Doch was Sie uns da sagen, macht mich ganz verwirrt. Sie unglücklich! . . Sie, deren Talent und Ruhm . . ."

„Das Talent, der Ruhm!" rief die Sängerin mit einer bitteren Ironie. „Ah! meine armen Freunde, wenn Sie wüßten! . . . wenn Sie wüßten! . . ."

„Oh! wir wissen," sagten sich mit den Augen Gilbert und Gilberte, einen ausdrucksvollen Blick wechselnd, während Frau von Saint-Marceau, in schmerzliche Gedanken versunken, ein düsteres Stillschweigen beob-

„Nein, zu meinem Unglück war das nicht genug," entgegnete Frau von Saint-Marceau, welche kaum ihre Thränen zurückzuhalten vermochte. „So sagte mein Gatte, als wir von einer der glänzenden Fêten zurückkehrten, zu denen er mich Anfangs begleitete, eines Tages zu mir: „„Die verletzenden Distinctionen, die man zwischen den Frauen der großen Welt und Ihnen, die Sie meinen Namen führen, feststellt, sind für mich eine beständige Beleidigung, die ich nicht länger geduldig zu ertragen vermöchte. Sie werden fortan allein in die Gesellschaft gehen."" Doch das war noch nichts! Herr von Saint-Marceau wurde bald eifersüchtig auf meine Triumphe. „„Was für eine elende, alberne Rolle spiele ich doch! Man nennt mich den Mann der Bernardi. Ihr Name verdunkelt und verschlingt den meinigen, ich bin nur durch Sie etwas.""

„Das war unsinnig," rief Gilbert; „warum hatte er nicht einen Namen, der so ruhmwürdig als der Ihrige!"

„Oh! meine Freunde, diesen Ruhm bezahlte ich theuer! Ich fürchtete ihn beinahe, seitdem mein Mann sich darüber ärgerte, beleidigt fühlte, und sich in der Verirrung seines eifersüchtigen Geistes durch mich verringert, vernichtet glaubte! Doch ich litt in der Stille: ich beklagte mehr noch, als ich ihn tadelte, diesen armen, mürrischen, bizarren Charakter, der mir die Triumphe zum Vorwurf machte, in denen er sich vor unserer Verheirathung berauschte . . . Ah! wie oft habe ich in Folge eines in der Entmuthigung, in der Traurigkeit zugebrachten Tages, und dennoch genöthigt, auf dem Theater zu singen, wahre Thränen in meinen Rollen geweint! Man klatschte mir mit Entzücken Beifall. „„Sie hat Thränen in der Stimme,"" sagte man. Ach nein! ich hatte sie im Herzen!"

„Ah! arme Antonia! Und so viele Frauen beneideten Sie um Ihr Loos."

„Ein einziger Gedanke half mir meinen Kummer ertragen: ich glaubte mich geliebt, ich glaubte, die Liebe allein habe Herrn von Saint-Marceau mehrere Züge einer beinahe romanhaften Leidenschaft eingegeben, die mich bestimmten, ihn zu heirathen; diese letzte Illusion sollte ich nicht lange hegen . . . Ein entsetzlicher Schlag war mir vorbehalten!"

„Wie!" rief Gilbert, „Herr von Saint-Marceau hat Sie nicht aus Liebe geheirathet?"

„Ei! warum hat er sich dann mit Ihnen verheirathet?" fragte Gilberte.

„Um mein Vermögen zu genießen, um das Geld, das ich verdiene, zu verschwenden," murmelte Frau von Saint-Marceau in Thränen zerfließend; und von der Scham gefoltert, verbarg sie ihr Gesicht in ihrem Taschentuch. „Mein Gott, mein Gott!" sagte sie schluchzend, „und ich glaubte, es sei ein Mann von so edlem, so erhabenem Charakter!"

„Meine arme Antonia," sprach Gilberte bis zu Thränen gerührt durch den Schmerz ihrer Freundin, „vielleicht täuschen Sie sich. Haben Sie den Beweis von einem so niedrigen Benehmen?"

„Oh! das Geld und immer das Geld!" seufzte Gilbert; „welche Gemeinheiten, welche Lügen, welche schändliche Gefühle flößt es ein! Wir haben das Geld beim Werke gesehen, seitdem wir es im Ueberfluß besitzen. Oh! man könnte einen Ekel am Reichthum bekommen, meine arme Frau von Saint-Marceau. Doch Minette hat Recht: haben Sie sich, ehe Sie so verzweifeln, wohl überzeugt, daß Ihre Befürchtungen gegründet waren?"

„Ach! seit gestern ist mir kein Zweifel mehr erlaubt. Sie sollen erfahren, warum. Bewilligen Sie mir noch ein paar Augenblicke Ihre Aufmerksamkeit. Ich heirathete Herrn von Saint-Marceau, ohne mich nach dem Stande seines Vermögens zu erkundigen. Anders handel-

„Ah! . . . ich täuschte mich nicht!“ dachte Gilbert mit einer verdoppelten Bitterkeit. „Diese Frau speculirte auch auf unsere Reichthümer! Ich kann nun nicht mehr daran zweifeln! Sie ist hieher gekommen, um uns zu bitten, die Spielschuld ihres Mannes zu bezahlen . . . Mein Gott! daß man auf dieser Welt nicht ein einziges uneigennütziges Herz finden soll! Das ist abscheulich! Ah! ich möchte hundertmal lieber anderswo leben, wie die Korrigan sagte.“

Ganz durch die Erzählung von Frau von Saint-Marceau, welche sie mit den Augen nicht verließ, in Anspruch genommen, bemerkte Gilberte die Verdüsterung der Züge ihres Mannes nicht, der wieder Gedanken voll von Traurigkeit und Mißtrauen preisgegeben war.

Die Sängerin fuhr mit einer immer mehr bebenden Stimme also in ihrer Erzählung fort:

„In Betreff dieses neuen Verlustes machte ich Herrn von Saint-Marceau ernste, aber gemessene, wohl überdachte Vorwürfe, und ich bemerkte ihm, daß diese ungeheure Schuld uns in die grausamste Verlegenheit bringe. Er antwortete mir aufbrausend, brutal, und sagte endlich folgende Worte, welche für mich eine entsetzliche Offenbarung gewesen sind: „„Berichtigen Sie diese letzte Spielschuld, zahlen Sie mir hunderttausend Franken baar, versichern Sie mir auf Ihren Gehalt eine Pension von zwölftausend Franken, und ich gebe Ihnen wieder Ihre Freiheit! . . . Sie werden von mir befreit sein, und ich werde von Ihnen befreit sein!““

„Oh! das ist entsetzlich!“ rief Gilberte, während Frau von Saint-Marceau schluchzte. „Ach! es ist nur zu wahr: ein Mann, der fähig ist, Ihnen einen solchen Vorschlag zu machen, hat Sie nie um Ihretwillen geliebt; nicht wahr, Gilbert?“

„Ah! das Geld! das Geld! . . .“ erwiederte der junge Mann mit Betrübniß und Ekel, indeß Frau von Saint-Marceau, ganz niedergeschmettert, es nicht wagte, Augen zu ihren Freunden aufzuschlagen.

Plötzlich sagte Gilberte lebhaft:

„Antonia, mir scheint, an Ihrer Stelle würde ich diesen unwürdigen Vorschlag annehmen. Sie wären von dem abscheulichen Menschen befreit; Sie würden wenigstens ruhig leben, statt der Gefahr ausgesetzt zu sein, alle Tage Scenen zu haben, welche Sie zum Erbarmen unglücklich machen. Bei meiner Treue, ja ... ich würde den Handel annehmen ... Was sagst Du dazu, Geliebter?“

„Ich sage,“ erwiederte der junge Mann, indem er verstohlen auf Frau von Saint-Marceau einen Blick schmerzlicher Verachtung warf, „ich sage, man vermöchte sich nicht rasch genug der Leute zu entledigen, auf deren Zuneigung man lange gerechnet hat ... die uns aber nur unseres Geldes wegen lieben.“

In ihrer Rührung nur darauf bedacht, ihre Freundin zu trösten, welche durch ihre Blässe, durch die Verstörung ihrer Gesichtszüge, durch ihr nervöses, beinahe krampfhaftes Zittern immer mehr ihr Mitleid erregte, bemerkte Gilberte weder die doppelsinnige Antwort ihres Mannes, noch seine düstere Physiognomie, und sie sagte zu der Sängerin:

„Arme Freundin! ... Sie hören Gilbert ... Wie ich denkt er, Sie müssen so bald als möglich diesen garstigen Menschen verlassen, der Sie nur Ihres Geldes wegen liebt ... Könnten Sie nur zögern, sich von ihm zu trennen?“

„Vermag ich es!“ rief Frau von Saint-Marceau mit herzzerreißendem Tone ... „Ah! heute besonders beklage ich den Verlust dieses von mir durch die Arbeit angehäuften und auf eine tolle Weise von meinem Manne verschleuderten Vermögens! In Ermangelung des Glückes, das ich geträumt, würde ich wenigstens die Ruhe und die Freiheit finden. Doch die bedeutende Summe, welche Herr von Saint-Marceau verlangt, um sich von mir zu trennen, besitze ich nicht.“

tausend von mir verlangt, ich würde ihr sie ebenso gegeben haben. Was macht das mir! Besitzen wir keinen Sou Vermögen mehr, so werden wir wenigstens die Annehmlichkeit erreicht haben, von dieser Bande von Lumpen, Betrügern, Bettlern, großer und kleiner Art befreit zu sein, die unser Vermögen anlockt, und die mir durch ihre Plattheit, Frechheit oder Falschheit übel machen, — mit Deiner Frau von Saint-Marceau anzufangen."

„Aber was hat sie Dir denn gethan, diese unglückliche Frau, daß Du so über sie erbittert bist? Höre, ich erkenne Dich nicht mehr, Gilbert; man sollte glauben, Du werdest mißtrauisch, boshaft, ungerecht."

„Und Du, Du siehst nicht weiter, als bis zu Deiner Nasenspitze. Du bist nur eine arme Thörin!"

„Ich will lieber eine Thörin, als ungerecht sein."

„Zu dieser Stunde lacht Deine Frau von Saint-Marceau über Dich."

„Jeder nach seinem Geschmacke," versetzte Gilberte, welche die Thränen in ihre Augen treten fühlte. „Gehe, Du bist ein Abscheulicher, ein Boshafter!"

„Oh! das ist doch zu stark! Nun wohl! Du, Du bist nur . . . denn es ist unmöglich, sich so behandeln zu lassen, Du bist nur . . ."

Doch trotz der Heftigkeit seines Zornes zögerte Gilbert noch, Gilberte die entsetzliche Beleidigung zuzuschleudern, die ihm in Form von Repressalien auf die Lippen kam; seine Erbitterung riß ihn aber fort, und er rief wüthend: „Ja, Du bist nur und wirst immer nur sein eine kleine Pute! die man immer bethört hat und immer bethören wird."

Bei dieser Abscheulichkeit, welche Gilbert durch seinen Zorn entrissen wurde, zerfloß Gilberte, die seit einigen Augenblicken nur mit Mühe ihren Drang, zu weinen, bewältigte, in schmerzliche Thränen. Peinlich ergriffen durch ihren Schmerz, zerrissen von der Reue darüber,

daß er sich so weit vergessen, seine Gilberte als eine kleine Pute zu behandeln, die erste, die einzige Beleidigung, die sich der würdige junge Mann gegen seine Frau erlaubt hatte, warf sich Gilbert flehend zu den Füßen von Gilberte und rief mit Thränen in den Augen und in der Stimme:

„Meine geliebte, meine angebetete Minette! verzeihe mir! ich bin abscheulich gewesen! ich bin ein Unglücklicher! ich habe die Schändlichkeit begangen, Dich als die Letzte der Letzten zu behandeln!“ Und der gute Gilbert weinte und verabscheute sich selbst in der vollen Aufrichtigkeit seines vortrefflichen Herzens. „Ich schwöre es Dir auf den Knieen, Geliebte, das wird mir nicht mehr begegnen! nie mehr! gar nie mehr! Verzeihe mir, meine gute kleine Gilberte! Ich war verwirrt! außer mir! wahnsinnig! Ah! wenn Du wüßtest, wie viel schmähliche, schamlose Briefe ich heute Morgen erhalten habe! immer wegen dieses verdammten Geldes! Meine Seele war voll Galle! Doch was beweist dies? Berechtigte mich das, Dich auf eine unwürdige Weise zu beleidigen, meine arme geliebte Minette? Empfangen wir nicht täglich solche Briefe! Nein! das ist für mich keine Entschuldigung! Aber was soll ich Dir sagen, ich war nicht mehr bei Sinnen, ich war ein Rasender, ein Ungeheuer!“

Während so ihr Gilbert sich anschuldigte und auf eine so naive, so demüthige Art seine Raserei und sein ungeheuerliches Benehmen bereute, fühlte Gilberte mit einer unaussprechlichen Süßigkeit ihre Thränen sich trocknen, ihr Herz sich ausdehnen, und kaum hatte Gilbert in seiner Trostlosigkeit sein klägliches mea culpa vollendet, als ihm seine Frau um den Hals fiel, ihn mit Küssen bedeckte und mit einer von einer köstlichen Gemüthsbewegung erschütterten Stimme zu ihm sagte:

„Weine nicht mehr, mein armer Geliebter, verzeihe mir! ich hatte Unrecht.“

„Du hattest Unrecht! weil ich, grob wie Gerstenbrod, so schändlich war, Dich zu beleidigen! Und Du gibst Dir Unrecht! Du bist also ein Engel, der vom Himmel herabgestiegen, meine angebetete Minette?“

„Ich sage Dir, daß ich Unrecht gehabt habe, zu weinen wie eine Magdalena, weil Du mich eine kleine Pute nanntest.“

„Höre, Geliebte, ich flehe Dich an, wiederhole nicht diese gräßlichen Worte, Du flößest mir ein Entsetzen vor mir selbst ein.“

„Aber, mein Gott! was bedeuten denn im Ganzen diese gräßlichen Worte? daß ich eine kleine Gutmüthige, eine Leichtgläubige war? Ist das etwas Erschreckliches? Griff das mein Herz oder meine Liebe für Dich an? Du sprichst von Vorwürfen, mein armer Geliebter? Ich sollte mir machen! Bin ich denn nicht Pute genug gewesen, denn das ist wahrhaftig das richtige Wort . . . Ah! ja! bin ich denn nicht Pute genug gewesen, um Dich boshaft, ungerecht zu nennen? Das sind plumpe, abscheuliche Worte, die man bereuen muß . . . . wie ich sie bereue. Denn Du hast ja viel mehr Scharfsinn und Geist, als ich.“

„Ah! Minette!“

„Mein Gott! gewiß, Bibi. Einmal sagst Du oft sehr drollige Worte.“

„Und Du?“

„Wenn mir das zufällig begegnet, so geschieht es, weil Du mir Witz gabst. Doch ich komme wieder auf das Vorhergehende zurück; Du besitzest mehr Scharfsinn als ich, und vielleicht hast Du Recht in Beziehung auf Frau von Saint-Marceau, wie Du hundertmal Recht hattest in Betreff der Neidischen, — ich meine Meunier und seine Frau.“

„Ich brauchte nicht so schlau zu sein, um zu erra-

then, daß sie der Neid zerfraß, als sie ohne allen Grund, nachdem sie mehrere Male zu uns gekommen waren, Streit suchten, um sich mit uns zu entzweien. Sie waren von der Eifersucht besessen, die ihnen unser Vermögen, ein wahres Herzeleid für sie, einflößte. Und beinahe der erste Gebrauch, den wir von unsern übernatürlichen Kräften machten, war doch der, daß wir diese Undankbaren mit zwei Millionen beschenkten! Sie wissen allerdings nicht, daß wir sie bereichert haben, doch das war kein Grund, um sich so boshaft neidisch auf uns zu zeigen."

„Immerhin hast Du zuerst den Rosentopf entdeckt. Ich, ich glaubte einfältiger Weise an die Freundschaft von Mennier und seiner Frau, als eine ächte Pute, die ich war."

„Oh! . . . abermals!"

„Gewiß, denn ich war zu albern mit meinem blinden Vertrauen zu diesen abscheulichen Leuten. Ei! die wahren Freunde sind selten, und man kommt langsam dazu, daß man ihnen mißtraut! Als August und Juliette durch Deine Scharfsichtigkeit entlarvt und entfernt waren, blieb uns nur noch Frau von Saint-Marceau, und Du versicherst mich, sie sei nicht mehr werth als die Andern! Was willst Du, mein armer Bibi, dieser Gedanke hat mir Anfangs so viel Kummer verursacht, daß ich eher, als ich mich darein fügte, es zu glauben, so toll war, Dich als boshaft und ungerecht zu behandeln."

„Mein Gott! im Ganzen habe ich vielleicht Unrecht gehabt, Frau von Saint-Marceau anzuklagen. Laß uns indessen ein wenig vernünftig reden. Nicht wahr, Keines von uns Beiden hat auch nur für einen Liard Eitelkeit?"

„Oh! sicherlich nicht."

„Ich frage mich auch, was an uns so Reizendes, so Anziehendes sein könne, daß uns Frau von Saint-Mar-

ceau mit der zärtlichen, ergebenen Freundschaft liebe, die sie für uns zu hegen behauptet."

„Ich sehe allerdings nicht . . ."

„Wir sind gute Kinder, Lacher und ohne Umstände. Wohl! doch ist das ein genügender Grund, daß Frau von Saint-Marceau gewohnt, in Paris mit dem zu leben, was es Bestes an Künstlern und Leuten der schönen Welt gibt, ein außerordentliches Vergnügen in unserer Gesellschaft findet? Glaubst Du, wenn wir ganz einfach die Gilberte und der Gilbert von einst, die ganze Woche hindurch in unserer Mansarde arbeitend, um unsern Lebensunterhalt zu verdienen, wären, glaubst Du, Frau von Saint-Marceau würde uns beinahe jeden Tag besuchen? Glaubst Du, sie hätte diese Freundschaft, die sie für Gilbert und Gilberte, welche Millionen reich, zu haben behauptet?"

„Ah! mein Freund, diese Betrachtung ergreift mich; ich befürchte, Du hast nur zu sehr Recht . . . Die große Künstlerin wird uns nur unseres Vermögens wegen geliebt haben!"

„Und wenn das Gegentheil der Fall wäre . . . und das ist möglich . . . das wäre noch schlimmer."

„Nehmen wir an, aus Laune, aus Herzensgüte, kurz aus irgend einem Grunde habe uns Frau von Saint-Marceau bis jetzt aufrichtig, ohne einen eigennützigen Hintergedanken geliebt, so sind wir doch dadurch, daß wir wieder und wieder bethört, bestohlen und betrogen wurden, dahin gelangt, daß wir diese arme Frau als eine unwürdige Creatur betrachten! Und warum? Weil sie, durch die Plackereien ihres Mannes auf das Aeußerste getrieben, einen Freundesdienst von uns verlangte, den wir ihr, ohne uns zu belästigen, leisten konnten und ihr selbst, wenn wir uns dadurch belästigten, leisten mußten, sobald ihre Anhänglichkeit für uns ächt war.

Ach! es ist trostlos, wenn man hieran denkt, mein

Gilbert. Und wie soll man die Wahrheit ergründen? Ah! wenn wir unsere liebe kleine Fee noch bei uns hätten, so würden wir zu ihr sagen: „„Korrigan! Sie, die Sie Alles wissen, offenbaren Sie uns, ob uns Frau von Saint-Marceau wirklich liebt.““

„Ja, doch wir haben zu unserer kleinen Fee gesagt: „„Gehe, Korrigan!““

„Und wir werden es nie bereuen, nicht wahr, Gilbert? denn durch uns ist sie nun bei ihren Schwestern, in jenen unbekannten Welten, wo wir sie eines Tags wiedersehen werden“

„Ah! Geliebte! mehr als einmal sagte ich heute zu mir, als ich Zeuge sein mußte von den Schändlichkeiten, von denen mein Herz empört war: „„Wahrhaftig, das wäre, um diese abscheuliche Welt zu verlassen und in die andere zu fliehen.““

„Bei meiner Treue, es wäre für uns wenigstens nicht beklagenswerth, aus dieser Welt zu scheiden. Mein Gott! Niemand, auf den wir zählen können! Denn angenommen, Du habest Frau von Saint-Marceau schlecht beurtheilt, so wird uns also, wenn wir sie wiedersehen, immer ein grausamer Zweifel im Herzen bleiben, denn dieser Zweifel erfaßt mich nun unwillkürlich, nachdem ich ein blindes Vertrauen zu ihr gehabt habe.“

„Ja, wir müssen auf unsere letzte Freundschaft verzichten oder sie für immer durch das Mißtrauen vergiftet sehen.“

„Oh! Geliebter! wie traurig ist das!“

„Ah! . . . das Geld! das Geld!“

In diesem Augenblick klopfte man bescheiden an die Thüre des Cabinets.

„Ei! was will man wieder von uns?“ sagte Gilbert ungeduldig. Und er rief: „Wer ist da?“

„Ich . . . Guspier, Herr Lithograph,“ antwortete die Stimme des Intendanten.

„Herein!“

XLI.

Gilbert und Gilberte gingen Louise mit dem herzlichen Eifer entgegen, den man der uns theuren, längst bekannten Freundin bezeigt. Das Glück, das ihnen ihre Erscheinung gewährte, die Sympathie, die Bewunderung, die sie ihnen einflößte, waren so sichtbar in ihren offenen, treuherzigen Gesichtern zu lesen, daß Louise Anfangs ganz erstaunt blieb, und dieses Erstaunen nahm immer mehr zu, als sie die zwei jungen Eheleute nach und nach mit jenem unwiderstehlichen Ausdrucke von Offenherzigkeit sagen hörte:

„Ah! nun sind Sie da!“

„Wie freut es uns, Sie zu sehen!“

„Sie konnten zu keiner schicklicheren Zeit kommen!“

„Welch ein glücklicher Tag ist für uns der heutige!“

Die junge Frau erklärte sich nach einer kurzen Ueberlegung diesen Empfang dadurch, daß sie ihn einem Irrthume zuschrieb, und sie sagte zu Gilberte:

„Verzeihen Sie, Madame, ich glaube, Sie halten mich für eine andere Person.“

„Oh! nein, mein Mann und ich kennen Sie, Gott sei Dank! ganz genau. Wir irren uns nicht. Sie hießen Fräulein Louise Rapin.“

„Ja, das war Ihr Name, ehe Sie den abscheulichen Poussard geheirathet hatten,“ fügte Gilbert bei. „Ich sage abscheulich in physischer Hinsicht, doch auch in moralischer kann man ihn so nennen. und ich bin fest überzeugt, Sie werden meiner Ansicht sein, Frau Louise, wenn nicht etwa seine Kolik diesen alten Raufer tüchtig geändert hat, und für Sie wünschen wir von ganzem Herzen diese glückliche Veränderung.“

„Wir lieben Sie, wir beten Sie an!“ rief Gilberte mit einem innigen Ergusse. „Ah! glauben Sie, wir ga-

ben Alles in der Welt, um Sie so glücklich zu sehen, wie Sie es zu sein verdienen."

„Dieser Empfang ist offenbar nur die Folge eines Irrthums," dachte Louise. „Die zwei jungen Leute sind aber sogar von einigen besonderen Umständen meines Lebens unterrichtet. Warum sollte ich mich hierüber im Ganzen wundern? Ich habe zwei Jahre die Existenz von Georges Hubert getheilt, und durch die Oeffentlichkeit, von der alle Handlungen des Lebens dieses berühmten Mannes begleitet waren, bin ich ohne Zweifel diesen Fremden trotz meines dunklen Daseins bekannt geworden . . . Der Zufall bedient mich vortrefflich. Die Theilnahme, die mir die zwei Personen bezeigen, an deren Gefälligkeit ich mich wenden muß, wird sie vielleicht günstig für meine Bitte stimmen, und dann sind die Seelengüte, die Treuherzigkeit, die Einfachheit in ihren Zügen zu lesen. Muth also! . . ." Hierauf wandte sie sich an Gilberte und sprach:

„Ich weiß nicht, wodurch ich die Ehre habe, Ihnen bekannt zu sein, Madame, und obgleich wenig von mir verdient, läßt mich doch Ihr wohlwollender Empfang hoffen, daß Sie mir nicht abschlagen werden, um was ich Sie zu ersuchen mir erlauben will."

„Sie auch," dachte Gilbert mit einem schmerzlichen Erstaunen, indem er mit seiner Frau einen Blick wechselte, welchen sie verstand. „Louise auch! sie kommt hierher, um zu betteln wie die Andern! Ach! das Geld! das Geld! . . ."

Gilberte, obgleich sie den Verdruß ihres Mannes theilte, antwortete doch Louise nicht ohne Verlegenheit und sehr errötheud:

„Madame . . . gewiß . . . was von uns abhängt, um Ihnen gefällig zu sein, werden wir thun, und wenn Sie uns sagen wollen, welche Summe Sie bedürfen. . ."

„Madame!" rief Louise mit Entrüstung und pur-

„So kauften wir dieses Mobiliar, um ein A
denken an Sie und an unsern großen Dichter
besitzen," fiel Gilberte ein. „Wir haben hier da
was wir die Zimmer von Georges Hubert und Loui
nennen."

„Dahin ziehen wir uns, um die Schändlichkeiten
welche uns täglich betrüben, zu vergessen, oft zurück un
lesen die Werke dieses berühmten Mannes, die uns eb
so sehr entzücken, als wenn wir sie in unserer Mansar
an der Ecke unseres kleinen Ofens lasen, da meine Fra
noch Blumenmacherin war und ich Lithograph."

„Wir haben unsere kleine Haushaltung von ein
nicht verachtet... oh! nein," sagte Gilberte; „wir ließe
sie hierher bringen, in eine Stube in der Nähe der Zim
mer von Georges Hubert, und dort trösten wir uns auc
oft über die gemeinen Dinge, deren Zeugen wir jede
Tag sind."

„Nichts kann in meinen Augen rührender sein, al
diese der bescheidenen Vergangenheit dargebrachte Huldi
gung; nichts kann für Sie und für Herrn Georges Hu
bert ehrenvoller sein, als diese Huldigung, die Sie seinen
Genie darbringen," erwiederte die junge Frau beweg
und in ihren Gefühlen immer mehr mit dem jungen Ehe
paare übereinstimmend. „Es ist eine Wollust voll Zart-
heit, die Werke eines berühmten Dichters unter den Ge
genständen zu lesen, die ihm gehört haben."

„Und die Ihnen auch gehört haben," versetzte Gilbert.
„Sehen Sie, unter Anderem ist da ein ganz einfaches
Tischchen von Acajou; Sie wissen?"

„Oh! dieses Tischchen würden mein Mann und ich
nicht um sein Gewicht in Gold hergeben, denn auf diesem
Tischchen, Madame, haben Sie (in der Nacht, die der er-
sten Vorstellung des letzten Stückes von Georges Hubert
vorangegangen ist), die Erzählung Ihrer Liebe für ihn
geschrieben, diese Erzählung, die uns so viel weinen ge-
macht hat."

„Oh!“ fügte Gilbert bei, „von diesem Tage an
aben wir Sie geliebt, geachtet, bewundert; Sie sind
ı unsern Augen das muthigste Herz der Welt gewesen.“

„Ich kann nicht an das glauben, was ich höre!“
ef Louise wie betäubt; „diese so geheimen Einzelnheiten
ber mein Leben . . . In des Himmels Namen, wie
ıd Sie hievon unterrichtet worden?“

„Wir werden es Ihnen sagen, sobald Sie uns mit-
etheilt haben, was Sie von uns wünschen.“

„Was ich von Ihnen wünsche,“ wiederholte Louise,
mer mehr erstaunt, als sie Gilbert und Gilberte so
t von allen Einzelnheiten ihres Lebens unterrichtet sah;
ich wage es kaum, es Ihnen zu sagen, nun, da ich
iß, welchen Werth Sie auf einzelne Gegenstände vom
Mobiliar von Georges Hubert legen. Sie aber, die Sie
religiös den Cultus der Vergangenheit üben, Sie be-
eifen ohne Zweifel mein lebhaftes Verlangen, gewisse
inge zu besitzen, die demjenigen gehörten, welchen ich
cht mehr liebe, da ich freiwillig zu heirathen mich ent-
lossen habe, dessen Andenken mir aber stets kostbar
n wird: so wollte ich Sie bitten, mir unter andern
eubles das Tischchen abzutreten, von dem Sie sprechen.
es war der Zweck meines Besuches.“

„Oh! welch ein Glück, Ihnen angenehm sein zu-
nnen!“ rief Gilberte. „Wählen Sie, nehmen Sie
es, was Ihnen in den Zimmern von Georges Hubert
ällt! Es gehört Ihnen, verfügen Sie darüber! Nicht
br, Bibi?“

„Einen Augenblick Geduld! Oh! ich bin nicht so
eigennützig, als Minette, ich stelle eine Bedingung bei
n Anerbieten, das sie Ihnen macht, Madame, die,
ß Sie uns Ihre Freundschaft bewilligen, daß Sie uns
thschläge geben, die wir leider nöthig, sehr nöthig
ben, wir Erzmillionäre!“

„Oh! mein Gott, ja!“ fügte Gilberte mit einem

beim Restaurant in einem besondern Cabinet für unsere fünf bis sechs Franken zu Mittag zu speisen, wie Verliebte, welche mehr Liebe als Geld haben! Gestehen Sie, daß es kaum der Mühe werth ist, fünfmalhunderttausend Livres Einkünfte zu besitzen, wenn man sie so schlecht zu benützen weiß! . . ."

„Aber gibt es nicht eine edlere Anwendung des Reichthums? Und Sie, deren Herz, ich bezweifle es nicht, so gut ist . . ."

„Verzeihen Sie, daß ich Sie unterbreche, Frau Louise, nicht wahr, Sie wollen von der Wohlthätigkeit, von der Freigebigkeit reden?"

„Allerdings."

„Hören Sie," sprach Gilbert mit einem Lächeln voll schmerzlicher Bitterkeit, indem er auf seinen Schreibtisch zuging und auf das Päckchen Briefe deutete, die er am Morgen erhalten hatte, „hier sind die Gesuche von heute, und täglich empfange ich ähnliche. Wissen Sie, was sie enthalten. diese Anrufungen meiner Freigebigkeit, meiner Wohlthätigkeit? Der Eine sagt mir: „„Sie sind reich, schicken Sie mir Geld."" Eine junge und geheimnißvolle Unbekannte gibt mir Rendez-vous in den Tuilerien. Ein Anderer bedroht mich mit seinem Journal der L ö w e und seinem Degen, wenn ich ihm die Bagatelle von zweimalhunderttausend Franken verweigere, gegen die er die Pracht meiner Feste und die Eleganz der Toilette meiner Frau besingen will. Eine interessante Schauspielerin eines kleinen Theaters, Mademoiseille Celeste, mit Recht so genannt. kündigt mir an, sie werde heute Abend einen Pas chicard tanzen und erwarte mich zum Abendbrode nach dem Theater, unter der Bedingung, daß ich zu diesem galanten Picknick für meinen Theil einen Schmuck von einem Werthe von achtzehntausend Franken bringe. Endlich, werden Sie es glauben, Frau Louise? ein elendes Weib macht mir den Antrag, an mich seine Nichte, ein vierzehnjähriges Kind, zu verkaufen!"

„Oh!“ rief Louise mit Abscheu, „das ist entsetzlich!“

„Ei! was wollen Sie!“ sagte Gilbert mit einer schmerzlichen Ironie, „ich bin ungeheuer reich! Es scheint ihnen, ich müsse nothwendig ein ausschweifender Mensch, ein Feigherziger, ein Dummkopf sein, da ich jeden Tag Anerbietungen, Drohungen oder Bitten im Geschmacke der heutigen erhalte. Doch . . . nein! keine Ungerechkeit. Unter diesen Gesuchen ist eines redlich; es ist das einer mit Familie belasteten Witwe. Oh! dieser werden wir geben, wie wir Andern, die es wahrhaft verdienen, gegeben haben; denn oft müde, bethört und betrogen zu werden, wollten wir uns selbst von der Lage der Personen überzeugen, die sich an unsere Freigebigkeit wandten; wir sind in abscheuliche Dachkammern gegangen, und hier haben wir so gräßliches Elend gefunden, daß wir zuweilen acht Tage lang betrübt blieben, und daß Minette den Appetit und den Schlaf verlor. Das ist noch die beste Seite des Reichthums. Man kann wohl nicht behaupten, daß er außerordentlich heiter ist.“

„Kurz, Frau Louise, dadurch, daß wir beständig betrogen und gebrandschatzt wurden, sind wir so weit gekommen, daß wir Jedermann mißtrauen und uns, wenn uns Jemand die geringste Zuneigung bezeigt, sagen: „„Früher oder später werden wir diese Freundschaft mit schönen baaren Thalern bezahlen müssen!““

„Ah! das Geld! ich komme immer darauf zurück!“ rief Gilbert mit Ekel und Entrüstung. „Das Geld! welche Gemeinheiten läßt es begehen, welche schlechte Meinung gibt es von uns! welche schlechte Meinung gibt es von den Andern! Nein, immer im Mißtrauen oder in der Verachtung der Menschen leben heißt nicht leben! Sehen Sie, Madame, das ist das Betrüblichste in unserer Lage. Andere würden über diese Schändlichkeiten lachen oder ihren Entschluß fassen und ihre Reichthümer als sorgenlose Menschen genießen; doch wir gehören nicht zu

diesen, und die Gemeinheiten, deren Zeugen wir täglich sind, vergiften alle unsere Freuden."

„Was ist hiebei zu thun, Frau Louise?" fragte Gilbert; „sagen Sie es uns, Sie, die Sie ein so gutes Herz, einen so großen Verstand haben. Rathen Sie uns, leiten Sie uns, nun, da Sie unsere Beichte gehört!"

Louise hatte, ohne sie zu unterbrechen, die Beichte des jungen Ehepaares angehört. Nach kurzer Ueberlegung erwiederte sie:

„Unter Ihren Bekenntnissen hat mich eines in Erstaunen gesetzt. Nicht an den Reichthum gewöhnt, haben Sie ihn Anfangs mit Trunkenheit genossen, dann ist der Ueberdruß gekommen. Bereichert durch den Zufall einer Erbschaft, wie man sagt, verschwenden Sie ohne Vergnügen ein ohne Arbeit gewonnenes Vermögen, während einst die Arbeit Ihren bescheidenen Vergnügungen Reiz verlieh . . . Ihre Sättigung liegt in der natürlichen Ordnung der Dinge. Die von ihrer Kindheit an an den Luxus gewöhnten Menschen haben scheinbare Bedürfnisse, welche so gebieterisch als die Nothwendigkeiten des Lebens. Diese Bedürfnisse, entsprungen aus einer langen Gewohnheit und nur durch den Reichthum zu befriedigen; erzeugen sich immer wieder wie Durst und Hunger. Die Leute, von denen wir sprechen, fühlen auch beinahe nie die Uebersättigung, über die Sie sich beklagen . . . Was Sie aber hauptsächlich grausam betrübt, nicht wahr, das sind die Gemeinheiten, die Schändlichkeiten, deren Zeugen Sie täglich sein müssen? es ist das unheilbare Mißtrauen, es ist die schmerzliche Verachtung der Menschheit, die Sie erfüllt, seitdem Sie ein großes Vermögen besitzen?"

„Oh! gewiß, denn Gilbert und ich sahen einst Alles rosenfarbig, und wir hatten Vertrauen zu Jedermann."

„Nichts kann an Ihnen lobenswerther sein, als diese Empfindlichkeit eines Herzens von höchst seltenem

Zartgefühle . . . Oh! ja, äußerst selten, denn wenn Leute, die der Zufall der Geburt sehr reich gemacht hat, die Menschen ganz und gar verachten, so dient diese Verachtung, weit entfernt, denselben schmerzlich zu sein, wie Ihnen, weit entfernt, ihre Vergnügungen zu vergiften, als Entschuldigung für ihren unbarmherzigen Egoismus. Was die Emporkömmlinge betrifft, welche beinahe alle durch für sie neue Genüsse abgestumpft werden, so verbringen sie ihr Leben im Schooße eines unvorhergesehenen Reichthums, ohne sich um die Schändlichkeiten zu bekümmern, welche Sie niederbeugen und trostlos machen."

„Ja, ja, das ist hauptsächlich unser Uebel, Frau Louise, denn wenn wir uns nicht einkerkern, so können wir dem Schauspiele dieser Niederträchtigkeit, deren Ursache oder Vorwand unser großes Vermögen ist, nicht entgehen."

„Sie empören sich mit Recht darüber, daß Sie das Geld, welches Sie verschwenden, in unwürdige oder undankbare Hände fallen sehen," fuhr Louise fort, „denn Sie haben mir gesagt, wenn Sie in Folge eigener Anschauung und Ueberzeugung ein der Theilnahme würdiges Unglück erleichtern, so bereuen Sie nie die Summen, welche Sie solchen Wohlthaten weihen."

„Oh, nein, gewiß nicht, im Gegentheil; in diesen Augenblicken sagen wir: „„Es nützt uns doch wenigstens etwas, reich zu sein!""

„Nun denn, Sie müssen es so machen, und das ist meiner Ansicht nach leicht, daß Sie, statt in der edlen Bitterkeit Ihrer Seele einen in Ihren Händen unfruchtbaren Reichthum zu verfluchen, sich mit Glück, mit Trunkenheit, und zwar nicht mehr von Zeit zu Zeit, sondern jeden Tag sagen: „„Es nützt uns zu etwas . . . es nützt uns zu viel, daß wir reich sind!""

„Und wie sollen wir hiezu gelangen, Frau Louise?"

diesen, und die Gemeinheiten, deren Zeugen wir täglich sind, vergiften alle unsere Freuden."

„Was ist hiebei zu thun, Frau Louise?" fragte Gilbert; „sagen Sie es uns, Sie, die Sie ein so gutes Herz, einen so großen Verstand haben. Rathen Sie uns, leiten Sie uns, nun, da Sie unsere Beichte gehört!"

Louise hatte, ohne sie zu unterbrechen, die Beichte des jungen Ehepaares angehört. Nach kurzer Ueberlegung erwiederte sie:

„Unter Ihren Bekenntnissen hat mich eines in Erstaunen gesetzt. Nicht an den Reichthum gewöhnt, haben Sie ihn Anfangs mit Trunkenheit genossen, dann ist der Ueberdruß gekommen. Bereichert durch den Zufall einer Erbschaft, wie man sagt, verschwenden Sie ohne Vergnügen ein ohne Arbeit gewonnenes Vermögen, während einst die Arbeit Ihren bescheidenen Vergnügungen Reiz verlieh . . . Ihre Sättigung liegt in der natürlichen Ordnung der Dinge. Die von ihrer Kindheit an an den Luxus gewöhnten Menschen haben scheinbare Bedürfnisse, welche so gebieterisch als die Nothwendigkeiten des Lebens. Diese Bedürfnisse, entsprungen aus einer langen Gewohnheit und nur durch den Reichthum zu befriedigen, erzeugen sich immer wieder wie Durst und Hunger. Die Leute, von denen wir sprechen, fühlen auch beinahe nie die Uebersättigung, über die Sie sich beklagen . . . Was Sie aber hauptsächlich grausam betrübt, nicht wahr, das sind die Gemeinheiten, die Schändlichkeiten, deren Zeugen Sie täglich sein müssen? es ist das unheilbare Mißtrauen, es ist die schmerzliche Verachtung der Menschheit, die Sie erfüllt, seitdem Sie ein großes Vermögen besitzen?"

„Oh! gewiß, denn Gilbert und ich sahen einst Alles rosenfarbig, und wir hatten Vertrauen zu Jedermann."

„Nichts kann an Ihnen lobenswerther sein, als diese Empfindlichkeit eines Herzens von höchst seltenem

Zartgefühle . . . Oh! ja, äußerst selten, denn wenn Leute, die der Zufall der Geburt sehr reich gemacht hat, die Menschen ganz und gar verachten, so dient diese Verachtung, weit entfernt, denselben schmerzlich zu sein, wie Ihnen, weit entfernt, ihre Vergnügungen zu vergiften, als Entschuldigung für ihren unbarmherzigen Egoismus. Was die Emporkömmlinge betrifft, welche beinahe alle durch für sie neue Genüsse abgestumpft werden, so verbringen sie ihr Leben im Schooße eines unvorhergesehenen Reichthums, ohne sich um die Schändlichkeiten zu bekümmern, welche Sie niederbeugen und trostlos machen."

„Ja, ja, das ist hauptsächlich unser Uebel, Frau Louise, denn wenn wir uns nicht einkerkern, so können wir dem Schauspiele dieser Niederträchtigkeit, deren Ursache oder Vorwand unser großes Vermögen ist, nicht entgehen."

„Sie empören, sich mit Recht darüber, daß Sie das Geld, welches Sie verschwenden, in unwürdige oder undankbare Hände fallen sehen," fuhr Louise fort, „denn Sie haben mir gesagt, wenn Sie in Folge eigener Anschauung und Ueberzeugung ein der Theilnahme würdiges Unglück erleichtern, so bereuen Sie nie die Summen, welche Sie solchen Wohlthaten weihen."

„Oh, nein, gewiß nicht, im Gegentheil; in diesen Augenblicken sagen wir: „„Es nützt uns doch wenigstens etwas, reich zu sein!""

„Nun denn, Sie müssen es so machen, und das ist meiner Ansicht nach leicht, daß Sie, statt in der edlen Bitterkeit Ihrer Seele einen in Ihren Händen unfruchtbaren Reichthum zu verfluchen, sich mit Glück, mit Trunkenheit, und zwar nicht mehr von Zeit zu Zeit, sondern jeden Tag sagen: „„Es nützt uns zu etwas . . . es nützt uns zu viel, daß wir reich sind!""

„Und wie sollen wir hiezu gelangen, Frau Louise?"

„Statt blindlings Jedem, der kommt, zu geben und so von Betrügern, von Undankbaren oder von eigennützigen Zuneigungen bethört zu werden, geben Sie immer nur mit Unterscheidung; behalten Sie für sich nur das, was Sie brauchen, um sich eine der Einfachheit Ihres früheren Geschmackes entsprechende Existenz zu sichern, zu welcher Einfachheit Sie durch Gewohnheit hinstreben, und sogleich werden Sie von sich die Leute entfernen, deren niedrige Habgier Sie empört und in Verzweiflung bringt. Ihr Reichthum zog sie an, die Bescheidenheit Ihrer neuen Lebensart wird sie fliehen machen.“

„Das ist ein vortrefflicher Gedanke Frau Louise! Wir werden so von dieser Bande von kleinen und großen Bettlern, die uns belagern, befreit sein.“

„Ist Ihr Herz fortan durch ihre Anwesenheit nicht mehr beschwert, so widmen Sie Ihre Zeit, Ihre Reichthümer, Ihren Verstand der Erleichterung, der Verbesserung des Looses von Ihres Gleichen; ziehen Sie, wie Sie es zuweilen gethan haben, Erkundigungen über das wirkliche Elend ein; besuchen Sie jeden Tag die Dachstube des armen Kranken oder des Gebrechlichen; geben Sie Arbeit denjenigen, welche kräftig sind, denn das Almosen verschlechtert die Menschen, die ihr tägliches Brod verdienen können; sichern Sie der Kindheit eine versittlichende Erziehung; sichern Sie den Greisen die Ruhe und das Asyl ihrer alten Tage; was weiß ich! man kann der Menschheit durch die vernünftige Anwendung eines großen Vermögens so viele Dienste leisten! Ah! glauben Sie mir, diese edle und süße Aufgabe wird nicht einen Ihrer Augenblicke ohne Beschäftigung lassen. So beträchtlich Ihre Reichthümer auch sein mögen, so werden sie Ihnen doch, weit entfernt, Sie zu beschweren, immer ungenügend scheinen.“

„Frau Louise,“ erwiederte Gilbert, traurig den Kopf schüttelnd, „der Rath ist gewiß vortrefflich und

Ihrer würdig; doch was soll ich Ihnen sagen? so oft Minette und ich Zeugen grausamen Elends gewesen sind, wurden wir selbst auf acht Tage unglücklich! Mein Gott, wie wäre es erst, wenn unser Leben damit hinginge, daß wir immer unter den Augen Schauspiele hätten, die uns das Herz zerreißen würden! Und welche Mühseligkeit wäre es, uns zu erkundigen, ob es Diesen oder Jenen an Arbeit fehle, und den Kindern die Erziehung, den Greisen ein Asyl zu sichern, und so viele andere Dinge!“

„Ich habe es Ihnen gesagt, das ist ein Leben der Selbstverleugnung und der Aufopferung. Es erfordert einen großen Muth, eine seltene Ausdauer und ein noch viel selteneres Verständniß der Menschen und der Dinge. Doch welche göttliche Zufriedenheit wird es auch in Ihrem Herzen hinterlassen, mit welchem sanften Stolze wird es Ihre Seele erfüllen! Oh! ein so angewendetes Leben ist erhaben.“

„Ach! Frau Louise, ich befürchte sehr, daß Minette und ich nicht für das Erhabene geschaffen sind! Sehen Sie, wir wollen uns weder schlimmer, noch besser machen, als wir sind; wir haben ein gutes Herz, doch offen gestanden, wir würden eben so gern wieder, ich Lithograph, Minette Blumenmacherin werden und wenigstens heiter unsern Unterhalt durch die Arbeit verdienen, als unser Leben unter kranken, gebrechlichen oder in Thränen zerfließenden Leuten hinbringen und uns vom Morgen bis zum Abend damit beschäftigen, daß wir die Ausspender unserer Reichthümer wären. Was wollen Sie? Wir würden durchaus nichts von dieser erhabenen Verwendung unseres Vermögens verstehen, erhaben, oh! ja, doch unsere Fähigkeiten übersteigend. Mit dem besten Willen der Welt würden wir nichts als Dummheiten machen, hätten wir nicht um uns viele Personen, welche die Geschicklichkeit besäßen, uns zu leiten. Wissen wir, etwas von der Erziehung der

Arbeit ohne Folge, in der Sie eine vorübergehende Zerstreuung finden würden: ich spreche von einer ernsten, fortdauernden, lucrativen Arbeit. Damit sie so sei, verlangen Sie von ihr, wenn nicht die Gesammtsumme, doch einen Theil von dem, was Sie nöthig haben, um zu leben. Der Zufall hat gewollt, daß die Gewerbe von Ihnen Beiden durch mehrere Seiten die Kunst berühren; fortan vor der Noth geschützt, nicht mehr gezwungen, das tägliche Brod zu verdienen, vervollkommnen, pflegen Sie mit Liebe Ihre Werke; Sie, Herr Gilbert, verwenden Sie einen Monat, zwei Monate und mehr, wenn es sein muß, auf die Reproduction eines Stiches; Sie, Frau Gilberte, widmen Sie die ganze erforderliche Zeit dem Bestreben, in Ihren Blumen die Nachahmung der Natur vollendet zu machen. Es gibt in Allem Meisterwerke. Zielen Sie auf die Meisterschaft ab; Sie werden Ihr Ziel erreichen, und Ihre Werke, davon seien Sie fest überzeugt, werden ihren gerechten Lohn erlangen. Durch die Nothwendigkeit bedrängt, unterwarfen Sie sich dem Gesetze derjenigen, welche Sie ausbeuteten; Sie werden ihnen Ihrerseits das Gesetz machen im Namen der Vollkommenheit Ihrer Werke."

„Ah! Frau Louise, man sollte glauben, Sie seien Blumenmacherin ... und Lithograph gewesen! Wie oft sagten mein Mann und ich zu einander: „„Müßten wir diesen Stein oder diese Blumen nicht morgen abliefern, um das Geld für unsere Woche zu empfangen, wie viel Zeit würden wir noch auf diese Bestellungen verwenden!"" So erinnere ich mich, daß ich einen Kopfputz von weißen Margarethenblümchen und rosenfarbigem Heidekraut unternommen hatte: das war allerliebst! Nur um die Blüthen eines Heidekrautbüschelchens nachzuahmen, hatte ich einen halben Tag zugebracht, so schwierig und zart war die Arbeit, doch wie anziehend war sie auch! Nach der Zeit aber, die ich darauf ver-

wandte, und nach dem Preise, den man mir bezahlte, hätte ich höchstens, mit so viel Gewissenhaftigkeit und Vergnügen arbeitend, fünf bis sechs Sous täglich verdient. Da sah ich mich zu meinem großen Bedauern genöthigt, darauf zu verzichten, die Vollkommenheit zu suchen, und ich mußte mich mit dem Ungefähr begnügen. Man belohnte mich danach, doch ... wir lebten wenigstens!"

„Und ich, erinnerst Du Dich, Minette, der Copie des herrlichen Kupferstiches nach Greuze, den man von mir verlangt hatte?"

„Oh! ja! die gute Mutter, eine schöne große Frau, umgeben von sieben bis acht Kindern jeden Alters; ich sehe sie noch: die kleinsten, die ihr auf den Schultern und auf dem Schoße herumkletterten, stritten sich artig, welches sie umarmen dürfe, während die zwei größten ihr die Hände küßten."

„Kurz, Frau Louise, das war ein Meisterwerk ... Ich war so begeistert dafür, daß ich zu mir sagte: „„Beim Himmel, ich will mir mit dieser Copie so viele Mühe geben, und sollte ich drei bis vier Monate an meinem Steine zubringen, daß ich werde vielleicht ein Exemplar davon im Museum ausstellen können ... Denken Sie sich in der Ausstellung! das war der Ehrgeiz von uns Beiden."

„Ich glaube wohl, den Namen meines Gilbert mit großen Buchstaben im Verzeichnisse gedruckt sehen! sogar mit unserer Adresse. Ah! Frau Louise, das wäre ruhmwürdig gewesen."

„Ja," sagte Gilbert, „doch leider legte mein Herr keinen Werth auf Meisterwerke, er wollte nur Alltagswaare. Ich machte Alltagswaare, doch sie gab mir Brod."

„Sobald Ihr Brod gesichert sein wird, können Sie zugleich arbeiten, um zu leben, und um Ihrer Kunst willen; denn das Schöne findet immer Käufer. Sehen wir nun, was Sie nothwendig brauchen, um sich

mit Hülfe Ihrer Arbeit einen bescheidenen Wohlstand zu sichern."

„Frau Louise, das erinnert mich an den Tag, wo unser Intendant mit uns berechnete, was wir ausgeben müssen, um uns das zu verschaffen, was er das streng Nothwendige nannte."

„Ungefähr fünfmalhunderttausend Franken jährlich," fügte Gilberte bei, „nicht mehr!"

„Prüfen wir, ob es Ihnen möglich wäre, mit geringen Kosten das Nothwendige und sogar ein wenig Ueberfluß zu finden," sagte Louise lächelnd. „Und vor Allem, wie viel denken Sie Beide durch Ihre Arbeit verdienen zu können?"

„Ein Jahr in das andere fünfzehn bis achtzehnhundert Franken. Beide, nicht wahr, Minette?"

„Ja, wenn wir nicht feiern müssen. Setzen wir für den niedrigsten Fall fünfzehnhundert Franken."

„Mit dieser Summe lebten sie allerdings bescheiden, doch Sie konnten sich sogar einige Vergnügungen verschaffen? Nun denn, fügen wir diesen fünfzehnhundert Franken, die Ihnen Ihre Arbeit eintragen muß, zweitausend fünfhundert Franken bei. Summe viertausend Franken."

„Oh!" erwiederte Gilberte naiv, „mir scheint, das ist viel!"

„Sagen Sie doch, meine gute Frau Louise," sprach Gilbert lachend, „gestehen Sie, das ist seltsam. Wir haben noch, ich glaube, sieben bis acht Millionen Vermögen, und diese arme Minette findet, es sei viel, viertausend Franken jährlich auszugeben."

„Es ist wahr, das ist seltsam; doch diese Einfachheit ist von ihrer Seite noch viel mehr ehrenvoll, als seltsam; nur muß ich Ihrer lieben, artigen Frau bemerken, daß die Summe, welche ich vorschlage, nicht übertrieben ist. Bedenken Sie wohl, das Feiern kann eintreten, lange dauern, Sie der Hülfsmittel Ihrer Arbeit berauben und Sie dann auf Ihre zweitausend fünfhun-

dert Franken beschränken; auch dürfen Sie nicht Ihr ganzes Einkommen ausgeben; Sie müssen immer zu Ihrer Verfügung eine kleine Ersparniß für die unvorhergesehenen Fälle behalten."

Gut, wir werden jeden Monat etwas in die Sparkasse legen; das war immer unser Verlangen."

„So viel also, was die zweitausend fünfhundert Franken Rente betrifft, welche in Verbindung mit dem, was wir verdienen, viertausend Franken jährlich geben werden. Nun also die Verwendung!"

„Vor Allem hatten wir nur ein Zimmer mit einem kleinen Cabinet, wo ich kochte; wir werden ein besseres Quartier nehmen können, nicht wahr, Gilbert?"

„Bei Gott!"

„Madame Louise," sagte die junge Frau, nachdem sie einen Augenblick nachgesonnen hatte, „wie viel bezahlten Sie für Ihr hübsches Häuschen in der Avenue Méricourt? ich erinnere mich nicht mehr."

Erstaunt über diese letzten Worte, in denen Gilberte gleichsam ihre Verwunderung darüber ausdrückte, daß sie sich nicht mehr des Miethpreises des Hauses, das sie, Louise, bewohnt, erinnere, antwortete sie:

„Dieses Haus kostete uns tausend Franken jährlich Miethzins."

„Hm! das ist zu theuer für uns, nicht wahr, Bibi? Schade! . . ."

In diesem Augenblick trat ein Kammerdiener ein und sagte zu Gilbert:

„Der Piqueur des Herrn Lithographen fragt, ob der Herr heute mit Vieren ausfahren wolle, und ob man, um vom Bock zu fahren oder en Daumont anspannen soll?"

„Mein Junge, sagen Sie unserm Herrn Piqueur, unser Intendant habe unsere Befehle wie gewöhnlich."

„Verzeihen Sie, Herr Lithograph, Herr Thompson

wünscht die Befehle aus dem Munde des Herrn selbst zu erhalten."

„Mein Junge, bitten Sie Herrn Thompson, uns in Ruhe lassen zu wollen; wir haben Geschäfte, wir sprechen über Haushaltungsangelegenheiten."

Der Kammerdiener verbeugte sich und ging ab.

„Arme Leute!" seufzte Gilberte, „sie sind so glücklich in unserem Dienste! Welches Herzeleid für sie, wenn sie erfahren, daß wir sie verlassen! . . . Wir müssen freigebig gegen sie sein, nicht wahr, Geliebter?"

„Jedem ein paar tausend Franken Gratification, damit sie eben so zufrieden weggehen, als sie bei ihrem Eintritte gewesen sind," erwiederte Gilbert. „Aber, Minette, kommen wir auf unsere Rechnungen zurück, und bei meiner Treue, dieses Budget ist mehr nach meinem Geschmacke, als das, welches wir vor sechs Monaten mit unserem Intendanten festsetzten."

XLII.

Je tiefer Louise in den Charakter von Gilbert und Gilberte eindrang, desto mehr fühlte sie ihr Erstaunen und ihre Gemüthsbewegung zunehmen. Das Naturell der zwei jungen Eheleute offenbarte sich in seiner reizenden Treuherzigkeit bei jedem ihrer Worte oder bei jeder ihrer Handlungen; ihre Losmachung vom Reichthum war so aufrichtig, daß sie gar nicht an den rührenden und seltsamen Contrast dachten, den die freiwillige Bescheidenheit ihrer Entwürfe für die Zukunft im Vergleiche mit ihrem gegenwärtigen Ueberflusse bot.

„Ich sagte also," fuhr Gilberte fort, „tausend Franken Miethzins sei zu theuer für uns, und ich hätte doch um das Leben gern ein Häuschen wie das von Frau Louise gehabt. Welche Wonne, ganz nahe bei un-

serem Paris wohnen, das wir so sehr lieben, und einen kleinen Garten haben, wie auf dem Lande!"

„Das ist köstlich! Ich sehe von hier aus unsere Werkstätte, welche auf den Garten ginge und somit ein gutes Licht hätte, ein großer Vortheil für meine Arbeit!"

„Und ich, ich hätte immer hübsche Blumen gefunden, um sie als Modelle zu benützen; ich hätte nur wählen dürfen unter denen unseres Luststückes, das wir selbst gebaut und gepflegt haben würden! Wie Schade, daß ein Miethzins von tausend Franken zu theuer für uns ist!"

„Aber, meine arme Geliebte, hierauf kommt es nicht an: statt zweitausend fünfhundert Franken Rente nehmen wir dreitausend, viertausend, zehntausend, wir haben gehörig Muße dazu!"

„Wahrhaftig!" versetzte Gilberte. Dann nachdenkend: „Und dennoch . . . andererseits, siehst Du, wenn wir aus dem bescheidenen Wohlstande heraustreten, von dem Frau Louise spricht, wenn wir tausend Franken Rente für Dieses, tausend für Jenes beifügen, wo werden wir stehen bleiben? Unser halber Reichthum wird uns noch Sorgen machen; er wird abermals um uns her eine Menge interessirter Menschen herbeiziehen, die uns belagern werden. Wir werden wieder anfangen aller Welt zu mißtrauen, und wir verfallen wieder in den Wirrwarr von ekelhaften Dingen, aus dem wir gerade heraustreten wollen. Glaube mir, mein Gilbert, überschreiten wir unsere viertausend Franken nicht; ist das nicht genügend? Und dann, bedenkst Du, wenn man uns gesagt hätte zur Zeit, da wir von einem Tag in den andern lebten: „„Ihr habt zweitausend fünfhundert Franken Rente!""

„Wir hätten zu träumen geglaubt. Ah! Du hast wie gewöhnlich mehr gesunden Verstand als ich; seien wir vernünftig. Ueberschreiten wir unsere viertausend Franken nicht."

„Ich vermöchte Ihnen nicht zu sagen, wie sehr mich diese kleine Debatte rührt und interessirt," sprach Louise, „und wie sehr sie ein glückliches Vorzeichen für Ihre Zukunft ist. Uebrigens läßt sich Alles vereinbaren. Ich erinnere mich, daß ich in der Avenue Méricourt eine hübsche Wohnung mit Garten besichtigt habe; man wollte sie um fünfhundert Franken vermiethen, doch sie enthielt nicht genug Raum, und ich zog ein anderes Haus vor."

„Welch ein Glück! fünfhundert Franken! das wäre nicht zu theuer für uns!" rief Gilberte. Und mit einer kindischen Neugierde fragte sie: „Frau Louise, wie viel Zimmer hat das Häuschen?"

„Es hat nur ein Erdgeschoß, und, so viel ich mich erinnern kann, besteht es aus Folgendem: rechts vom Eingange die Küche und das Speisezimmer; links zwei Zimmer, von denen das eine sehr groß ist; und darüber eine für eine Dienerin ganz gut bewohnbare Mansarde."

„Vortrefflich!" rief Gilbert, „das ist gerade, was wir brauchen. Das kleine Zimmer nehmen wir zum Schlafzimmer und aus dem großen machen wir unsere Werkstätte."

„Und der Garten!" rief Gilberte, die sich vor Freude nicht fassen konnte, „der Garten ist hübsch, Frau Louise?"

„Er ist vielleicht viermal so groß als dieser Salon," erwiederte Louise, während sie in dem durch seine Vergoldungen blendenden, ungeheuer großen Gemache umherschaute; „und es findet sich darin ein schönes Bosquet von Acacien und Linden."

„Ein Bosquet von Acacien? Wir miethen das Haus!" rief Gilbert, nicht minder entzückt, als seine Frau. „Ich will unsern Intendanten abschicken, um den Miethvertrag zu schließen."

„Aber, Gilbert, wenn es unglücklicher Weise vermiethet ist?"

„Wenn es vermiethet ist, so kaufe ich es! Was macht

das mir? Ich bezahle dafür zwanzigtausend Franken, hunderttausend Franken, wenn es sein muß, um sogleich einziehen zu können."

„Ein Haus um hunderttausend Franken kaufen, während wir nur fünfhundert Franken Miethzins ausgeben können! Du bist verrückt, mein guter Gilbert."

„Es ist wahr! das ist die Gewohnheit, die Millionen zum Fenster hinauszuwerfen!"

„Und dann, angenommen, dieses Haus sei vermiethet, können wir nicht ein anderes um denselben Preis und auch in der Nähe von Paris finden?"

„Du hast Recht; gut also: fünfhundert Franken Miethe für dieses Häuschen oder für ein anderes. Und nun wollen wir unser Budget fortsetzen. Wir können uns ein gutes Dienstmädchen erlauben, um Dich in den Haushaltungsgeschäften zu unterstützen."

„Genehmigt! denn die Zeit, die ich damit zubrächte, daß ich Haus und Küche allein besorgen würde, wäre für die Arbeit verloren, was mich indessen nicht abhalten wird, Herrn Bibi, die Mirontons und die Gibelottes, nach denen Sie so sehr lüstern sind, selbst zu bereiten."

„Darauf rechne ich . . . Also zwei hundert und fünfzig Franken Lohn für das Dienstmädchen und fünfhundert Franken Miethe, das macht siebenhundert fünfzig Franken . . . Wie viel müssen wir nun für unsere Kost rechnen, Frau Wirthschafterin?"

„Für drei Personen . . . setzen wir siebenzig bis achtzig Franken im Monat . . . Das ist sehr anständig in Betracht, daß wir vor der Barrière wohnen werden, wo man keine Eingangsabgaben bezahlt, was eine ungeheure Ersparniß ist."

„Setzen wir hundert Franken monatlich mit den Extra."

„Hören Sie, Frau Louise, was für ein genußsüchtiger Mensch er ist! er denkt schon an die Extra!"

„Lassen Sie ihm diesen kleinen Fehler hingehen," erwiederte Louise lächelnd. „Das Resultat ist, daß Sie für Ihre Miethe, für Ihre Bedienung und für Ihren Tisch neunzehnhundert und fünfzig Franken auszugeben haben. Das sind die schweren Ausgaben: es bleiben Ihnen also, den Ertrag der Arbeit von Ihnen Beiden mitgerechnet, ungefähr zweitausend Franken, um Ihre anderen Bedürfnisse, Ihre bescheidenen Vergnügungen zu bestreiten und eine kleine Ersparniß zu machen."

„Und sollte es zufällig uns Beiden ein Jahr an Arbeit fehlen, so schicken wir unsere Dienerin weg, wir schränken unsere Vergnügungen ein und leben vortrefflich mit unseren zweitausend fünfhundert Franken Rente."

„Und sind wir alt und nicht mehr im Stande, zu arbeiten, so wird unsere Rente auch für uns hinreichen," sagte Gilbert, „weil wir, wenn wir einmal gute alte Leute geworden sind, kaum mehr an den Putz und an die Vergnügungen denken werden. Im Sommer die heiteren Sonnenstrahlen in unserem Gärtchen genießen, im Winter an der Ecke unseres Kamins bleiben, von der vergangenen Zeit plaudern oder lange Lecturen mit Hülfe unserer Brillen machen, das werden unsere Vergnügungen sein."

„Ich sehe schon Minette vor mir mit der Brille auf dem Ende ihres rosigen Näschens! Was für eine niedliche Alte wird sie sein!"

„Oh! ich sage nicht nein! Doch sicher ist, daß ich keine alte Zänkerin, keine Keiferin sein werde!"

„Und dann an einem schönen Tage," sprach Gilbert, indem er seiner Frau ein Zeichen des Verständnisses machte, „an einem schönen Tage werden wir mit einander heiter und neugierig, wie die Elstern, abgehen, um zu sehen, ob anderswo die alten Leute auch Brillen tragen. Frau Louise, unser Budget ist also abgeschlossen, wir werden vortrefflich mit unseren viertausend Franken leben. Was werden wir aber mit diesem Haufen von Millionen

machen, die uns heute bleiben, und die zu uns die Schaaren von Lumpen, Bettlern und Spitzbuben ziehen würden, wie der Honig die Fliegen anzieht?"

„Sie haben ein Mittel, Ihre Reichthümer zu Erleichterung der Leidenden anzuwenden, ohne sich um die tausend Einzelheiten, um diese Art von Verwaltung zu bekümmern, zu der Sie sich unfähig fühlen. Sie sprachen so eben von der süßen Ruhe, die Ihr bescheidener Wohlstand Ihren alten Tagen sichern würde. Diese Ruhe, wie Viele können auf sie hoffen unter denen, welche, wie Sie, Blumenmacherinnen sind, Frau Gilberte? unter denen, welche, wie Sie, Lithographen sind, Herr Gilbert? Nicht wahr, eine sehr kleine Zahl?"

„Ah! ja, leider, Frau Louise, denn bei unseren Gewerben ermüdet sich das Gesicht ungemein und nutzt sich rasch ab. Sind aber einmal die Augen verloren, so taugt man für nichts mehr! Ach! wie kann es halb blinden, armen alten Leuten ergehen!"

„Oh! Frau Louise, wenn meine Frau und ich nach einer langen Nachtarbeit bei der brennenden Helle unserer Lampe Blendungen fühlten, da wurden wir ganz traurig, indem wir uns sagten: „„Wenn eines Tags unglücklicher Weise unser Gesicht so schwach würde, daß es uns nicht mehr möglich wäre, zu arbeiten, mein Gott! was wäre unser Loos?""

„„Denken wir nicht hieran, das ist zu gräßlich!"" antworteten wir, und wie gewöhnlich umarmten wir uns, um unsere Befürchtungen zu vergessen."

„Das Loos, das Sie befürchteten, ist leider das einer großen Anzahl von Ihren Arbeitsgefährten. Nun denn! da Sie in einer rührenden Originalität Ihr Gewerbe dadurch verherrlichten, daß Sie sich einen Titel daraus machten, wodurch Ihr Reichthum geehrt wurde, so mögen sich die zwei Worte: Blumenmacherin und Lithograph in dem Gedanken Ihrer mitleidigen

Großmuth wiederfinden. Ja, das große Vermögen, das auf Ihnen lastet, und von dem diese Täuschungen, diese schmerzliche Verachtung der Menschheit, unter der Sie so sehr gelitten haben, herrühren, dieses große Vermögen, wenden Sie es zu Gründung eines Asyls für das Alter und die Gebrechlichkeiten derjenigen an, welche Ihr Gewerbe getrieben haben."

„Ah! Minette, das ist ein herrlicher Gedanke!"

„Vortrefflich; doch wir haben Ihnen gesagt, Frau Louise, wir werden so viel Geld geben, als man will, aber wir sind unfähig, uns mit einer solchen Stiftung zu beschäftigen."

„Diese Stiftung wird Ihnen keine Sorge machen; treten Sie Ihr Vermögen der Stadt Paris ab, die Sie so sehr lieben; ihr Gemeinderath ist redlich, erleuchtet, dem öffentlichen Wohle ergeben; er wird es übernehmen, Ihren Wunsch zu verwirklichen, dieses Asylhaus, einen friedlichen Zufluchtsort für die durch das Alter oder die Gebrechen gebeugten Lithographen und Blumenmacherinnen zu gründen und zu leiten. Diese armen Leute werden durch Ihren Beistand so die Ruhe und die Wohlfahrt während ihrer letzten Tage kennen und genießen, und der Name von Gilbert und Gilberte wird von Zeitalter zu Zeitalter gesegnet sein, da Sie diese Stiftung wie das Andenken an Ihre Wohlthaten überleben wird!"

„Wie, Frau Louise, das ist so einfach? Man braucht nur sein Geld zu geben und zu sagen: „„Ich will diese oder jene Anstalt gründen;"" und der vortreffliche Gemeinderath von Paris hat die Gefälligkeit, das Uebrige zu besorgen? man hat das Vergnügen, ohne die Mühe zu haben? Aber, Minette, das ist köstlich!"

„Ich glaube wohl! der gute Gemeinderath von Paris wird bei dieser Stiftung sein, was Herr Guêpier, unser Intendant, bei unsern Ausgaben war. Mein Gott! wie leicht und bequem und angenehm ist es, Gutes zu

„Sie fühlen sich also entschlossen, den Rath, den ich Ihnen gebe, zu befolgen?“

„Oh! von ganzem Herzen, Frau Louise, nicht wahr, Gilbert?“

„Bei meiner Treue, ja! Ich glaube, das wird einen gewissen Effect bei uns machen in dem Augenblick, wo wir von Erzmillionären ganz kleine Rentiers werden. Doch ist dieser Augenblick vorüber, so werden wir, weit entfernt, unsern Entschluß zu bereuen, uns darüber freuen, wenn wir vor Allem an das Glück denken, das uns auf ewige Zeiten so viele arme Leute zu verdanken haben sollen, und uns der Widerwärtigkeiten, der Betrübnisse erinnern, die uns unser verfluchtes Geld verursachte.“

Gilbert wurde durch einen Kammerdiener unterbrochen, welcher eintrat und meldete:

„Herr Lithograph, der Herr, der die Dame begleitet,“ und er bezeichnete Louise mit dem Blicke, „bittet die Dame, zu ihm zurückkommen zu wollen.“

„Das ist Herr Poussard. Er muß in der That unsere Unterredung sehr lang finden,“ sagte Louise, „doch ich werde mich bald zum General begeben.“

„Wie kommt er hierher?“ rief Gilbert; „und er erlaubt sich, Ihnen nachzujagen, Frau Louise! Warten Sie einen Augenblick. Ich will den Herrn General Lebensart lehren.“

Und er lief an sein Bureau und schrieb folgende Worte auf ein Blatt Papier:

„Dicker Unglücklicher,

„Wenn Sie sich noch einmal einfallen lassen, mich daran zu erinnern, daß Sie sich in meinem Hause befinden, wenn Sie sich noch einmal einfallen lassen, nicht gegen Frau Louise die Rücksichten und die Ehrfurcht zu beobachten, welche Sie einer so vortrefflichen und be-

wunderungswürdigen Dame schuldig sind, so vernehme[n] Sie wohl Folgendes, was ich unterstreiche:

„Verfehlten Sie sich je gegen meine Er[-]mahnungen, so bekämen Sie eine **gräßlich[e] Kolik**, so oft Sie **essen oder trinken** wollte[n,] abscheulicher Schlemmer, der Sie sind!

„Das wäre Ihre gerechte Bestrafung.

„Zittern Sie!

„Und ich unterzeichne:

„Gilbert."

„N. S. Ich bin derjenige, welcher im Salon de[s] Herzogs von Saligny, in dem Augenblick, wo der Mar[-]quis von Montlaur gleichsam sterbend war, die grausam[e] Kolik über Sie verhängt hat, die Sie bekomme[n] haben und immer bekommen werden in dem Moment[,] wo Sie sich schlagen wollen.

„Die Vergangenheit diene Ihnen als Lehre!"

„Wohl dem, der das versteht und sich zu Nutz[e] macht!"

Gilberte, als sie ihren Mann schreiben sah, näher[te] sich ihm und las, indeß er schrieb. Sie brach auc[h] in ein schallendes Gelächter aus, als das Billet be[-]endigt war.

„Wir haben allerdings nicht mehr die Macht, diese[m] abscheulichen Poussard die Kolik zu geben," sagte Gilbe[rt] leise zu seiner Frau; „doch da wir sie ihm schon einm[al] gegeben, so wird er sich fürchten und es nie wagen, sei[ne] arme Frau zu quälen."

Er faltete dann das Billet zusammen, währen[d] Louise die zwei jungen Leute mit Erstaunen anschaut[e,] denn sie konnte sich nicht vorstellen, in welcher Beziehung d[er] General Poussard zu ihnen stehen dürfte, übergab de[n] Brief dem Bedienten und sagte zu ihm:

„Bringen Sie das dem dicken Herrn."

Der Bediente ging ab.

„Oh! Frau Louise," sprach Gilbert, indem er zu der
ngen Frau zurückkehrte, „welchen Muth haben Sie
thig gehabt, um diesen abscheulichen Poussard zu hei-
then, Sie, die Sie Georges Hubert so zärtlich, so
roisch liebten!"

„Oh! ja, das war ein heldenmüthiges Opfer von
hnen," fügte Gilberte bei. „Sie heirathen diesen garsti-
n Menschen, während Sie im Grunde Ihres Herzens
ehr als je Ihren geliebten Dichter, wie Sie sagten,
beteten."

XLIII.

Als Louise Gilbert und Gilberte von ihrer Liebe
r Georges Hubert und von dem heldenmüthigen Opfer,
s sie sich auferlegt, sprechen hörte, war sie ganz ver-
inert; sie erbleichte und zitterte vor Schrecken. Fremde
saßen ihr Geheimniß, und sie hielt es für so uner-
rschlich, daß sie geglaubt hatte, sie könne sich an die
ngen Leute wenden, um die Abtretung mehrerer Gegen-
inde, welche dem Dichter gehört hatten, zu erlangen.
a sie ihr Geheimniß in der Gewalt von Gilbert und
ilberte sah, welche schon von gewissen Einzelheiten
res Lebens unterrichtet waren, fühlte Louise auch ihre
ngst sich vermehren, denn sie dachte, die Frucht ihrer
ufopferung könnte durch eine Indiscretion verloren gehen.

Voll Bewunderung für Louise, tief gerührt von der
heilnahme, die sie ihnen durch ihre weisen und edlen
athschläge bezeigte, waren Gilbert und Gilberte in
esem Augenblick auch darauf bedacht, sie wegen ihrer
ldenmüthigen Liebe zu preisen und zu verherrlichen,
obei sie vielleicht auch dem unschuldigen Verlangen
chgaben, sie dadurch in Erstaunen zu setzen, da sie ihr

die Thatsachen offenbarten, welche nur ihnen allein bekannt, weil sie Georges Hubert und seine Geliebte gewesen.

Als Gilbert die Verstörung in den Gesichtszügen der jungen Frau wahrnahm, die er der Anwesenheit des Generals im Hause zuschrieb, sagte er:

„Seien Sie unbesorgt, Frau Louise, ich habe ihm geschrieben und zwar mit guter Tinte, diesem abscheulichen Poussard, und wenn er so schändlich gewesen ist, Sie unglücklich zu machen, so wird er nicht mehr anfangen, dafür stehe ich Ihnen."

„Ah! arme Frau Louise," sprach Gilberte mit mitleidigem Tone, „welch eine entsetzliche Nacht war die Nacht, wo Sie, um sich bei Georges Hubert verhaßt zu machen, ihm Alles zu sagen suchten, was ihn verletzen könnte!"

„Und mit welcher Geschicklichkeit, mit welchem Muthe haben Sie diese Rolle gespielt, die Ihnen jeden Augenblick das Herz brach!"

„Die Worte, welche auszusprechen Sie vielleicht am meisten Ueberwindung gekostet haben, waren die, wo Sie Georges Hubert sagten, Sie haben ihn immer nur aus Eitelkeit geliebt . . . und . . ."

Gilberte unterbrach sich beim Anblick von Louise, die, bleich wie eine Todte, krampfhaft zitterte und ganz bestürzt umherschaute. Sie machte ein paar Schritte, um aus dem Salon wegzugehen, doch es fehlte ihr an Kräften, und sie wäre vielleicht des Bewußtseins beraubt, niedergefallen, ohne Gilbert, der hinzulief, sie in seinen Armen aufnahm und auf ein Canapé legte, mit Hülfe von Gilberte, welche, nicht minder beängstigt als ihr Mann, wie er die unkluge Offenbarung, deren traurige Folgen sie sahen, bereute.

„Mein Gott! mein Gott! was haben wir gethan?" murmelte Gilberte in Thränen zerfließend und vor dem Canapé knieend, auf welchem Louise beinahe des Gefühls

beraubt ausgestreckt lag. Dann nahm sie eine von ihren Händen, bedeckte sie mit Küssen und fügte bei: „Wir haben ihr, ohne es zu wollen, einen erschrecklichen Schlag beigebracht!“

„Verflucht seien wir! . . . Das ist, um sie wahnsinnig zu machen! . . . wir sagen ihr Dinge, die unmöglich eine Andere, als sie selbst wissen kann!“

„Ach! das ist für sie, um darüber die Vernunft zu verlieren,“ versetzte Gilberte. Dann, da sie die eiskalte Hand von Louise wieder einige Wärme annehmen fühlte und ihr bleiches Gesicht allmählig sich färben sah, rief sie: „Sie kommt zu sich! ihr Nervenzittern hat aufgehört! . . . ihre Wangen werden wieder rosenfarbig!“

„Und wenn sie wieder bei sich sein wird,“ flüsterte Gilbert seiner Frau zu, neben die er gekniet war, „wenn sie uns fragt, wie wir ihr Geheimniß besitzen, was antworten?“

„Wir müssen ihr gestehen, daß wir Georges Hubert und sie selbst gewesen sind.“

„Sie wird uns nicht glauben.“

„Oh! doch . . . da es die Wahrheit ist.“

„Wenn Sie uns glaubt, wird es noch schlimmer sein . . . sie wird uns für den Teufel halten . . . sie wird wahnsinnig werden.“

„Oh! Geliebter,“ rief plötzlich Gilberte, deren reizendes Gesicht unter ihren Thränen strahlte, „eine Idee von Minette . . . wir sind gerettet!“

„Was sagst Du?“

„Alles wird sich auf eine natürliche Art erklären.“

„Das ist unmöglich!“

„Stille . . . sie öffnet die Augen . . . sie erhebt sich!“

Diese leise von Gilbert und Gilberte ausgetauschten paar Worte waren von Louise nicht gehört worden. Sie trat kaum aus der Nervenkrise hervor, in welche sie die erstaunliche Offenbarung ihres Geheimnisses versetzt hatte. Ihr Blut fing indessen wieder an zu kreisen, ihr Athem

verworrener Geist machte sich frei von seiner vorübergehenden Vernichtung, sie erhob sich langsam auf dem Canapé und schaute mit scheuen Blicken umher. Plötzlich hefteten sie sich auf die zwei jungen Leute, welche zu ihren Füßen knieten. Sie betrachtete sie dann mit einem Ausdrucke wachsender Bangigkeit, und ihre Erinnerungen sammelnd, warf sie sich ungestüm zurück, verbarg ihr Gesicht in ihren Händen und gab einen Ausruf des Schreckens von sich.

„Lassen Sie mich!“ rief sie, „oh! lassen Sie mich, Sie machen mir bange.“

Kaum hatte sie diesen Ausruf von sich gegeben, kaum hatte sie so gesprochen, als plötzlich ein dumpfer Wiederhall, ähnlich dem eines ziemlich-gewichtigen Gegenstandes, den man würde fallen lassen, hinter einer Füllung des Täfelwerks, ganz in der Nähe des Canapé, auf welchem sich Louise befand, hörbar wurde.

Anfangs erstaunt über dieses Geräusch, das aus dem Inneren der dicken Wand zu kommen schien, wechselten sodann Gilbert und Gilberte einen Blick, den sie gegenseitig begriffen.

„Es ist ohne Zweifel die Person, welche sich mit der geheimnißvollen Nachsuchung beschäftigt, die wir ihr erlaubt haben,“ dachten sie.

Dann vergaßen sie diesen Vorfall und waren nur darauf bedacht, Louise zu trösten. Gilberte hatte ihrem Manne (der sehr an der Erfüllung dieses Versprechens zweifelte), versprochen, auf eine ganz natürliche Weise Louise zu erklären, wie die zwei jungen Eheleute in den Besitz ihres Geheimnisses gekommen.

„Frau Louise,“ rief Gilberte, indem sie die Hände faltete und sich an die junge Frau wandte, welche ihren Schrecken so deutlich kundgegeben hatte, „beruhigen Sie sich, mißtrauen Sie uns nicht, wir ließen uns lieber tödten, als daß wir Ihr Geheimniß verrathen würden!“

„Man könnte uns in einem Mörser zerstoßen, meine Frau und ich würden nicht: uff! sagen."

„Ich bitte, hören Sie mich an, Frau Louise! Sie werden erfahren, wie wir von Ihrem Geheimniß unterrichtet worden sind . . . Mein Gott! das ist ganz einfach . . ."

„Das ist das Allereinfachste der Welt! Sie werden sich hievon überzeugen," fügte Gilbert bei, obgleich er sich vergebens den Kopf zerbrach, um zu errathen, was seine Frau Louise sagen würde, welche, trotz ihrer Bangigkeit, auf die Worte der jungen Leute horchte.

„Hören Sie, wie das zugegangen ist," sprach Gilberte. „Vor einiger Zeit lasen wir in einem kleinen Journal, Herr Georges Hubert lebe unter einem angenommenen Namen mit einer Dame, die er anbete . . ."

„Und das Journal hieß sogar der Spürhund," setzte Gilbert hinzu, um durch dieses Detail die Erzählung von Gilberte zu verstärken; „ein abscheuliches, empörend indiscretes Journal."

„Am Abend desselben Tages, wo wir dies lasen, plauderten mein Mann und ich, ehe wir uns zu Bette legten, von Herrn Georges Hubert und dieser Dame, die er liebte."

„Ja, wir plauderten bis um halb drei Uhr Morgens, und ich sagte zu Minette: „„Gehen wir doch zu Bette, kleine Schwätzerin, gehen wir zu Bette.""

„Diese lange Plauderei war sehr natürlich . . . wir hegten eine wahre Anbetung für Georges Hubert, wegen seiner Güte, wegen seines Talents. Alles, was ihn interessirte, berührte auch uns."

„Weiter, weiter!" rief Louise mit einer angstvollen Ungeduld. „Vollenden Sie!"

„Wo des Teufels will denn Minette hinaus?" dachte der junge Mann. „Nie wird sie sich da her-

anziehen können. Ich sehe nur Feuer und schwitze schwere Tropfen."

„Nun, am Abend, ehe wir uns zu Bette legten, haben wir so viel, und so gut und so lange von Herrn Georges Hubert gesprochen und von der Dame, welche keine Andere war, als Sie, Frau Louise," fuhr Gilberte fort, „daß . . . und das geschieht alle Tage, nicht wahr? . . . daß ich ganz natürlich von Herrn Georges Hubert und von Ihnen träumte . . . Das Seltsame dabei aber ist, daß ich in meinem Traume Sie war, Frau Louise, und daß mein Mann Georges Hubert war."

„Bravo! Minette," dachte Gilbert; „bravo! das ist sehr stark! Ich hätte das nie ganz allein gefunden."

Diese, übrigens ziemlich wahrscheinliche, Erklärung, die einzige, welche ein für den Geist von Louise unbegreifliches Geheimniß aufhellen konnte, ergriff sie. Sie fing an sich zu beruhigen und hörte Gilberte mit verdoppelter Aufmerksamkeit zu.

„Und so träumend, bekam ich, wie Sie sehen, ganz natürlich Kenntniß von sehr vielen Umständen des Lebens von Herrn Georges Hubert und des Ihrigen, da ich Sie selbst war. So war ich zum Beispiel Sie selbst an dem traurigen Abend, wo Sie dem Falle des Dramas Ihres Freundes beiwohnten, ein Fall, der nach der Ansicht Ihrer Theaternachbarn durch Ihren leidigen Einfluß auf den großen Dichter, den Sie zum Hanshammel machten, verursucht wurde."

„Das war widerwärtig," fügte Gilbert bei, „denn als ich Georges Hubert war, — immer nach dem Traume von Minette, — haben Sie mich zum glücklichsten Sterblichen gemacht."

„Ich bitte, fahren Sie fort," sagte die junge
au zu Gilberte; „ich kann kaum glauben, was ich höre."

„Vom Theater zurückkehrend (es versteht sich, daß
immer Sie selbst zu sein träumte), fand ich meinen
. . nein, das heißt den Ihrigen . . . ich werde
virrt. Er wollte Sie holen, drohte Ihnen

Sie in ein Kloster einzusperren, Herrn Georges Hubert als Entführer gerichtlich zu verfolgen, ihm einen Prozeß anzuhängen, und andere Schändlichkeiten, sollten Sie sich weigern, das Ungeheuer Poussard zu heirathen. Statt sich gegen diesen Vorschlag zu empören, sagten Sie sich (immer nach meinem Traume): „„Ich übe auf den Dichter, den ich anbete, einen schlimmen Einfluß, ich lösche sein Genie aus. Mein Vater droht mir, den Mann, für den ich mein Leben geben würde, gerichtlich zu belangen. Wohlan! ich heirathe den General Poussard: das ist das einzige Mittel, meinen Georges Hubert vor den Verfolgungen zu bewahren, deren Opfer er sein kann, und ihn von mir zu entfernen, da ich auf sein Talent so nachtheilig wirke.““

„Nein,“ rief die junge Frau, „nein, ein Traum vermöchte sich nicht bis auf diesen Grad der Wirklichkeit zu nähern! Das ist unmöglich! Es ist hiebei ein erschreckliches Geheimniß, das mein Geist vergebens zu ergründen trachtet. Mein Gott! ich zweifle an meinen Sinnen, an mir selbst!“

„Ei! ich theile Ihnen ganz einfach das mit, was ich geträumt habe, Frau Louise.“

„Und diesen Traum hat mir Minette bei ihrem Erwachen so erzählt, wie sie ihn zu dieser Stunde Ihnen erzählt.“

„Und dennoch,“ sagte Louise nach neuen unmächtigen Versuchen, sich Rechenschaft über dieses Wunder zu geben, „dieser Traum, so seltsam er ist, kann allein das erklären, was sonst unerklärlich, unmöglich, übernatürlich bleibt.“

„Nun,“ fuhr Gilberte fort, indem sie einen Blick des Triumphes auf Gilbert warf, „sobald Sie entschlossen waren, sich, diesen abscheulichen Poussard heirathend, zu opfern, sagten Sie sich:

„„Das ist nicht Alles: mein Georges liebt mich, ich ihn liebe; er muß mich ebenso sehr hassen, verten, als er mich angebetet hat!““ Oh! arm-

Louise, das hat Sie (immer nach meinem Traume) am meisten gekostet! Sie von Georges Hubert gehaßt machen!"

„Und ich war, wie es scheint, trotz meines Genies, gutmüthig genug, um zu glauben, Sie, die Perle der Frauen, könnten so ganz mit einem Male eine hassenswerthe Creatur werden! Zu meinem Lobe muß ich übrigens sagen, daß ich einigen Verdacht gehabt habe, Sie täuschen mich!"

„Doch Sie spielten so muthig diese Rolle, die Ihnen jeden Augenblick das Herz brach, daß Ihr Georges am Ende glaubte, Frau Louise, Sie haben ihn immer nur aus Eitelkeit geliebt. Und Sie machten, daß er sie verabscheute; das war Alles, was Sie wollten. Sie zerrissen so aus aufopfernder Ergebenheit die Bande, die das Genie Ihres Dichters fesselten, um ihn dem Ruhme, der Freiheit wiederzugeben. Dann suchte er in seinen Arbeiten das Vergessen der Vergangenheit, indem er nicht einmal Ihren Verlust beklagte, da er Sie für eine seiner unwürdige Frau hielt, und Sie beteten ihn im Gegentheil mehr als je an. Sie sehen, es ist nicht meine Schuld, wenn wir durch diesen Traum Ihr Geheimniß besitzen. Beruhigen Sie sich jedoch, wir werden es getreulich bewahren und . . ."

Gilberte konnte nicht vollenden. Plötzlich schlüpfte die erwähnte Füllung, in deren Nähe Louise saß, rasch in ihren Falzen zurück und gewährte Georges Hubert Eingang. Bleich, das Gesicht in Thränen gebadet, stürzte er zu den Füßen der jungen Frau und rief mit einem herzzerreißenden Ausdruck:

„Gnade, Louise! oh! Gnade! Verzeihung! Mein Leben . . . mein Leben ganz Dein! um diesen unseligen Irrthum zu sühnen."

„Georges!" rief die junge Frau betäubt: „wo bin ich? . . . mein Verstand geräth in Verwirrung! . . . mein Gott, habe Mitleid mit mir!"

Gilbert zog sich rasch mit seiner Frau in den Hintergrund des Zimmers zurück, um Louise und den Dichter so viel als möglich allein zu lassen, und sagte leise:

„Ah! Geliebte, Herr Georges Hubert war derjenige, welcher das Kistchen in dem Verstecke suchte!“

„Er hat uns gehört, er weiß nun Alles.“

„Louise, Verzeihung!“ murmelte der Dichter mit einer durch das Schluchzen stockenden Stimme, indem er mit Thränen und Küssen die Hände der jungen Frau bedeckte. „Oh! meine angebetete Louise! arme Märtyrin!“

„Georges . . . lassen Sie mich,“ erwiederte die junge Frau mit ohnmächtigem Tone. „Sie tödten mich.“

„Oh! der erste Schrei meines Bewußtseins, meines Herzens ist gewesen: „„Nein, Louise kann nicht ihrer unwürdig werden!““ Ach! die Tiefe Deiner Ergebenheit hat mich getäuscht! Doch ich finde Dich wieder, Seele meines Leben! ich finde Dich wieder, und für immer!“

„Um des Himmels willen, hören Sie mich an,“ sprach die junge Frau mit bebender Stimme, während Gilbert und Gilberte, welche sich an der Hand haltend bei der Thürschwelle standen, in der Stille weinten; „hören Sie mich an.“

„Siehst Du, ich muß Dich wohl durch die Macht des Glücks vergessen lassen, was Du gelitten hast, arme Märtyrin!“ sagte der Dichter in einer Trunkenheit, die an den Wahnwitz grenzte. „Durch meine Zärtlichkeit besiegt, mußt Du mir wohl verzeihen, daß ich einen Tag, einen einzigen Tag an Dir gezweifelt habe.“

„Aber, Wahnsinniger, ich bin verheirathet . . . mein Gatte ist hier . . . er erwartet mich . . .“

„Dein Gatte! . . . Bist Du sein Weib! Gehörst Du nicht mein, wie ich Dir gehöre!“

„Georges, ich habe den Muth gehabt, ein großes Opfer zu vollbringen; ich werde den Muth haben, die Treue, die ich freiwillig geschworen, rein zu erhalten!“

welche aus Discretion beständig im Hintergrunde des Salon geblieben waren, — trostlos über ihre Unbedachtsamkeit, und dennoch wieder einen Trost darin findend, daß sie sich sagten, die heldenmüthige Selbstverleugnung von Louise sei nun wenigstens demjenigen bekannt, welcher sie eingegeben, — Gilbert und Gilberte sahen einen Kammerdiener eintreten. Er meldete, indem er Louise mit dem Blicke bezeichnete:

„Der Herr, der die Dame begleitet, verlangt durchaus eingelassen zu werden."

„Mein Mann!" rief Louise. Dann fügte sie bei, indem sie aus einer Geberde von Georges errieth, welche Besorgnisse er für sie hatte: „Bleiben Sie! befürchten Sie nichts für mich! Ich habe nichts von dem, was hier gesagt worden ist, zu verbergen!"

„Oh! dieser Mensch!" sagte der Dichter voll Wuth, „warum habe ich diesen Menschen nicht getödtet!"

„Wie!" fragte Gilbert den Bedienten, „trotz des Briefes, den ich ihm geschrieben, will der General durchaus eintreten?"

„Seitdem ich ihm den Brief vom Herrn Lithographen übergeben," erwiederte der Kammerdiener, „irrt dieser Herr im Salon umher, wie eine Seele im Fegfeuer; er scheint in einer tödtlichen Unruhe zu sein . . . und . . ."

Der Bediente unterbrach sich, als er hastige Tritte hinter sich hörte; er wandte sich um und sah den General Poussard, bleich, zitternd, bestürzt herbeilaufen.

Die Drohung von Gilbert:

„Ich werde Ihnen die Kolik geben, so oft Sie trinken und essen wollen,"

Hatte einen um so gewaltigeren Eindruck auf den schon geschwächten Geist des Exraufers gemacht, als diese Drohung unterzeichnet war:

„Derjenige, welcher Dir schon die Kolik gegeben so oft Du Dich schlagen wolltest."

Diese Prophezeihung hatte sich furchtbar verwirklicht, so daß, um nach der ersten Thatsache zu urtheilen, so unbegreiflich sie für den Verstand des Generals geblieben war, die zweite Drohung, nach seiner Ansicht, ebenso in Erfüllung gehen konnte, und er hielt sie für noch viel erschrecklicher, als die erste. In der That, „von einer entsetzlichen Kolik befallen werden, so oft man sich anschickt, zu trinken oder zu essen," das heißt einfach zum Hunger- und Durstlode verdammt sein. Man begreift also die Befürchtungen, die Bangigkeiten von Herrn Poussard, als er das Billet von Gilbert erhalten, gelesen und wieder gelesen hatte.

Einer wachsenden Angst preisgegeben, vergaß der Exrauser das ausdrückliche Verbot, das er erhalten, das Gespräch der Gebieter des Hauses zu stören; er konnte dem Verlangen nicht widerstehen, den Urheber dieser Drohung zu sprechen, welche eben so wohl auch ein schlechter Spaß sein konnte, in Betreff dessen der General sich sehr wenig empfindlich gezeigt haben würde. Er lief auch bestürzt, erschrocken, verwirrt dem Kammerdiener nach.

Gilbert, als er den Baron erblickte und zugleich an die Gegenwart von Georges Hubert dachte, welche Gegenwart so gefährdend für Louise, eilte dem Eindringling entgegen, um ihn zu verhindern, die Schwelle zu überschreiten, und versperrte ihm den Weg.

„Mein Herr!" rief keuchend und mit flehender Stimme Poussard, in dessen leichenblassem, in Schweiß gebadetem Gesichte das Gepräge der Angst sichtbar war, „mein Herr, ich bitte, erlauben Sie mir, Sie in Demuth zu fragen, ob dieses Billet," und er zeigte es mit einer krampfhaft zuckenden Hand, „ob dieses Billet . . . von Ihnen . . . geschrieben worden ist . . ."

„Ich habe es geschrieben," erwiederte Gilbert, da er sah, die Wirkung seiner Drohungen übersteige seine Hoffnungen; „ja, ich habe im Salon des Herzogs von

Saligny eine grausame Kolik über Dich verhängt, so oft Du Dich werdest schlagen wollen."

„Oh! die Stimme! es ist dieselbe Stimme!" murmelte der General, dem sich die Haare vor Schrecken sträubten, als er die Stimme von Gilbert erkannte, der in jener verhängnißvollen Nacht, und zwar in dem Augenblick, wo er aus dem Leben des Marquis von Montlaur heraustretend wieder er selbst wurde, den Raufer der Kolik preisgegeben hatte. „Dieser Ton! .. diese Stimme, ich erkenne sie!" fuhr der General fort, dem die Zähne vor Angst klapperten. „Nie, nie ... habe ich sie vergessen; es ist dieselbe Stimme!"

„Ah! trotz meiner Befehle bist Du eingetreten, dicker Unglücklicher!" sprach Gilbert mit einem furchtbaren Tone. „Ah! Du willst mir trotzen!"

„Gnade! Gnade!"

„Keine Gnade! Du bist eben so grausam, als gefräßig gewesen; Du wirst da bestraft werden, wo Du gesündigt hast."

„Ein Wort, hören Sie mich an," rief der Exraufer, die Hände faltend, „ein einziges Wort ... aus Barmherzigkeit!"

„Barmherzigkeit für Dich, entsetzlicher Schlemmer, der Du so schändlich gewesen bist, eine Zwiebelsuppe in dem Augenblick zu verlangen, wo ich mich, da ich der Marquis von Montlaur war, in einem Duelle schlagen sollte, das Du veranlaßt hattest, abscheulicher Raufer!"

„Mein Herr, lassen Sie mich Ihnen nur sagen ..."

„Alle Teufel! schweige und höre Dein Urtheil an: früher habe ich Dir, um Deine Grausamkeit zu bestrafen, eine gräßliche Kolik gegeben, so oft Du Dich werdest schlagen wollen; heute, um Deine Schlemmerei zu bestrafen, will und befehle ich, daß Du von diesem Augenblicke an, da ich mit Dir spreche, eine entsetzliche Kolik bekommen sollst, so oft Du wirst trinken oder essen wollen ... Es ist geschehen!"

„Ich bin verloren!“ stammelte der General, der seine Beine schlottern fühlte. „Ich bin todt!“

Und er fiel vernichtet in einen Lehnstuhl in der Secunde, wo Herr Guspier bestürzt herbeilief und Gilbert zurief:

„Herr, Herr, es ist ein Gerichtsbeamter mit einem Polizeicommissär da. Sie wollen Sie auf der Stelle sprechen; sie folgen mir, sie haben zwei Agenten als Wache vor der Thüre meines Cabinets gelassen, wo sich meine Kasse findet; Stadtsergenten sind im Hofe des Hotels, sie haben Befehl, Niemand aus dem Hause weggehen zu lassen; Niemand, nicht einmal Sie, mein Herr! nicht einmal Sie, Madame!“

Als Gilbert und Gilberte Herrn Guspier mit einer bestürzten Miene melden hörte, ein Polizeicommissär und ein Gerichtsbeamter seien im Hotel erschienen und haben befohlen, Niemand hinauszulassen, ohne nur die Gebieter des Hauses von dieser Maßregel auszunehmen, waren unsere jungen Eheleute weniger besorgt, als erstaunt, denn sie dachten, sie haben nichts mit der Polizei zu schaffen.

Georges und Louise gaben auch einiges Erstaunen kund. Schon zerstreut von ihrem Schmerze durch die Ankunft des Generals und die seltsame Anrufung von Gilbert, der über den Exrauser eine gräßliche Kolik verhängte, so oft er würde essen oder trinken wollen, hatten sie sich Anfangs gefragt, ob der Eigenthümer des Hotel d'Orbeval verrückt werde. Sie erinnerten sich indessen, jedes für sich, der Schwachheit des Generals, wie er es nannte, und seines letzten Duells, und Georges und Louise wußten, daß sich die erste Drohung von Gilbert unbegreiflicher Weise verwirklicht hatte; ihre Verwunderung verdoppelte sich auch beim Anblick eines Gerichtsbeamten, welcher in Begleitung eines Gerichtsschreibers beinahe auf den Fersen des Intendanten eintrat. Als Louise wahrnahm, daß ihr Gatte ein paar Schritte von

ihr unbeweglich auf dem Stuhle saß, in den er auf die Stimme von Gilbert vernichtet gefallen war, sagte sie leise zum Dichter:

„Gott befohlen, Georges . . . wenn Sie nicht mein unglückliches Leben auf immer der Verzweiflung preisgeben wollen, machen Sie, daß Ihr Name wieder glorreich zu mir gelange!"

„Wie! ein ewiges Lebewohl!" rief der Dichter, da er die junge Frau sich rasch gegen ihren Gatten wenden sah. „Louise! Louise."

Doch ohne Georges Hubert zu antworten, näherte sich Louise dem General, während der Beamte gerade auf Gilbert zuging und zu ihm sagte:

„Mein Herr, Sie sind Herr Gilbert, der Eigenthümer dieses Hotels?"

„Ja, mein Herr."

„Und Madame ist Ihre Frau?"

„Ja, mein Herr!"

„Sehr gut," sprach der Beamte. Und sich an den Polizeicommissär wendend: „Die Identität ist erwiesen."

„Mein Herr," fragte Gilbert, „wer sind Sie und was wollen Sie von uns?"

„Mein Herr, ich bin der Instructionsrichter," antwortete mit ernstem Tone der Gerichtsbeamte, „und ich komme, um das Mandat zu vollziehen, mit dem ich beauftragt bin."

Gilbert und Gilberte schauten sich ganz verblüfft an, als sich plötzlich der Exrauser mit allem Ungestüm erhob und rief:

„Herr Beamter, ich bin der Baron Poussard, pensionirter General."

Der Beamte verbeugte sich leicht und sagte:

„Was steht zu Ihren Diensten, Herr General?"

„Mein Herr, ich verlange Gerechtigkeit gegen diesen Menschen." Und er bezeichnete mit der Geberde Gilbert, der sich gerade anschickte, die Gerichtsleute zu fra-

gen, was sie von ihm wollten. „Mein Herr,“ stammelte der General immer mehr verstört, „beschützen Sie, vertheidigen Sie mich gegen die Hexereien dieses Menschen; ich sage Ihnen, er ist erschrecklich.“

„Ich bitte, beruhigen Sie sich,“ sprach Louise zu ihrem Gatten; „nehmen Sie meinen Arm und lassen Sie uns gehen!“

„Ich werde nicht von hier weggehen, ehe ich Gerechtigkeit gegen diesen erschrecklichen Menschen erlangt habe,“ erwiederte der General, indem er seine Frau zurückstieß, welche sich seines Armes bemächtigen wollte. „Gerechtigkeit, mein Herr Beamter, Gerechtigkeit!“

„Gerechtigkeit, in welcher Hinsicht?“ fragte der Beamte; „welche Klage haben Sie vorzubringen?“

„Dieser höllische Mensch hat mir schon die Kolik gegeben, als ich mich duelliren wollte!“

„Bei Gott!“ rief Gilbert, „und ich rühme mich dessen.“

„Mein Herr Beamter, Sie hören ihn!“ sagte der General, „er rühmt sich dessen! Nun wohl! das war nicht genug: er hat mir so eben erklärt, ich werde die Kolik bekommen, so oft ich essen oder trinken wolle; er verurtheilt mich zum Hungertode.“

„Ja,“ sprach Gilbert mit stolzem Tone, ohne die immer weniger wohlwollenden Blicke zu bemerken, die der Beamte auf ihn warf. „Ja, und das wird die Strafe für Deine vergangene Schlemmerei sein, dicker Unglücklicher.“

„Mein Herr,“ sagte Louise rasch zu dem Beamten, „Herr Poussard, mein Mann, ist ein wenig leidend, erlauben Sie, daß ich mich mit ihm entferne.“ Und sie bedeutete dem Richter durch eine Geberde, das Gehirn des Generals sei etwas in Unordnung.

Der Beamte verstand die Geberde, wunderte sich nicht mehr über die seltsame Angabe des Exrausers,

antwortete Louise durch ein Zeichen des Verständnisses und sagte:

„Madame, ehe Sie sich entfernen, wollen Sie mir erklären, ob Sie oder der Herr General Verwandte von Herrn oder Frau Gilbert sind."

„Verwandte von diesem teuflischen Menschen!" rief der Baron; „wir wären also Verwandte von Beelzebub!"

„Weder der Herr General, noch ich sind mit Herrn und Frau Gilbert verwandt," antwortete Louise.

„Sie kennen sie seit langer Zeit?" fuhr der Beamte fort. „Haben Sie häufig Umgang mit ihnen gehabt?"

„Nein, mein Herr, ich habe heute zum ersten Male die Ehre gehabt, Herrn und Frau Gilbert zu sehen."

„Sie mögen sich entfernen, Madame; haben Sie nur die Güte, mir Ihre Adresse zurückzulassen; sie könnte mir nöthig sein."

„Meine Adresse?"

„Ja, Madame; es ist möglich, daß man Sie als Zeugin vorfordert, falls eine Criminaluntersuchung stattfindet."

Gilbert und Gilberte, obgleich sie nichts vom Gerichtsjargon verstanden, fühlten sich doch allmälig von einer unbestimmten Unruhe erfaßt und rückten, sich mit den Augen befragend, einander näher.

„Eine Criminaluntersuchung! . . ha! Ruchloser, ich werde Gerechtigkeit gegen Dich erlangen! rief der General im Glauben, es handle sich darum, seiner Klage gegen Gilbert Folge zu geben. Und er wandte sich an den Beamten und sagte: „Mein Herr, die Zeit drängt; . . . die Stunde des Mittagessens naht, und Sie begreifen . . . Sollte ich in dem Augenblick, wo ich mich zu Tische setze, wie mir dieser Mensch gedroht hat . . . die Kolik bekommen . . ich . ."

„Seien Sie unbesorgt," antwortete der Beamte

mit dem Tone, dessen man sich bedient, um die Narren zu beruhigen. „Wollen Sie Madame begleiten."

„Wir wohnen im Hotel de Bordeaux, Rue Montmartre," erwiederte Louise, indem sie mit einem traurigen Erstaunen ihre Blicke von Gilbert und Gilberte abwandte, gegen die, nach den Worten des Beamten, eine Criminaluntersuchung eingeleitet werden konnte.

„Greffier, schreiben Sie diese Adresse auf," sagte der Richter zu einem Schreiber, von dem er begleitet war. „„Herr und Madame Poussard, wohnhaft im Hotel de Bordeaux, Rue Montmartre."" Nun, Madame," fügte er bei, indem er sich an Louise wandte, „Sie können sich nun mit dem Herrn General entfernen."

Die junge Frau beeilte sich, ihren Gatten wegzuführen, dessen schon sehr geschwächter Geist durch die letzte Prophezeiung von Gilbert vollends ganz aus den Fugen gebracht zu werden drohte. Aber Georges, der Louise weggehen sah und die unerschütterliche Entschlossenheit ihres Charakters kannte, machte, ganz außer sich vor Verzweiflung, ein paar Schritte, um ihr zu folgen, wurde indessen durch den Beamten aufgehalten, der zu ihm sagte:

„Verzeihen Sie, mein Herr, ehe Sie von hier weggehen, wollen Sie mir Ihren Namen angeben und mir ein paar Fragen beantworten."

„Ei! mein Herr!" versetzte ungeduldig der Dichter, als er Louise mit dem General durch die Thüre eines anstoßenden Salon verschwinden sah, „ich heiße Georges Hubert."

„Ah! mein Herr," sprach der Beamte, „ich fühle mich beglückt durch die Gelegenheit, die mir den Vortheil verschafft, den berühmten Schriftsteller zu sehen . . . welcher . . ."

„Wenn Sie einige Fragen an mich zu machen ha-

ben," sagte der Dichter mit doppelt schmerzlicher Ungeduld, „ich bin zu Ihren Befehlen."

„Sie sind nicht verwandt mit Herrn und Frau Gilbert?"

„Nein, mein Herr, ich habe sie heute zum ersten Male gesehen."

„Greffier, schreiben Sie die Antwort von Herrn Georges Hubert auf," sagte der Gerichtsbeamte zu seinem Schreiber.

„Die Frau Gräfin d'Orbeval, der früher dieses Hotel gehörte," fuhr der Dichter fort, „hatte mich gebeten, für sie ein Kistchen aufzusuchen und ihr zuzuschicken, welches Kistchen in diesem geheimen Verstecke hier aufbewahrt war." Und er deutete auf die noch halb offene Füllung; dann sagte er zum Intendanten, der von dieser Scene, welcher er stillschweigend beiwohnte, immer mehr erschüttert war: „Herr Guspier, wollen Sie das Kistchen, das ich im Gange habe fallen lassen, holen und mir geben."

„Dieser Gang muß also zwei Oeffnungen haben?" versetzte der Beamte, als er Herrn Guspier sich nach dem Verstecke wenden sah. „Greffier, begleiten Sie den Herrn."

Der Schreiber begleitete den Intendanten, während der Beamte sich an den Dichter wandte:

„Herr Georges Hubert, es ist mir nicht möglich, dieses Kistchen von hier wegbringen zu lassen, ohne mich versichert zu haben, was es enthält; ich beklage die Förmlichkeit, doch sie ist unerläßlich."

„Ich werde mich derselben unterwerfen, mein Herr. Hier ist der Schlüssel, den mir die Frau Gräfin d'Orbeval übergeben hat."

„Ah! Herr Richter," sagte Gilbert, der die Geduld verlor, „werde ich endlich erfahren, was Sie hier wol-? Wir sind die Gebieter des Hauses und sehr erstaunt r das, was bei uns vorgeht, — hier unter unsern

Augen, ohne daß Sie das Wort anders an uns gerichtet, als um uns nach unseren Namen zu fragen."

„Sogleich werde ich zu Ihrem Verhöre schreiten, mein Herr," erwiederte trocken der Justizmann; „wollen Sie Geduld fassen."

„Wie, unser Verhör?" rief Gilbert.

„Ja, Ihr Verhör," sprach der Beamte, indem er einen besondern Nachdruck auf diese Worte legte. Während sodann die zwei jungen Leute einander immer mehr bestürzt anschauten, kam Herr Guspier mit dem Kistchen von eingelegter Arbeit zurück; der Untersuchungsrichter öffnete es, und da er nichts darin fand, als das Portrait eines Mannes und eine ziemlich große Anzahl zusammengebundener Briefe, so sagte er zum Dichter:

„Dieses Kistchen enthält nichts von Werth; Sie können es mitnehmen und sich entfernen, nachdem sie die Güte gehabt haben, mir Ihre Adresse zu geben."

„Meine Adresse wird Ihnen unnütz sein, denn ich verlasse Paris noch heute Abend," antwortete der Dichter mit einem schmerzlichen Ausdruck; „ich wohne inindessen im Hotel Voltaire, Quai Voltaire."

„Es ist nicht mehr, als billig, daß das Genie unter dem Schilde des Genies wohnt," versetzte der Beamte mit dem freundlichsten Tone.

„Mein Herr, ich grüße Sie," erwiederte der Dichter, der das Kistchen unter den Arm nahm. Und er ging hinaus, wie Louise hinausgegangen war, versunken in seinen Schmerz und ohne nur einen Blick auf Gilbert und Gilberte zu werfen, welche allein mit Herrn Guspier, dem Gerichtsbeamten, seinem Schreiber und dem Polizeicommissär blieben.

Der Instructionsrichter, nachdem er einen Augenblick geschwiegen, sagte zu Gilbert:

„Mein Herr, es ist allgemein bekannt und erwiesen, daß seit mehreren Monaten Sie und ihre Frau Gemahlin sich ungeheure Ausgaben erlauben."

„Es ist, bei meiner Treue, wahr, Herr Richter, wir haben ungeheuer viel ausgegeben,“ erwiederte Gilbert, nicht minder erstaunt als seine Frau über diesen Eingang. „Das sind aber, wie mir scheint, unsere Angelegenheiten, und unsere Ausgaben gehen Sie nichts an.“

„Ihre Ausgaben, mein Herr, haben endlich durch ihr Uebermaß die Aufmerksamkeit der Behörde auf sich gezogen.“

„Wahrhaftig! die Behörde beschäftigt sich mit uns?“

„Viel, mein Herr, und sogar viel mehr, als Sie wahrscheinlich vermuthen . .“

„Die Behörde erweist uns zu viel Ehre; doch was will sie von uns?“

Der Gerichtsbeamte heftete auf die zwei jungen Leute einen durchdringenden Blick und erwiederte langsam und jedes Wort abwägend:

„Die Behörde verlangt, daß Sie das Gericht mit dem Ursprunge des ungeheuren Vermögens, welches Sie besitzen, bekannt machen.“

Erstaunt über diese Frage, welche sie so wenig erwarteten, um die sie sich aber auch durchaus nicht bekümmerten, da sie ihre Tragweite nicht vorhersahen, schwiegen Gilbert und Gilberte ein paar Secunden, indeß der Untersuchungsrichter einen bezeichnenden Blick mit dem Polizeicommissär wechselte.

„Ah! Minette,“ sagte Gilbert, „begreifst Du etwas hievon? Was macht das der Behörde, daß sie weiß, auf welche Art wir reich geworden sind?“

„Was willst Du? man fragt uns, und wir müssen es sagen, das ist ganz einfach!“

„Ja wohl!“ Und sich an den Beamten wendend: „Mein Herr, die Behörde will also nur schlechtweg wissen, auf welche Art wir Erzmillionäre geworden sind?“

Ja, mein Herr.“

„Wohl! wir haben eine Erbschaft gemacht, was nicht gerade das Schlimmste ist," sagte Gilbert mit leichtem, ungezwungenem Tone. „Bei meinem Ehrenworte, ich finde es auch unglaublich, daß die Behörde so viele Leute, uns Beide mitbegriffen, belästigt, um sich darüber zu unterrichten, wie wir reich geworden sind."

„Bei Gott! das springt in die Augen," fügte Gilberte bei. „Wie sollten wir reich geworden sein, wenn wir nicht geerbt hätten?"

„Ah!" sprach der Beamte, indem er wieder auf Gilbert und Gilberte seinen forschenden Blick heftete, „ah! Sie haben geerbt?"

„Vollkommen geerbt!"

„Und . . . von wem?" fuhr langsam der Richter fort.

„Ei! von einem unserer Verwandten."

„Und dieser Verwandte, wie hieß er?"

„Wie er hieß?"

„Ja, was war sein Name? in welchem Grade waren Sie mit ihm verwandt? wo wohnte er? was war sein Gewerbe? ist er gestorben?"

Bei diesen kurzen, hastigen Fragen schwiegen die zwei jungen Eheleute abermals. Nie, seit ihrer Bereicherung, waren solche Fragen an sie gerichtet worden. Sie waren sehr in Verlegenheit, was sie darauf antworten sollten. Bis an das Weiße der Augen erröthend, schaute Gilberte mit Bangigkeit ihren Mann an; aber nachdem sein erstes Erstaunen vorüber war, schien dieser in seinem Innern einem sehr drolligen Gedanken zuzulächeln, denn fortwährend begriff er nicht die Tragweite des Verhöres des Instructionsrichters. Dieser, nachdem er ein paar Worte leise mit dem Polizeicommissär gewechselt hatte, brach zuerst das Stillschweigen und sagte mit einem spöttischen Tone:

„Es dünkt mir sehr seltsam, daß Sie so lange brauchen, um sich des Namens des edelmüthigen

wandten zu erinnern, dem Sie, wie Sie sagen, Ihr ungeheures Vermögen verdanken."

„Minette, Du wirst lachen," flüsterte Gilbert seiner Frau zu; und laut sprach er mit einem komisch kläglichen Ausdruck, indem er die Spitze seines Fingers an die Ecke seines Auges drückte, als wollte er eine fehlende Thräne abwischen: „Ah! mein Herr Beamter, die Gemüthsbewegung erstickte mich und verhinderte mich, Ihnen zu antworten! Ach! ich dachte an unsern trefflichen Oheim Galuchard, der leider an den Ufern des Mississippi gestorben ist und uns sein ganzes Vermögen vermacht hat."

Immer heiter und launig, je nach den Eindrücken ihres Mannes, konnte Gilberte, welche den Scherz auch sehr belustigend fand, kaum einen Ausbruch von Gelächter zurückdrängen und ersticken, während Gilbert also fortfuhr:

„Herr Richter, ich gebe Ihnen in Folgendem die verlangte Auskunft: wir haben von unserem Oheim von väterlicher Seite Galuchard geerbt. Taufname: Borromäus Methusalem; Alter: sieben und neunzig Jahre und neun Tage; Gewerbe: ehemaliger Gaukelmännchen-Fabrikant im Großen für das Ausland; Domicil und Sterbeort: die Ufer des Mississippi . . . so ist es!"

„So ist es!" wiederholte Gilberte laut auflachend. „Wackerer Oheim Galuchard!"

Der am wenigsten hellsehende Mensch hätte auf der Stelle erkannt, daß die zwei jungen Leute logen und sich lustig machten, indem sie sich für die Erben des seligen Galuchard ausgaben. Mit seinem Gewerbe vertraut, konnte auch der Gerichtsbeamte nicht einen Augenblick durch diese groteske Fabel bethört werden. Mit dem Polizeicommissär einen Blick wechselnd, der zu besagen schien: „Ich wußte es wohl!" sprach er mit ernster, drohender Stimme:

„Es ist kein wahres Wort an der albernen Geschichte, die Sie mir erzählen: Nehmen Sie sich in Acht,

denn wenn sie nicht durch Rechtstitel, durch vollkommen authentische und legale Acten nachweisen, auf welche Art Sie in den Besitz der ungeheuren Summen gekommen sind, welche Sie auf eine tolle Art seit sechs Monaten verschleudern, so wird das Gericht damit anfangen, daß es mit Sequester dieses Vermögen belegt, dessen rechtmäßiges Zukommen Sie nicht beweisen können."

„Sequester?" versetzte Gilbert, seine Frau anschauend. „Was ist das, Sequester, wie, Minette?"

„Ich kenne das nicht, Bibi."

„Mit anderen Worten," fuhr der Beamte fort, „die Behörde wird von Ihrem Vermögen Besitz ergreifen, bis sie gehörig von seinem Ursprunge unterrichtet ist."

„Wahrhaftig?" rief Gilbert freudig, „die Behörde wird unser ganzes Vermögen nehmen?"

„Ja," erwiederte der Beamte, sehr erstaunt über die Freude von Gilbert; „ja, die Behörde wird vorläufig Alles, was Sie besitzen, mit Beschlag belegen."

„Oh! meine arme Geliebte, hörst Du diesen würdigen Mann? Welchen Dienst leistet uns diese vortreffliche Behörde!"

„Sieh doch, Gilbert, wie sich das trifft! nun, da wir uns gerade nach dem Rathe der guten Frau Louise Alles dessen entledigen wollten, was uns noch von diesem Haufen von Millionen bleibt, welche uns so viel Verdruß und Ekel bereitet und die Welt unter einem so garstigen Lichte gezeigt haben!"

„Man kann wahrhaftig nicht köstlicher liebenswürdig sein, als die Behörde, denn soll ich Dir Eines gestehen?"

„Ich war wie Du dafür entschieden, daß wir uns fortan mit einer Rente von zweitausend fünfhundert Franken begnügen, heiter die Arbeit unserer Gewerbe wieder aufnehmen und unser Vermögen der Stadt Paris schenken, damit diese das Asylhaus für die armen Leute von unseren Ständen gründe; doch wer weiß! in dem Augenblick, wo wir unsere Millionen abtreten sollten

Méricourt zu miethen ist. Das Wetter ist herrlich! sieh doch die schöne Sonne!"

„Abgemacht, Minette, und dieser hübsche Spaziergang ist wohl mehr werth, als die Fahrten, die wir gähnend in unseren Wagen machten."

In dem Augenblick, wo Gilbert, unter seinem Arme den Arm von Gilberte, welche vor Freude hüpfte, haltend, sich nach der Thüre wandte, stellte sich der Polizeicommissär, auf einen Wink des Gerichtsbeamten, auf die Schwelle des Salon, versperrte, seine Schärpe zeigend, den zwei jungen Leuten den Weg und sagte:

„Im Namen des Gesetzes: Sie werden nicht von hier weggehen!"

„Wie!" rief Gilbert, „wir werden nicht weggehen! Das ist ein wenig zu stark! Wir überlassen Ihnen Alles, was wir besitzen, und Sie wollen uns hier zurückhalten! Ei! alle Teufel, Sie treiben am Ende Ihren Spaß mit den Leuten!"

„Erhitze Dich nicht, Gilbert, das ist ein Mißverständniß, Du wirst es sehen," sagte Gilberte; „nicht wahr, Herr Richter?"

„Es ist in der That ein Mißverständniß," erwiederte ironisch der Beamte, „ein sehr großes Mißverständniß! Sie bilden sich ein, Alles sei beendigt mit dem gezwungenen Abgeben Ihres Vermögens? So geht es nicht. Hören Sie mich wohl an: Von zwei Dingen eines: entweder gehörten die ungeheuren Summen, die sie zum Theil verschleudert haben, rechtmäßig Ihnen, und Sie werden leicht die Legitimität dieses Besitzes beweisen, oder es wird Ihnen unmöglich sein, diesen Beweis beizubringen, und in diesem Falle wird das Gericht, dessen Organ ich bin, ermächtigt sein, zu glauben, Sie haben sich dieser Werthe auf betrüglichem Wege, vielleicht durch verbrecherische Mittel, habhaft gemacht . . . und dann wird es darauf bedacht sein . . ."

„Wir bereichert durch verbrecherische Mittel!" rief

Gilbert mit Erstaunen und Entrüstung. „Ah! sollten Sie uns zufällig für Diebe halten?“

„Wir sind so ehrlich als Sie, verstehen Sie wohl?“ sagte Gilberte nicht minder entrüstet, als ihr Mann. „Oh! ja wohl! Lassen Sie sich bei Madame Batton erkundigen, bei der ich meine Lehre gemacht und für die ich dann gearbeitet habe; sie wird Ihnen sagen, daß sie mir zwanzigmal Diamanten für Summen von zehn bis fünfzehntausend Franken anvertraut hat. Das beweist wohl, daß ich ehrlich bin! Erkundigen Sie sich auch bei Herrn Maurice, dem Bilderhändler, für den mein Mann arbeitet, und Sie werden sehen, ob wir unredliche Leute sind. Ein solcher Verdacht ist schändlich.“

Und das Auge glänzend, die Wange mit Purpur übergossen, den Busen wogend von edlem Zorne, vermochte die junge Frau nicht mehr an sich zu halten. Es war dies Mal an ihrem Manne, sie zu besänftigen, und er sagte zu ihr:

„Beruhige Dich doch, Geliebte, Alles wird sich aufklären.“

„Ah! Sie haben die Frechheit, Ihre Antecedentien anzurufen!“ sprach der Beamte mit einer furchtbaren Stimme. „Erfahren Sie, daß sich die Justiz, ehe sie sich zu diesem ernsten Schritte entschloß, mit dem ich beauftragt bin, gewissenhaft über Ihre Lebensvorgänge unterrichtet hat, und was sie durch ihre Nachforschungen über Sie erfahren, ist abscheulich!“

„Das ist nicht wahr!“ rief Gilberte, die eine Löwin wurde, wenn man ihre Ehrlichkeit und die ihres Mannes angriff. Und sich an den Untersuchungsrichter wendend: „Sie sind ein altes Thier!“

„Mein Gott, ja, das ist wahr, liebe Minette,“ sagte Gilbert, der vergebens seine Frau zu beschwichtigen suchte. „Aber erzürne Dich nicht so, Du schadest Dir!“

„Er wagt es, zu behaupten, unsere Aufführung sei

Sie mit der Angeklagten mehrere Nächte außer Ihrem Hause zugebracht haben?"

„Das ist wahr, mein Herr."

„Das Factum wird von Ihnen anerkannt? Es bleibt für die Untersuchung erwiesen; Sie können sich später erklären, und überdies werden wir hierauf zurückkommen. Das ist noch nicht Alles: Sie haben durch strafbare Usurpation von adeligen Titeln die Leichtgläubigkeit verschiedener Personen zu mißbrauchen gesucht."

„Ich, Herr Richter?" versetzte Gilbert mit Erstaunen, „ich habe Jemand zu mißbrauchen gesucht?"

„Ja, unter Anderen die Portière des Hauses, wo Sie wohnten. Während Sie ein verkleideter polnischer Fürst zu sein behaupteten, gaben Sie Ihre Frau für die Tochter eines reichen und vornehmen englischen Herrn aus. Das sind von den Lügen, welche immer sehr schlimme Absichten bezeichnen ... Man fängt damit an, daß man seine Thoren blendet, um sie besser betrügen zu können."

„Aber, Herr Richter, das war ein Scherz! Stellen Sie sich vor, daß sich die Mutter Badureau, welche nichts von dem, was sie bei uns sah, begreifen konnte, einbildete, ich sei ein verkleideter polnischer Fürst und meine Frau die Tochter eines englischen Mylords; da ließen wir (eine Geschichte zum Lachen, wir waren damals immer sehr heiter), da ließen wir die Mutter Badureau bei ihrem Irrthume."

„Greffier," sagte der Richter, „Sie haben die Antwort des Angeklagten geschrieben?"

„Ja, mein Herr."

„Angeklagter Gilbert, Sie haben so eben ein sehr wichtiges Geständniß gemacht, indem Sie sagten, die Portière Ihres Hauses habe **nichts von dem, was sie bei Ihnen gesehen, begriffen!!"**

„Allerdings, Herr Richter," erwiederte Gilberte, „ist ganz einfach: mein Mann und ich, wir ..."

„Angeklagte, Sie haben nicht das Wort; Sie den antworten, wenn ich Sie befrage. Angek Gilbert, es ist also für die Instruction dargethan, seit der Zeit, wo Sie sowie Ihre Frau mehrere außer Ihrem Hause zuzubringen anfingen (wir sogleich auf diese lichtscheuen Excursionen zurü men), Ihre Wohnung der Schauplatz so fl mit der Mittelmäßigkeit Ihrer gewöhnlichen L lage im Widerspruche stehender Begebenheiten war Ihre Portière in Ihnen einen verkleideten pol Fürsten zu sehen glaubte, und daß Sie zu Vollfü weiterer Projecte listiger Weise die genannte P in ihrem Irrthume erhalten haben."

„Ja, mein Herr . . . immer eine Geschicht Lachen, aber . . ."

„Die Thatsache ist bestätigt, Sie werden sie erklären. Das ist noch nicht Alles: nachdem S frecher Weise das Ansehen eines der Mitgliede höchsten polnischen Aristokratie gegeben, nachder mehrere Nächte außer Ihrem Hause zugebracht, wed Sie plötzlich die Rollen . . . Sie sind nicht me verkleideter polnischer Fürst . . . Ihre Frau ist mehr die Tochter eines englischen Vornehmen . . ."

„Ah! gut! Und was werden wir dann?"

„Sie usurpiren den Namen eines ehrenw Taschenkünstlers; Ihre Frau wird abermals di schuldige dieser neuen Machination: Sie gebe frecher Weise für Herrn und Madame Bosco aus."

„Bei meinem Ehrenworte, wenn die arme nicht so traurig wäre, man müßte bersten v chen! . . . Das ist wieder die Mutter Ba welche . . ."

„Angeklagter, schweigen Sie und hören Sie und Ihre Frau haben also den Namen von Her Madame Bosco usurpirt. Die Combination ist geschickt und die Illusion möglich, denn es ist e

von allen Miethsleuten einstimmig das vortheilhafteste Zeugniß gegeben wird."

„Ich schließe mich ihnen an, um im Chor die Wachsamkeit der Mutter Badureau zu besingen: das ist ein wahrer Cerberus, ein Argus, aber . . ."

„Und dieser Cerberus, dieser Argus, sollte Sie nicht haben ausgehen oder nach Hause kommen sehen? Sie fallen immer wieder in einen Abgrund von Widersprüchen! Kommen wir auf die Thatsachen zurück. Um ohne das Wissen der Portière aus- und einzugehen, welchen Weg nahmen Sie?"

„Keinen, Herr Richter . . . denn . . ."

„Welche Antwort! Sie gingen auf keinem Weg! Nun wohl, ich will Ihnen sagen, wo Sie hinausgingen."

„Ah! das möchte ich wohl wissen."

„Sie sollen befriedigt werden. Nach langen Nachforschungen, nach einer aufmerksamen Untersuchung der Oertlichkeiten, wobei sie sich mit competenten Leuten umgab, hat die Justiz, von einer Folgerung zur andern fortschreitend, die Gewißheit erlangt, daß Sie auf die Gefahr, hundertmal des Todes zu sein, wie Ihre Frau zum Fenster Ihrer Mansarde hinausgingen und, auf dem Abhange des Daches mit einer unglaublichen Gewandtheit fortschreitend . . ."

„Ah! sehr gut!" rief Gilbert die Achseln zuckend. „Du sollst sogleich sehen, meine arme Minette, daß wir Dachdecker gewesen sein werden."

„Warum nicht Seiltänzer ohne Balancirstange?" versetzte Gilberte. „Ei! um auf den Dächern zu gehen, ohne sich den Hals zu brechen, muß man dieses Handwerk getrieben haben."

„In der That, eine solche Geschicklichkeit, während höchst gefährlich, auf den Dächern zu gehen, ohne zu [illegible]n, läßt sich nur durch eine lange Uebung erwerben," [illegible] Beamte. „Die Justiz war betroffen von dieser

Betrachtung; Ihre Lebensvorgänge sind schon so dunkel, so verdächtig, daß ohne Zweifel die Untersuchung dieses andere Geheimniß aufklären wird."

„Aber, Herr Richter, dieses Geheimniß wollen wir Ihnen mit einem Worte erklären."

„Sie werden zu rechter Zeit und am geeigneten Orte sprechen. So viel ist gewiß, daß, nachdem Sie zum Fenster Ihrer Mansarde hinausgestiegen und über den jähen Abhang des Daches gegangen waren, zu einer schmalen bleiernen Dachrinne einer andern höchst gefährlichen Passage kommen mußten, gegen die sich das Fenster eines Speichers öffnete, welcher zu einem benachbarten Hause gehörte, dessen Treppe Sie so erreichten. Dieses Haus hatte mehrere Ausgänge, und so war es Ihnen leicht, bei Ihren nächtlichen Excursionen unbemerkt aus- und einzugehen. Auf diese Art erklärt sich vollkommen das Geheimniß, in das Sie gehüllt sind, und diese Erklärung ist die einzige mögliche."

„Aber, Herr Richter, das ist ja sinnlos!" rief Gilbert mit einer verdoppelten Ungeduld; „bei der allereinfachsten Sache der Welt ist man, statt in der Nähe zu suchen, bis an das Ende der Erde gegangen . . ."

„Oh! Ihnen scheint Alles sehr einfach! Wir werden sogleich sehen, ob das so einfach ist, als Sie behaupten."

„Sie müssen sich selbst überzeugen, Herr Richter, wenn Sie die Wahrheit erfahren!" erwiederte Gilberte.

„Sie werden erstaunen, daß Sie uns einen Augenblick so abscheulicher Dinge schuldig glauben konnten; mein Gott! uns, die wir nie einem Menschen etwas zu Leide gethan oder Jemand Schaden zugefügt haben."

„Angeklagte Gilberte, hoffen Sie nicht, mich durch Ihre unschuldige Miene zu hintergehen! ich kenne meine Leute! schweigen Sie! So ist es für mich erwie-

daß Sie während dieser nächtlichen Ausflüge, welche mit so vielen Vorsichtsmaßregeln umgeben, so geheimnißvoll und zugleich so gefährlich waren, da Sie, auf den Dächern gehend, mehrere Male Ihr Leben gewagt haben, die Machinationen vollführten, mit deren Hülfe es Ihnen gelungen ist, sich zu Besitzern von ungeheuren Werthen zu machen. In der That, — ein auffallendes Zusammentreffen, — nach der letzten von diesen lichtscheuen Excursionen verlassen Sie plötzlich Ihre bescheidene Wohnung, Sie kaufen dieses Hotel und geben sich so tollen Verschwendungen hin, daß am Ende die Gerichte darüber in Bewegung gerathen. Sie handeln indessen mit einer außerordentlichen Vorsicht; ehe sie eine sehr ernste Anklage über Ihnen schweben lassen, forschen sie nach Ihren Lebensvorgängen; diese Lebensvorgänge sind höchst ärgerlich und Sie konnten die Mehrzahl der Anschuldigungen, die gegen Sie daraus entspringen, nicht leugnen. Von diesem Augenblicke an ist der Verdacht der Justiz, das unermeßliche, von Ihnen mit einer Art von Wuth vergeudete Vermögen gehöre Ihnen nicht rechtmäßig, in hohem Grade begründet. Nach den öffentlichen Gerüchten hat Sie plötzlich eine ungeheure Erbschaft bereichert; es handelt sich darum, dies aufzuklären, zu ergründen, und ich bin mit dieser Sendung betraut. Ich befrage Sie über den Ursprung Ihrer Reichthümer, da antworten Sie mir, den Spott bis zur empörendsten Frechheit treibend, dieses ungeheure Vermögen sei Ihnen von irgend einem Oncle Galuchard, Gaukelmännchen-Fabrikant, der am Mississippi gestorben, vermacht worden. Ah! nehmen Sie sich in Acht! Sie stellen sich, als mißkenneten Sie Ihre Lage! sie ist erdrückend für Sie! denn wenn Sie nicht auf eine authentische Weise den Ursprung Ihres großen Vermögens rechtfertigen, so wird das Gericht dasselbe nicht nur mit Sequester belegen, sondern auch von Ihnen eine strenge Rechenschaft über die betrüglichen, vielleicht

verbrecherischen Machinationen fordern, mit deren Hülfe Sie diese Reichthümer erlangt haben... Sie werden sogleich ins Gefängniß geführt! Eine Criminaluntersuchung wird gegen Sie eingeleitet, unbeschadet der correctionellen Klage in Betreff Ihrer Beleidigungen und Ihrer Gewaltthätigkeit gegen zwei Beamte in der Ausübung ihrer Functionen! Angeklagter Gilbert, antworten Sie nun: Beharren Sie bei Ihrer Erklärung, Ihre Reichthümer seien Ihnen durch Erbschaft zugefallen?"

„Nein, mein Herr."

„Ah! endlich," rief der Gerichtsbeamte triumphirend. „Sie gestehen also?"

„Ja, Herr Richter: ich gestehe sogar, daß Minette und ich Unrecht gehabt haben, einen schlechten Spaß zu machen und von einem verstorbenen Oncle-Galuchard zu sprechen ..."

„Diese Reue kommt spät, nie aber ist es zu spät, die Wahrheit zu sagen; so erklären Sie mir nun, wie sich diese ungeheuren Werthe, die sich nach Millionen zählen, in Ihren Händen befinden."

„Ich will es Ihnen erklären, Herr Richter."

„Und Sie werden sehen, daß, wie mein Mann sagte, nichts einfacher sein kann. Nie in unserem Leben haben wir gelogen, und wir werden nicht heute anfangen. Wenn Ihnen Gilbert die volle Wahrheit gesagt hat, Herr Richter, werden Sie der Erste sein, welcher anerkennt, daß wir ehrliche Leute sind, und nicht wahr, dann werden Sie mir verzeihen, daß ich die Achtung gegen Sie verletzte, als Sie uns beschuldigten, wir haben einen schlechten Lebenswandel geführt? Bei diesem Vorwurf bin ich gegen Sie in Hitze gerathen, Herr Richter; ich habe Unrecht, großes Unrecht gehabt, denn Sie sind ein betagter Mann ... Hören Sie nur Gilbert an, ich verlange nichts Anderes von Ihnen, und

nein, Herr Richter!.. Das ist die volle Wahrheit! Wir treten von Herzen gern unsere Millionen ab, um so viele arme alte Leute davon Gebrauch machen zu lassen. Unser einziges Trachten ist nun, sehr ruhig, sehr glücklich von unserer Arbeit und unserer kleinen Rente zu leben. Das beweist Ihnen, Herr Richter, daß wir brave Leute sind, und Sie verzeihen uns, nicht wahr, daß wir in Hitze geriethen, da Sie uns, ehe Sie uns kannten, als unredliche Leute behandelten!"

Der Richter und der Commissär hatten nur mit großer Mühe, wie man leicht begreift, diese naiven Erklärungen angehört. Sie hatten unter sich Blicke gewechselt, worin nach und nach das Erstaunen, der Zorn und die Verachtung zu lesen, welche ihnen sowohl diese in ihren Augen so unglaublich ausschweifende Fabel, als die Unverschämtheit der zwei jungen Leute einflößten, die diesen Haufen von unmöglichen Dingen mit einer unglaublichen Dreistigkeit preisgaben. Als sie ihre Erzählung beendigt hatten, sprach auch der Beamte mit einer höhnischen Miene:

„Angeklagte, haben Sie nichts mehr beizufügen?"

„Nein, Herr Richter."

„So unterzeichnen Sie Ihr Verhör."

„Ja, Herr Richter."

Und sie setzten ihre Namen, Gilbert und Gilberte, unter das Gekritzel des Schreibers.

„Das geht gut," sagte der junge Mann leise zu seiner Frau. „Man wird uns sogleich frei lassen, meine arme Minette."

„Gott sei Dank, Bibi! Siehst Du, man gewinnt immer, wenn man die Wahrheit spricht."

„Herr Commissär," sagte der Richter, „lassen Sie den Intendanten eintreten."

Der Commissär holte den Intendanten, der bis dahin in ein anstoßendes Zimmer eingeschlossen gewesen war.

Herr Gudvier trat bleich und bestürzt ein. Der Beamte fragte ihn:

„Mein Herr, Sie waren der Intendant von Herrn Gilbert?"

„Ja, mein Herr."

„Können Sie dem Gerichte einige Aufklärung über den Ursprung des Vermögens Ihrer Herrschaft geben?"

„Der Herr Lithograph hat mir gesagt, dieses Vermögen komme von einer Erbschaft her. Die Sache schien mir so natürlich, daß ich mir hierüber nicht den geringsten Zweifel erlaubte."

„Auf welche Summe beliefen sich die von den Angeklagten in Ihre Hände übergebenen Werthe, als Sie in ihren Dienst eintraten?"

„Auf zehn Millionen, ohne zwölfmalhunderttausend Franken zu rechnen, welche für den Ankauf dieses Hotels und für verschiedene Ausgaben verwendet wurden."

„Wie viel bleibt ihnen in Kasse?"

„Sechs Millionen und neunundsechzigtausend Franken, angelegt in Staatskassenscheinen, fünfprocentigen Renten und Banqueactien, und zweiunddreißigtausend siebenhundert Franken in baarem Gelde für die laufenden Ausgaben."

„Wo finden sich diese Werthe?"

„In meiner Kasse, mein Herr, bewacht von zwei Agenten, welche Sie bei Ihrer Ankunft vor die Thüre meines Cabinets gestellt haben."

„Herr Polizeicommissär," sprach zu diesem der Untersuchungsrichter, „Sie werden den Herrn Intendanten begleiten und diese Werthe, sowie das baare Geld, unter Siegel legen; wir bringen das Ganze in die Depots- und Consignationen-Kasse. Sie legen sodann Siegel an die Thüren der Zimmer und der Zugehören dieses Hotels, und sie werden daran bleiben, bis die Administration mit dem Sequester beauftragte Wächter hieher geschickt hat."

„Vorwärts, mein Herr," sprach der Commissär zu Herrn Guspier, „wollen Sie mich zu Ihrer Kasse führen."

„Einen Augenblick!" rief Gilbert, der noch nicht an seine Verhaftung und die seiner Frau glauben konnte, „wir wollen uns fünfzigtausend Franken zum Ankauf unserer kleinen Rente vorbehalten; vergessen Sie das nicht, Herr Guspier!"

Der Beamte zuckte die Achseln und sagte zum Commissär:

„Sie haben meine Instructionen; ich brauche nicht beizufügen, daß nicht ein Centime von der Summe, die Sie in der Kasse des Intendanten finden, zerstreut werden darf."

„Das versteht sich von selbst," erwiederte der Commissär, und Herrn Guspier rief er zu: „Vorwärts, mein Herr!"

„Oh! meine arme Herrschaft!" murmelte der Intendant, während er dem Commissär folgte; „meine arme Herrschaft!"

„Wie, Herr Richter," fragte Gilbert, „werden wir nicht wenigstens unsere fünfzigtausend Franken bekommen, um unsere kleine Rente kaufen zu können?"

„Ah! das ist nicht artig, da wir Alles hergeben," fügte Gilberte bei.

Der Beamte wandte sich, ohne hierauf zu antworten, gegen die Polizeiagenten um und sprach:

„Geht auf den nächsten Platz und holt einen Fiacre. Zwei von Euch werden mit den Angeklagten einsteigen, und Ihr folgt meinem Wagen bis zum Depot der Polizeipräfectur."

XLV.

Einer von den Agenten ging hinaus, um den Befehl des Instructionsrichters zu vollziehen, während Gil-

bert und Gilberte sich mit Erstaunen und Schrecken anschauten. Sie hatten die Wahrheit, so unglaublich sie war, über den Ursprung ihrer Reichthümer gesagt; sie hatten auf die Milde des Beamten gerechnet, daß er ihnen einen Augenblick des Aufbrausens verzeihen werde, und sie sahen sich auf dem Punkte, ins Gefängniß geführt zu werden. Gilbert rief:

„Aber, Herr Richter! wir sind unschuldig! wir haben erklärt, wie die Korrigan . . .“

„Genug!“ unterbrach der Beamte Gilbert mit Verachtung. „Sie und Ihre Mitschuldige geben sich sehr geschickt den Anschein der Narrheit.“

„Narrheit!“

„Doch ich sage Ihnen zum Voraus, diese List, welche so häufig von Verbrechern angewendet wird, hat man sogleich gewittert. Da sie den strafbaren Ursprung Ihres Vermögens nicht erklären wollen, so stellen Sie sich, als wären Sie von einer Verrückung des Verstandes befallen, und sprechen von Ihren übernatürlichen Beziehungen zu einer Fee . . . und andere empörende Albernheiten; ich wiederhole Ihnen, diese List ist ganz durchschaut; die Untersuchung wird das Geheimniß aufklären, mit dem Sie sich umgeben, und entdecken, durch welche Mittel diese ungeheuren Werthe sich in Ihrem Besitze befinden! Sie verdanken sie ohne Zweifel dem Diebstahl . . . und vielleicht dem Morde.“

„Wir Diebe!“

„Wir Mörder!“ riefen gleichzeitig Gilbert und Gilberte versteinert vor Schrecken und nun erst die ganze Gefahr ihrer Lage begreifend. Sie konnten den Besitz ihrer Reichthümer nur auf eine unglaubliche, unzuläßige Weise erklären, welche vollkommen die Vorurtheile des Beamten gegen sie und den furchtbaren Verdacht, den er über ihnen schweben ließ, rechtfertigte. In ihrer naiven Unwissenheit in den Dingen der Justiz, die Anklage, das Urtheil und die Verurtheilu-

vermengend, fühlten sie sich auch unfähig, ihre Unschuld zu beweisen; sie sahen sich schon von der entehrenden Strafe getroffen, die über den, welcher stiehlt, verhängt wird, getroffen vielleicht sogar von der Strafe, zu der man den Mörder verurtheilt, da man sie beschuldigte, sie verdanken ihr Vermögen dem Diebstahl, vielleicht dem Morde. Sie warfen sich einander in die Arme und riefen weinend:

„Man wird uns auf die Galeeren bringen!“

„Man wird uns zur Guillotine schicken!“

Herr Guêpier kam in diesem Augenblicke zurück in Begleitung des Polizeicommissärs; der Letztere brachte mehrere große versiegelte Umschläge, welche die verschiedenen Werthe in Titeln und Banquebillets, die man in der Kasse des Intendanten gefunden, enthielten; er übergab die Papiere dem Untersuchungsrichter, während der Polizeiagent, der einen Wagen zu holen beauftragt gewesen, auch zurückkam und dem Beamten meldete:

„Mein Herr, der Fiacre ist unten.“

„Folgen Sie mir,“ sagte der Untersuchungsrichter zu dem jungen Ehepaare. „Versuchen Sie es nicht, Widerstand zu leisten, denn ich wäre genöthigt, Ihnen Handfesseln anlegen zu lassen.“

Die Unglücklichen dachten nicht an einen Widerstand; sie hofften nicht einmal mehr ihren Richter zu rühren; sie begriffen endlich, daß ihre übernatürliche Verbindung mit der Korrigan, über die sie sich am Ende nicht mehr gewundert hatten, in den Augen Aller als eine alberne Fabel erfunden von Schuldigen, denen man zu Leibe rückt, erscheinen mußte. Nein, sie dachten nur an Eines, was das Entsetzlichste für sie bei ihrem gemeinschaftlichen Unglück: an eine mögliche Trennung!

Bleich, das Gesicht in Thränen gebadet, fiel Gilberte dem Richter zu Füßen, streckte ihre Hände flehend gegen ihn aus und sagte unter heftigem Schluchzen
...n:

„Herr Richter . . . wir haben die Wahrheit gesprochen . . . Sie glauben uns nicht . . . Sie können uns nicht glauben . . . wir wissen es wohl . . . Sie werden mit uns machen, was Sie wollen; doch seien Sie barmherzig und trennen Sie uns nicht.“

„Seit unserer Verheirathung haben wir uns nie verlassen,“ fügte Gilbert ebenso schluchzend wie seine Frau bei. „Uns trennen . . . mein Gott! das hieße uns auf der Stelle den Tod geben!“

„Sie werden in das Männergefängniß gehen,“ antwortete der Richter die Achseln zuckend, „und Ihre Frau geht in das Weibergefängniß: das ist die Regel. Vorwärts . . . vorwärts!“ Und sich zum Polizeicommissär umwendend: „Mein Herr, lassen Sie überall hier die Siegel anlegen, nehmen Sie ein Inventar auf, für das der Herr Intendant verantwortlich sein wird . . . Und Sie, Angeklagte, folgen Sie mir!“

„Herr Richter!“ rief Gilbert, in Thränen zerfließend, „ich schwöre Ihnen vor Gott, wir haben Niemand Unrecht gethan! wir sind unschuldig!“

„Korrigan!“ murmelte Gilberte im Wahnwitze der Verzweiflung, „gute kleine Fee . . . wir schickten Sie aus Gutherzigkeit zu Ihren Schwestern zurück . . . wenn Sie von den andern Welten, wo Sie sind, hören, haben Sie Mitleid mit uns! retten Sie uns, Korrigan!“

„Erbarmen Sie sich unserer, Korrigan!“

Die Korrigan antwortete nicht: sie hatte die zwei jungen Leute für immer verlassen . . . Doch indem sie die Fee in diesem äußersten Augenblicke anrief, fühlte Gilberte in sich den Glauben an die Fortdauer des Lebens wiedererwachen, einen Glauben, den sie, wie Gilbert, der Korrigan verdankte. Alsbald verwandelten sich die Züge der jungen Frau, ihre Thränen trockneten, ihre Augen glänzten, ihre Stirne strahlte, und ihren Gatten mit ihren Armen umschlingend, rief sie plötzlich von einem Gedanken betroffen:

„Wir sind wahnsinnig, daß wir so verzweifeln . . . Komm," fügte sie bei, indem sie auf ein gerade offenes Fenster des im ersten Stocke liegenden Salon deutete; „komm, laß uns aus dieser abscheulichen Welt gehen!"

„Oh! wir sind gerettet!" sprach Gilbert, den Glauben und die Hoffnung seiner Frau theilend. „Ja, sterben wir mit einander, um anderswo wiederaufzuleben!"

Und die zwei jungen Gatten, den Tod verachtend, durchdrungen von dem männlichen, geistvollen Glauben unserer Väter an die Auferstehung der Leiber und der Seelen, welche beständig wiederaufleben in den unbekannten Welten, wo die Bösen besser und die Guten noch besser werden, so daß sich in ihren unablässigen Wanderungen die unvergängliche Menschheit auf diese Art von Sphäre zu Sphäre erhebt, bis zu einer Vollkommenheit, welche unbeschränkt, unendlich wie die Gottes, — die zwei jungen Gatten waren im Begriffe, sich aus dem Fenster zu stürzen, um diese Welt zu verlassen, als sie von den Polizeiagenten gefaßt und getrennt wurden; den Beamten auf der Ferse folgend, zogen dann diese Menschen, von denen jeder bei einer Hand Gilbert und Gilberte hielt, die jungen Gatten aus dem Salon fort.

Strahlend, denn sie hegten die Hoffnung, bald zu sterben, mit heiterer Stirne, ein Lächeln auf den Lippen, durchschritten die zwei jungen Leute mit ruhigem, festem Gange ihre prachtvollen Gemächer.

„Geliebter," sprach Gilberte zu ihrem Manne, „wenn heute Nacht in Deinem Gefängniß die zwölfte Stunde schlägt, gehe Deinerseits und ich werde meinerseits gehen, und einen Augenblick nachher werden wir uns wieder zusammenfinden und mit einander die wunderbare Reise durch neue, seltsame und reizende Welten antreten, in denen wir wiederaufleben sollen."

„Das ist beschlossen, Geliebte," antwortete freudig Gilbert. „Mit dem Schlage zwölf Uhr ziehen wir heiter aus dieser abscheulichen Welt aus, wo Vor-

nehmheit, Ruhm und Reichthum im Herzen nur Sättigung, Bitterkeit oder Ekel hinterlassen!"

„Um Mitternacht also, mein Gilbert!"

„Um Mitternacht, meine Gilberte."

„Haben Sie sie gehört?" fragte halblaut der Polizeicommissär den Untersuchungsrichter, während man Gilbert und Gilberte in den für sie bestimmten Fiacre steigen ließ. „Sie sprechen davon, daß sie sich tödten wollen! Es scheint offenbar etwas Blutiges bei ihrer Sache zu sein. Sie hoffen durch den Selbstmord der schweren Strafe, die sie verdienen, zu entgehen."

„Sie werden sich in ihrer Hoffnung täuschen," versetzte der Gerichtsbeamte. „Es sollen Befehle dem gemäß gegeben werden; man wird sie in Zellen bringen und ihnen jedes Mittel, sich das Leben zu nehmen, entziehen; die Gerechtigkeit muß ihren Lauf haben, und die Untersuchung wird ohne Zweifel ein blutiges Geheimniß enthüllen. Die über sie eingezogenen Erkundigungen, ihre verstellte Narrheit, ihre Selbstmordpläne beweisen nur zu sehr, daß sie sich durch ein Verbrechen in den Besitz des ungeheuren Vermögens gesetzt haben, das sie so toll vergeudeten."

Geführt von den Polizeiagenten, waren Gilbert und Gilberte die Stufen der breiten Freitreppe des Hotels, mitten durch ihre zahlreiche, über die Verhaftung ihrer von ihnen angebeteten Gebieter bestürzte Dienerschaft, hinabgestiegen. Die Kammerfrauen von Gilberte schluchzten, und ebenso Gamin, der erste Haushofmeister; andere Diener äußerten ihr Beklagen durch dumpfe Drohungen gegen die Polizeiagenten, und fünf bis sechs große Teufel von Engländern von herculischem Körperbau, welche mit der Wartung der Pferde unter den Befehlen von Thompson, dem Piqueur, beauftragt waren, machten ihren Kameraden in schlechtem Französisch den Vorschlag, aus dem Stalle Heugabeln zu holen und ihre Herrschaft mit Gewalt zu befreien. Doch die Anzahl

der Stadtsergeanten gebot den Leuten des Hotels Achtung und verhinderte die ganze feindselige Kundgebung. Die zwei jungen Gatten bemerkten zu ihrer Freude die rührende Theilnahme, welche sie ihren Dienern einflößten, und in dem Augenblicke, wo sich der Fiacre in Bewegung setzen wollte, neigte Gilberte ihr reizendes freundliches Gesicht aus dem Schlage und sagte zu den auf der Freitreppe gruppirten Leuten:

„Lebet wohl, meine Freunde! Wir haben Euch so glücklich gemacht, als wir dies thun konnten. Wir sind hiefür dadurch belohnt, daß wir sehen, welchen Kummer es Euch macht, von uns getrennt zu werden ... Gott befohlen ... gedenket meines Mannes, Gilberts des Lithographen, der ein so gutes Herz hatte."

„Und beruhigt Euch besonders, meine Feunde, und beklagt uns nicht," fügte Gilbert bei, der seinen Kopf neben dem seiner Frau vorschob. „Minette und ich werden heute Abend eine bezaubernde Reise antreten. Gott befohlen, meine Freunde! Gedenket meiner Frau, Gilberte der Blumenmacherin, welche ein so gutes Herz hatte!"

„Vorwärts!" rief einer von den Polizeimenschen mit einer groben, heiseren Stimme dem Kutscher des Fiacre zu, in welchem sich das junge Ehepaar in Gesellschaft eines andern Agenten befand, der den Vordersitz des Wagens inne hatte. „Vorwärts! sie sind eingepackt ... Du fährst nach dem Depot der Conciegerie, mein Alter!"

Der Fiacre setzte sich in Bewegung, während die auf der Freitreppe des Hauses versammelten Dienstboten beinahe Alle weinten und mit gerührter Stimme Gilbert und Gilberte nachriefen:

„Leben Sie wohl, Frau Blumenmacherin! Gott befohlen, Herr Lithograph! ... Oh! nie, nie werden wir wieder eine so gute Herrschaft finden!" . . . . .

. . . .

XLVI.

August Meunier und seine Frau (diese zwei durch Gilbert und Gilberte bereicherten Neidischen), bewohnten oben in der Rue Saint-Lazare ein kleines Haus vom düstersten Aussehen. Dieses Gebäude erhob sich, an eine große schwärzliche Mauer angelehnt, im Hintergrunde eines Hofes, in welchen man durch einen Thorweg eintrat, an dessen Seiten zwei niedergedrückte Pavillons standen. Der eine hatte als Wohnung für einen Concierge, der andere als Stall gedient; aber Meunier besaß weder Pferde, noch Concierge. Unsere zwei Neidischen waren von einem schmutzigen Geize besessen, angestachelt durch die unersättliche Gierde, ihr schon beträchtliches Vermögen zu vermehren, und in der Hoffnung, dasselbe eines Tags vielleicht die Summe von dem ihrer ehemaligen Freunde erreichen zu sehen.

Um ihren verzehrenden Durst nach Gold zu stillen, ertrugen August und Juliette stoisch die härtesten Entbehrungen. Juliette besorgte allein die Haushaltung; sie kaufte alle paar Tage einen Laib Brod, ein wenig dürftige Fleischwaaren, und füllte, wenn sie ausging, an einem benachbarten Brunnen einen Krug mit Wasser. Sie flickte ihre alten Kleidungsstücke, sowie die ihres Mannes, besorgte seine Schreibereien und führte seine Kunden ein, welche durch das Geräusch einer vom Thorwege mit dem Erdgeschoße des, nur einen Stock hohen, Hauses in Verbindung stehenden Klingel angekündigt wurden.

Die Kundschaft von Meunier war ziemlich zahlreich. Scheinbar machte er, wie man zu sagen pflegt, den Disconto, in Wirklichkeit trieb er aber einen unbändigen Wucher. Durch seine ehemaligen Beziehungen mit einer großen Anzahl von Kaufleuten vertraut, den Pla Paris ganz genau kennend, lieh er sein Geld nur an

Stangen geschützt, waren die Fenster innen mit Läden versehen, an denen man von oben bis unten Eisenblech befestigt und zwei enge Schießscharten angebracht hatte, durch welche Meunier im Falle eines Einbruchsversuches feuern konnte. Die Platten des früher rothen, nun aber erdfarbigen und an zwanzig Stellen zersprungenen Bodens schwitzten die eisige Feuchtigkeit dieser Wohnung aus, eine Feuchtigkeit, welche so gewaltig war, daß die gelbliche Flamme des auf dem Speisetisch stehenden Lichtes unter einer Art von nebeliger Umkreisung flackerte. Auf diesem fettigen Tische sah man eine halb mit Wasser gefüllte Flasche, zwei zersprungene Teller, die Hälfte von einem sechspfündigen Laibe Brod, das so hart wie Schiffszwieback; dann in der Mitte eine angebrochene Fayenceplatte, Brocken von ranziger Speckwaare enthaltend, deren Ausdünstung den im Zimmer verbreiteten scharfen Geruch noch mehr Ekel erregend machte.

Die zwei Geizigen, welche, auf sich zusammengekrümmt, einander gegenüber saßen, zitterten vor Kälte, obgleich Meunier über seine Kleider einen alten gelblichen Carrick, dessen aufgeschlagener Kragen bei weitem seine durch eine schwarze seidene Mütze verborgenen Ohren überragte, angezogen und Juliette in Form einer Capuze auf ihren Kopf einen alten fettigen Tartanshawl gebunden hatte. Beide hatten eine scharlachrothe Nase und violette Hände. Ihre Sorglosigkeit in Betreff ihrer Person wurde doppelt widrig, denn sie waren jung, und dem Gesichte von Frau Meunier fehlte es nicht an Regelmäßigkeit. Doch die glühende Habgier, welche diese Frau und ihren Mann verzehrte, die harten Entbehrungen, die sie sich auflegten, gaben ihren abgemagerten Zügen einen zurückstoßenden Ausdruck von Trockenheit und Härte. Die zwei Ehegatten setzten also ein angefangenes Gespräch fort:

„Wir, wie sie zehn Millionen reich!“ sagte Juliette der Ungläubigkeit; „das ist unmöglich!“

„Das ist im Gegentheil sehr möglich . . . Rechnen wir ein wenig, und Du wirst sehen. Nicht wahr, wir besitzen zu dieser Stunde zwei Millionen? Ich spreche nicht einmal von den Interessen, die wir sie haben schwitzen lassen, seitdem ich Werthe discontire. Setzen wir also zwei Millionen in runder Summe."

„Sehr gut!"

„Du weißt, wie eine Summe durch ihre zu fünf Procent capitalisirten Interessen sich in zehn Jahren verdoppelt."

„Nun?"

„Sind unsere zwei Millionen zu fünf Procent angelegt und capitalisirt worden, so werden wir in zehn Jahren vier Millionen besitzen. Da ich aber im Durchschnitt zu fünfzehn bis achtzehn Procent leihe, so werden wir, die Capitalisirung dieser Interessen zu fünfzehn Procent angeschlagen, in zehn Jahren fünf Millionen besitzen, welche fünf Millionen, während zehn weiterer Jahre capitalisirt (wobei ich ihr Interesse nur zu fünf Procent berechne), uns ein Vermögen von zehn Millionen bilden."

„Das ist wirklich wahr! Ich bin fünfundzwanzig Jahre alt, Du bist sechsundzwanzig, und wir werden vor dem Alter von fünfundvierzig bis sechsundvierzig Jahren zehn Millionen reich sein."

„Ja, meine Gute, und erreichen wir nur das sechzigste oder siebenzigste Jahr, was gar nichts Erstaunliches wäre bei dem nüchternen, geordneten Leben, das wir führen, so urtheile ein wenig, bis zu welcher ungeheuren Summe unser Vermögen steigen kann."

„August, wenn ich hieran denke, so bemächtigt sich meiner eine Art von Blendung! ... Zehn Millionen ... fünfzehn Millionen vielleicht."

„Ah! das ist die Ordnung und die Sparsamkeit."

So sprechend, blies Meunier, der sich ohne Zweif nur halb gesättigt fühlte, in seine bläulichen, durch d Kälte erstarrten Finger und nahm vom Tische ein

von vornehmen Leuten, aber früher oder später wird ihnen nichts mehr bleiben, als ihre Augen, um zu weinen! Wer zuletzt lacht, lacht am besten.""

„Das ist wahr, Du hast es mir gesagt, und wir lachen in der That zuletzt."

„Und wir werden noch viel mehr lachen, wenn man sie auf die Galeeren schickt als Diebe, was sie sind, da sie die Millionen, auf die sie so stolz waren, gestohlen haben . . . Aber warum zögert man so sehr, sie zu verurtheilen?"

„Ein Gerichtsdiener, der die Tribunalzeitungen liest, hat mir gesagt, die Untersuchung werde unablässig verfolgt, doch man habe noch nicht genug belastende Anzeigen gegen sie gefunden, um die Sache spruchreif zu machen."

„Dann muß die Justiz sehr gutmüthig sein," versetzte Juliette mit herbem Tone. „Wie, diese Unglücklichen haben im Augenblick ihrer Verhaftung die Absicht, sich in der folgenden Nacht das Leben zu nehmen, geoffenbart, und das sollte nicht genügen, um zu beweisen, wie sehr sie strafbar sind?"

„Zum Glück sind sie, jedes in seinem Gefängniß, so scharf bewacht worden, daß sie ihr Vorhaben nicht ausführen konnten."

„Nichtsdestoweniger zeigt ihr Selbstmordplan, daß sie sich ein Verbrechen vorzuwerfen haben. Ich komme auch immer hierauf zurück: wie kann die Justiz so gutmüthig sein, daß sie keine Beweise gegen sie findet?"

„Sie wird ohne Zweifel finden, liebe Gute, hoffen wir es. Oh! ich gebe etwas, um der Verurtheilung, der Schmach dieser Leute beizuwohnen, die sich darin gefallen haben, uns durch ihren Luxus einer vornehmen Herrschaft zu demüthigen! ein Luxus, unter dem sie eine so freche Ungezwungenheit affectirten, als ob sie dieser fürstlichen Existenz gewohnt gewesen wären, während

wir uns in den ersten Zeiten unseres unerwarteten Glückes gleichsam desselben schämten!"

„Ich bin, wie Du, August: ich gebe etwas, um mich an ihrer Schande zu weiden und sie unter meinen Füßen zu sehen."

„Die Unverschämten! ... Wenn man bedenkt, daß sie, als wir uns mit ihnen entzweiten, weil, so oft wir sie besuchten, ihr Reichthum uns gleichsam beohrfeigte, die Frechheit hatten, zu uns zu sagen: „„Ei! suchen Sie keine Vorwände; sprechen Sie offenherzig: gestehen Sie, daß Sie uns um unsern Reichthum beneiden, daß er für Sie ein Herzeleid ist, und daß dies die Ursache Ihres Bruches mit uns ist!"" Ha! ha! ha! er ist nun schön, dieser Reichthum, famoser Gilbert!"

„Ha! ha! ha!" sagte Juliette, ebenfalls höhnisch und boshaft lachend, „sie sind frisch, die hübschen Toiletten, die Du in Deinem Gefängnisse machst, famose Gilberte! Du, die Du immer wie eine Herzogin gekleidet warst!"

„Ha! ha! ha! Ihr habt zu dieser Stunde erste und zweite Haushofmeister, die Euch kaltwarme junge Enten serviren, nicht wahr?"

„Und in dem Hofe Eures Gefängnisses promenirt Ihr ohne Zweifel im Wagen mit vier Pferden, gefahren von Eurem ersten englischen Kutscher! Ha! ha! ha!"

Während einiger Secunden störte allein das scharfe, schrille Gelächter der in ihrem Hasse Triumphirenden die Stille der Finsterniß. Plötzlich verband sich mit diesem grausamen Gelächter das Geräusch der Klingel, welche vom Thorwege mit dem Erdgeschoße in Verbindung stand. In diesem Augenblick schlug es zehn Uhr in einem entfernten Glockenthurme.

„Wer kann um diese Zeit kommen?" sagte Juliette. „Wir empfangen nie einen Menschen am Abend."

„Wohl! derjenige, welcher sich vor unserer Thür-

befindet, wird dort bleiben! Der Teufel soll mich holen wenn ich aufstehe, um ihm zu öffnen! Klingle, Bursche, klingle!"

„Klingle . . . klingle! . . . Wahrhaftig, ich bewundere Deine Kaltblütigkeit," versetzte bitter Juliette. „Und wenn man die Glocke zerbricht . . . Ah! mein Gott, man wird sie zerbrechen," fügte sie voll Angst bei. — „Hörst Du dieses höllische Geläute! Man zerbricht Alles. Einen Augenblick Geduld! Ich, ich will keinen solchen Schaden . . . Sogleich werde ich der Sache ein Ende machen."

„Welch eine Frau von Ordnung!" rief August, der Juliette aus dem Bette eilen fühlte. „Aber Du wirst Dir den Schnupfen zuziehen, wenn Du durch den Hof gehst: es schneit. Laß mich statt Deiner gehen."

„Mein Gott, mein Gott! man wird Alles zerbrechen! Abermals Reparaturen, als ob es nicht genug an denen des Daches wäre, welche vorgestern erst beendigt worden sind!" rief voll Angst Juliette, die in der Finsterniß mit bloßen Füßen umherging und Zündhölzchen suchte, um ihr Licht anzuzünden, während das Glockenspiel seine Thätigkeit verdoppelte und immer bedrohlicher für die Existenz der Klingel wurde.

„Aber ich wiederhole Dir, Du wirst den Schnupfen bekommen, liebe Gute; ich will aufstehen!"

„Ah! ich habe sie!" rief Juliette. Doch vergebens rieb sie auf dem Tische das phosphorescirende Ende der Zündhölzchen: die fünf ersten fingen kein Feuer. „Fünf Zündhölzchen verloren!" murmelte voll Aerger die Geizige. „Es ist so feucht hier! Feuer wäre aber noch viel kostspieliger, als der Verlust von ein paar Zündhölzchen. . . . Endlich!" fügte sie bei, da sie den Funken diesmal hervorspringen sah. Sie zündete das Licht an; dann kauerte sie sich auf die Erde, hob sorgfältig die fünf Zündhölzchen auf, legte sie auf den Tisch und sagte rem Manne: „Du wirst sie an ihrem Ende spalten

und dann zuspitzen; sie mögen Dir als Zahnstocher dienen; Du, der Du immer verlangst, kannst Dich nun damit bewirthen."

„Welch eine Frau von Ordnung! Und wie zuvorkommend ist sie! rief Meunier. Im Aufschwunge seiner Bewunderung machte er auch abermals eine Bewegung, um aus dem Bette zu gehen, und sagte: „Nein, liebe Gute, Du sollst nicht hinaus. Du kannst Dich erkälten, krank werden."

„Und wenn Du krank wirst?" erwiederte Juliette, indeß sie hastig ihren schmutzigen Unterrock anzog und mit ihren nackten Füßen in alte Schlappen schlüpfte. „Ja, wenn Du krank bist, wie wird es hernach mit dem Disconto gehen?" Dann stieß sie einen Angstschrei aus, als sie das Geklingel immer heftiger werden hörte, und rief: „Ah! diesmal wird die Glocke nicht widerstehen!"

Sie täuschte sich in ihren Befürchtungen, doch das Geklingel dauerte mit derselben Heftigkeit fort. Juliette hüllte sich hastig in einen geflickten Mantel und hob mit einer männlichen Hand die eisernen Haken auf, welche die Thüre von innen festhielten, während ihr Meunier zurief:

„Und vor Allem, öffne nicht! Sieh und spähe nur durch die Luke ... Aber wie! Du gehst ohne Licht ... Du läufst Gefahr, Dich an der Leiter zu stoßen, welche die verfluchten Dachdecker im Hofe gelassen haben!"

„Oh! ich werde mich in Acht nehmen ... Ich brauche kein Licht, der Wind würde es nur ablaufen machen oder gar auslöschen, und ich müßte abermals Zündhölzchen nehmen, um es wieder anzuzünden," erwiederte Juliette. „Sei unbesorgt, ich kenne des Hauses Gelegenheit!"

„Ja wohl! mißtraue aber dieser Teufelsleiter!" rief Meunier Juliette zu, die hastig hinausging. „Ah! welch eine Frau! welch eine Frau!" wiederholte er

„Ja, denn sonst würde er uns seinen Kummer und seine Leiden nicht erzählen.“

„Und wenn er uns Alles gesagt hat, schmettern wir ihn unter unserer Verachtung nieder. Und siehst Du, ist er aus dem Gefängnisse entwichen, so wird er es uns gestehen, da er uns nicht mißtraut, und dann lassen wir ihn verhaften ... Ich gebe mir das Ansehen, als ginge ich aus irgend einem Grunde hinaus, und laufe nach dem nächsten Posten, um die Wache zu holen.“

„So ist es gut; empfangen wir ihn zuerst als Freund, damit er uns seine Bekenntnisse macht.“

„Unser Licht wird bei dieser Komödie aufgebraucht werden, doch in Rücksicht auf die Umstände können wir uns diesen Luxus erlauben, um uns die Komödie des zum Bettler gewordenen famosen Gilbert zu verschaffen. Wie Schade nur, daß seine nichtsnutzige Frau bei dem Feste fehlt!“

„Was willst Du, liebe Gute, man muß sich mit dem begnügen, was uns der Himmel schickt. Komm! komm!“ sagte Meunier, der sich während dieses Gespräches, wie Juliette, völlig angekleidet hatte. „Wir stellen das Licht auf den Boden hinter die Thüre des Hauses: sein Schein wird genügen, um den famosen Gilbert bis hieher zu leiten.“

So sprechend, verließen die zwei Geizigen die Stube; Juliette trug das Licht, das sie mit ihrer Hand beschirmte, August hatte unter seinem Carrick seine geladenen Pistolen. Außen herrschte tiefe Finsterniß, es wehte ein eiskalter Wind; der Schnee, der in großen Flocken fiel, bildete eine dicke Lage und verbarg das Pflaster des kleinen Hofes Juliette ließ ihr Licht bei der Schwelle des Hauses und folgte ihrem Manne. Dieser näherte sich der im Hofthore angebrachten Luke und sah beim Scheine einer nahen Laterne Gilbert, welcher in der Vertiefung des Gewölbes vom Thorweg stand. Meunier nahm dann mitleidigen Ton an und sagte durch die Oeffnung:

„Wie, Sie sind es, mein armer Gilbert?"

„Meunier, haben Sie Erbarmen! öffnen Sie mir!" erwiederte mit schmerzlichem Tone der Unglückliche, dessen Zähne vor Kälte klapperten. „Sie sind meine letzte Hoffnung!"

„Ich werde Ihnen öffnen, mein guter Freund; doch dieses Haus ist ganz vereinzelt, wir fürchten die Nachtschwärmer; sehen Sie Niemand auf der Straße?"

„Nein," antwortete Gilbert, schnatternd unter seinen Lumpen; „Sie können sich durch sich selbst überzeugen, daß Niemand auf der Straße ist."

Meunier befolgte den Rath, und die Hand am Drücker von einer der Pistolen, die er unter seinem Carrick verborgen hielt, öffnete er ein wenig das Thor, warf rasch einen Blick hinaus, trat dann auf die Seite und sagte zu Gilbert:

„Kommen Sie geschwinde, mein armer Freund, und nehmen Sie sich vor der Leiter in Acht, welche dort beim Hause steht."

Gilbert trat ein, und der schwere Thorflügel schloß sich wieder. Er folgte den Schritten seiner Freunde und kam in ihr Zimmer, dessen schmutziges Aussehen ihm Anfangs nicht auffiel.

Der Mann von Gilberte schien den letzten Grad des Schmerzes und des Elends erreicht zu haben. Eine mit Schnee bedeckte Mütze auf dem Kopfe, bekleidet mit einer zerlumpten Blouse und einer von Koth befleckten Hose, welche kaum auf seine Knöchel fiel und seine halbnackten, durch die Kälte blaurothen Füße sehen ließ, an denen er ausgetretene, zerrissene, durch Schnüre festgebundene Schuhe trug; das Gesicht leichenbleich, den Bart lang und straubig, seine Haare durch die Feuchtigkeit des geschmolzenen Schnees an die Schläfe geklebt und in den Zügen das Gepräge der finstersten Verzweiflung, würde dieser Unglückliche den härtesten Herzen Mitleid eingeflößt haben. Die zwei Neidischen wechselten auch

Lächeln triumphirenden Hasses, indem sie sich mit dem Blicke diesen Mann zeigten, der einst durch seinen fürstlichen Luxus so grausam ihren Neid erregt hatte.

Meunier legte vorsichtig seine geladenen Pistolen auf den Nachttisch, zu dem er sich setzte, denn er fühlte sich wenig beruhigt durch deu erschrecklichen Anblick von Gilbert, und sagte dann zu diesem in dem Augenblick, wo er vernichtet auf einen Stuhl fiel:

„Nun also, mein armer Freund, Sie haben entschieden Ihr prachtvolles Hotel verlassen?“

„Und die hübsche Frau Gilberte,“ fügte Juliette bei, „wie befindet sie sich? Ich hoffe, sie ist immer noch reizend und zierlich geputzt.“

Die zwei Neidischen, trotz ihres Entschlusses, von Anfang ihre schlimmen Gefühle zu verbergen, verriethen sie unwillkürlich; doch von ihren Worten gelangte nur ein einziges zum Herzen von Gilbert: das war der Name seiner Frau. Bei diesem Namen stieß er einen herzzerreißenden Schrei aus, verbarg sein Gesicht in seinen Händen und zerfloß in Thränen.

Es trat ein Stillschweigen von einigen Augenblicken ein.

August und Juliette hatten so Zeit, über die unkluge Art, wie sie das Gespräch eröffnet, nachzudenken und zu erkennen, daß sie schon mit ihren ersten Worten beinahe den geheimen Gedanken ihrer gemeinen Seele enthüllt und so sich der Gefahr ausgesetzt hatten, die Geständnisse ihres Gastes zurückzudrängen, statt sie durch ein geheucheltes Mitleid anzuziehen. Meunier machte daher seiner Frau ein Zeichen des Verständnisses, nahm die Hand von Gilbert und sprach zu ihm mit einer Stimme, die er liebreich klingen zu lassen suchte:

„Muth, mein armer Freund, Muth! Wir haben unser Unrecht gehabt, Sie haben das Ihrige gehabt, [illegible] ist Alles vergessen, bei meinem Ehrenworte!“

„Gewiß!“ sagte Juliette; „wir gedenken nur noch der ersten Tage unserer Freundschaft.“

„Auf, theurer Freund, erzählen Sie uns Ihre Leiden.“

„Verbergen Sie uns nichts . . . oh! Sie müssen uns Alles sagen, durchaus Alles, wonach August und ich auf die Mittel sinnen werden, Ihnen nützlich zu sein, wenn wir es können, mein guter Herr Gilbert.“

Nichts ist so sehr für die Rührung und das Vertrauen zugänglich, als eine trostlose Seele. Der Unglückliche erhob auch sein in Thränen gebadetes Gesicht und erwiederte mit Erguß:

„Ah! meine Theuren, ich täuschte mich nicht, indem ich auf Ihre alte Freundschaft für uns rechnete . . .“ Dann sich mit einem Seufzer unterbrechend: „Mein Gott, mein Gott! ich sage immer wir, als ob meine kleine Gilberte da, hier bei mir wäre, wie einst . . . Doch nein, nein! sie ist nicht mehr da!“ murmelte er mit dem schmerzlichsten Tone.

„Und wo ist sie denn?“ fragten gleichzeitig die zwei Neidischen; „was ist denn aus ihr geworden?“

„Ach! ich weiß es nicht!“ antwortete Gilbert, den das Schluchzen beinahe erstickte. „Ich weiß nicht, wo sie gegenwärtig ist . . . Paris ist so groß! . . . Wo sie suchen? wo sie finden? . . . Einen Augenblick hoffte ich, sie werde denselben Gedanken wie ich gehabt haben und auch zu Ihnen gegangen sein, doch ich täuschte mich: Sie haben sie nicht gesehen?“

„Ach, nein!“ erwiederte Juliette. „Arme Frau Gilberte! . . . In ihrem Alter und so hübsch, allein in diesem großen Paris, entfernt von Ihnen, der Sie sie nie verließen! Was kann ihr begegnet sein? Wenn man nur daran denkt, schmiedet man sich alle Arten von düstern, schwarzen Ideen! . . . Das ist erschrecklich! . . .“

„Oh! ja, das ist erschrecklich!“ wiederholte schauer

Gilbert. Und er rief mit der Miene eines beinahe Irrsinnigen:

„Sprechen Sie nicht hievon; man soll nicht hievon sprechen! . . . Das ist zu gräßlich!“ Dann suchte er sich zu fassen und fügte mit flehendem Tone bei: „Doch, doch, sprechen wir hievon, meine Freunde, sprechen wir von meiner Frau! . . . Verzeihen Sie, haben Sie Mitleid mit mir, ich bin wie ein Wahnsinniger . . . Ah! wehe mir!“ Und er drückte seine krampfhaft zusammengezogenen Fäuste an seine Schläfe. „Wehe mir, das heißt zu sehr leiden!“

August und Juliette schlürften gleichsam diesen verzweiflungsvollen Schmerz, sie tranken diese bitteren Thränen, doch ihr Rachedurst reizte sich dadurch immer mehr.

„Beruhigen Sie sich, mein guter Gilbert,“ sagte Meunier. „Auf, erzählen Sie uns Ihre Leiden. Wohl wissen wir das größte von allen wahrscheinlich: Ihre Trennung von Ihrer Frau . . . Doch das ist noch nicht Alles. Was ist Ihnen denn begegnet seit jener Fête, der wir in Ihrem prachtvollen Hotel beigewohnt haben?“

„Sie wissen, Herr Gilbert, die herrliche Fête? . . . Ihr liebes Frauchen trug an jenem Abend einen blendenden Schmuck von Rubinen und Diamanten . . . und ein Kleid von . . . Doch verzeihen Sie,“ fügte Juliette bei, „wir sind übereingekommen, nicht mehr von Ihrer liebenswürdigen Gefährtin zu sprechen, um nicht Ihren Kummer zu vermehren. Sie war auch bei jener Fête so reizend, so strahlend, Ihre schöne Gilberte, daß mir die Erinnerung daran immer gegenwärtig geblieben ist.“

Der Unglückliche schauerte, so oft man von seiner Frau sprach, so schmerzlich wie ein Verwundeter, über ...ten offene Wunde man mit einem glühenden Eisen ...en würde. Doch diesen grausamen Schmerz über...end und seine erschöpften Kräfte zusammenraffend, ...tete er mit gepreßter Stimme:

„Ich sehe, Sie wissen nicht, daß Gilberte und ich verhaftet gewesen sind.

„Ah! mein Gott! verhaftet! . . . Und warum?“

„Man fragte uns nach dem Ursprunge unseres Vermögens: wir antworteten mit der Wahrheit. Sie war, ich gestehe es, so seltsam, daß man uns nicht glaubte, nicht glauben konnte. In das Gefängniß gebracht, Jedes in eine abgesonderte Zelle, hatten wir, meine Frau und ich, zuvor gemeinschaftlich beschlossen, uns beim ersten Schlage der zwölften Stunde zu tödten.“

„Sie wollten sich tödten! . . . Das ist entsetzlich! . . . Und warum hatten Sie im Sinne, sich zu tödten?“

„Um anderswohin zu gehen.“

„Was wollen Sie hiemit sagen, mein lieber Freund? Erklären Sie sich.“

„Das ist unnütz: Sie würden mich nicht verstehen. . . . Unser Vorhaben, das wir leider nicht verborgen gehalten hatten, konnte nicht vollführt werden. Als ich in meine Zelle kam, zog man mir die Zwangsjacke an. Es schlug Mitternacht . . . die Stunde war vorüber. . . Meine Frau behandelte man in ihrer Zelle gerade wie mich. Die Zusammenkunft, die wir verabredet hatten, um mit einander aus dieser abscheulichen Welt zu gehen, war verfehlt, wir konnten nicht für eine andere Abreise übereinkommen, da wir von diesem Tage an bis zu dem, an welchem wir in Freiheit gesetzt wurden, immer eingesperrt waren, Gilberte in Saint-Lazare, ich in der Force. Keine mündliche oder schriftliche Mittheilung war zwischen uns möglich, und man verhörte uns getrennt, damit wir unsere Antworten nicht in Einklang bringen könnten . . .“

„Sie sind also aus dem Gefängniß entlassen worden?“

„Ja, meine Freunde. nachdem wir mehrere Monate unter Banditen zugebracht. Man hatte uns bezüchtigt, wir verdanken unser Vermögen dem Diebstahle, vielleicht

sogar dem Morde; aber nach zahlreichen Verhören und nach den ängstlichsten Nachforschungen, die man über uns anstellte, war man genöthigt, anzuerkennen, daß wir weder gestohlen, noch getödtet hatten, und wir wurden in Freiheit gesetzt."

„Doch Ihr Vermögen?"

„Alles ist vorläufig unter Sequester geblieben; wohl konnte man keine Thatsache zu unserer Belastung finden, aber das Gericht bleibt überzeugt, unser Vermögen gehöre Anderen als uns, und behält dasselbe, um es eines Tags denjenigen, welche, wie sie glauben, einen rechtlichen Anspruch darauf zu machen vermögen, zurückgeben zu können."

„Das Gericht hat Ihnen doch wenigstens genug gelassen, daß Sie und Ihre Frau davon zu leben im Stande sind?" fragte Meunier.

„Nein, man hat uns nichts gelassen, durchaus nichts," antwortete Gilbert niedergeschlagen. „Darum, meine Freunde, habe ich mich, trotz unseres Bruches und nach langem Zögern, entschlossen, zu Ihnen zu gehen."

„Wie, Herr Gilbert," versetzte Juliette mit einem geheuchelten Ausdrucke verletzter Freundschaft, „Sie haben gezögert, zu uns zu kommen?"

„Oh! das ist schlimm, sehr schlimm!" fügte Meunier bei.

„Ich gestehe, ich habe Unrecht gehabt, an Ihrer Freundschaft zu zweifeln, denn im Ganzen, — und vielleicht war mein Vorwurf nicht einmal gegründet, — wenn Sie uns einst um unsere Pracht beneideten . . . ah! heute muß dieses Gefühl dem Mitleid Platz machen. Doch ich bedenke," sagte Gilbert, der allmälig das elende Aussehen dieser Wohnung wahrnahm und mit einem erstaunten Blicke umherschaute; „mein Gott! vielleicht sind Sie auch in Ihrem Vermögen betroffen worden?"

„Oh! beruhigen Sie sich!" beeilten sich die beiden

Gatten gleichzeitig zu erwiedern. „Sie haben uns nicht zu beklagen, im Gegentheil . . .“

„Desto besser, meine Freunde, ich hatte befürchtet . . . Sie . . .“

„Wir seien zu Grunde gerichtet, weil wir armselig wohnen? Nein, nein, erinnern Sie sich dessen, was Juliette und ich Ihnen einst sagten: „„Wir haben keinen Sinn für den Luxus; wir sind Leute von Ordnung.“

„Zwei Worte, meine Freunde, um Ihnen zu erklären, welchen Dienst ich von Ihnen verlangen will.“

„Sprechen Sie, mein Freund.“

„Da die Untersuchung nicht den geringsten begründeten Anklagepunkt gegen uns finden konnte, so sah man sich genöthigt, uns wieder in Freiheit zu setzen. Meine erste Frage an den Kerkermeister der Force war, in welchem Gefängnisse sich meine Frau befinde. Er antwortete mir, sie sei ohne Zweifel in Saint-Lazare. Ich laufe nach Saint-Lazare und erfahre, daß Gilberte dieses Haus am Morgen in Gesellschaft einer wie sie frei gewordenen Frau verlassen hat, welche Frau es, wie man mir sagte, übernommen, sie an den Ort zu führen, wo ich gefangen sein sollte. Ich kehre in aller Eile nach der Force zurück: meine Frau ist nicht hier erschienen. Ich warte indessen ziemlich lange auf sie, doch am Ende des Wartens müde, denke ich mir, sie suche mich in den andern Gefängnissen, und begebe mich rasch dahin, in der Hoffnung, sie in der Umgegend des einen oder des andern derselben zu finden! Vergebliche Hoffnung! Bei Einbruch der Nacht kehre ich endlich zur Force zurück: ach! zwei Stunden vorher ist Gilberte hier gewesen, doch von meinem Abgange unterrichtet, hat sie sich, in Thränen zerfließend, wieder entfer[nt.] Meine Freunde, beurtheilen Sie meine Verzweiflun[g.]“

„Oh! wir beurtheilen sie, wir begreifen sie, [wir] würdigen sie: sie mußte entsetzlich sein!“

„Was thun? was beschließen? Wo und wie –“

Frau in der Unermeßlichkeit von Paris wiederfinden?"

„Welche gräßliche Angst mußten Sie ausstehen?"

„Sie mußten hundertmal unglücklicher sein, als im Gefängniß, nicht wahr?"

„Oh! ja, ich habe wahrlich grausam gelitten, meine Freunde! Vom Morgen bis zum Abend durchmaß ich Paris, ohne fortan auf etwas Anderes rechnen zu können, als auf den Zufall, um Gilberte wiederzufinden. Wenn es Nacht geworden war, zog ich mich, gelähmt vor Müdigkeit, in ein abscheuliches Haus zurück, wo Betten für die Nacht vermiethet wurden, doch ich konnte nicht einmal schlafen, so sehr war ich gepeinigt. Bald sagte ich mir in Verzweiflung: „„Meine Frau, weil sie mich nicht wiedergesehen, hat sich vielleicht entschlossen, aus dieser Welt wegzugehen, um mich anderswo zu erwarten.""

„Wenn ich Sie recht verstehe, befürchteten Sie, sie habe sich selbst getödtet?"

„Ja, und ich war auf dem Punkte, mich auch vom Leben zu befreien. Bald aber sagte ich mir: „„Und wenn im Gegentheil Gilberte in der Hoffnung, wieder mit mir zusammenzutreffen, in dieser Welt geblieben ist, und ich gehe daraus weg?""

„Natürlich, das war nicht das Mittel, zusammenzukommen, mein armer Freund!"

„Ich fügte mich also in das Leben, doch welch ein Leben! Bei meiner Verhaftung hatte ich kein Geld bei mir. Der einzige Gegenstand von Werth, den ich besaß, waren ein paar goldene Hemdknöpfchen mit Rubinen: ich verkaufte sie um vierzig Franken. Ich erhielt auch noch eine mäßige Summe aus dem Verkaufe meiner durch meinen Aufenthalt im Gefängniß schon sehr abgetragenen Kleider; dagegen kaufte ich die Kleidungsstücke, die Sie auf mir sehen, und die nun in Fetzen zerfallen. Gott weiß, ob ich sparsam mit meinen Mit-

teln umging! Ich schlief um vier Sous in abscheulichen Löchern, durcheinander mit Landstreichern und Dieben, ich aß für zwei Sous Brod und trank Wasser vom Brunnen."

„Ah! mein lieber Gilbert, das war nicht mehr die Zeit der warmkalten jungen Enten, servirt in Schüsseln von Vermeil durch Ihren ersten Haushofmeister . . . wie?"

„Das war nicht mehr die Zeit Ihres herrlichen, mit hochrothem Damast ausgeschlagenen Schlafzimmers mit seinem großen Bette von vergoldetem Holz und seinen drei Fenstern, welche auf Ihren schönen Garten gingen," fügte Juliette, nicht minder boshaft als ihr Mann, bei.

Diese Bosheiten bemerkte Gilbert nicht. Versunken in seine Verzweiflung, sah er in der Erinnerung an seine Herrlichkeit eine ziemlich natürliche Vergleichung zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit, ohne Zweifel seinen Freunden entrissen durch ein rührendes Interesse für seine augenblickliche Lage. Er erwiederte auch:

„Ja, mein Fall ist grausam gewesen! Nie hatte ich die gräßliche Armuth gekannt, in die Sie mich versetzt sehen! Nie hatte ich von der Kälte oder dem Hunger gelitten! Nie hatte ich im Kothe der Gassen meine gequetschten und beinahe unbekleideten Füße geschleppt! Meine Arbeit hatte mich zum Glück immer vor solchem Elend geschützt. Doch, ach! meine Bangigkeiten, meine Leiden verdoppelten sich durch den Gedanken, meine Frau theile sie vielleicht! Mein Gott! sie auch, sie hat Hunger und schnattert unter ihren Lumpen! Sie auch, sie sucht mich, sie läuft sich ihre Füße ab auf dem Pflaster, ohne mich finden zu können! Wehe mir! wehe mir!" rief Gilbert. Und er brach abermals in ein Schluchzen aus.

„Ei! mir fällt ein, mein armer Freund," sagte Meunier, „Sie haben vielleicht Hunger?"

„Welch ein ärgerliches Mißgeschick!" fügte Juliette hastig bei. „Es bleibt uns kein Bissen Brod mehr im Hause, und es ist so spät, daß alle Buden geschlossen sind . . ."

„Seit gestern Abend . . . habe ich nur Wasser getrunken," versetzte Gilbert. „Als ich vorhin bei Ihnen eintrat, fühlte ich ein schmerzliches Reißen im Magen, . . . es hat sich ein wenig beschwichtigt; die Gemüthsbewegung, die mir unser Wiedersehen verursachte, die Gewißheit, in der ich nun lebe, daß Sie mir beistehen werden, meine Freunde, haben mich vielleicht meinen Hunger vergessen lassen!"

Bei diesen Worten, die von der Hoffnung zeugten, welche Gilbert auf sie setzte, wechselten die zwei Neidischen einen Blick grausamen Hohnes, und Meunier sagte:

„Warum haben Sie sich nicht in Ihrem Unglück an alle die Leute von der vornehmen Welt gewendet, die sich bei Ihren Festen einfanden? Denn Sie empfingen in Ihrem Hause Herzoge, Prinzen, Marquis!"

„Prinzessinnen, Marquisen, Herzoginnen!" fügte Juliette bei, um ihrem Gaste die in diesem Augenblick so höhnische aristokratische Aufzählung noch grausamer zu machen. „Glauben Sie, diese ganze schöne Welt, welche einst Ihr Hotel füllte, hätte Sie wie einen Bettler weggejagt, mein armer Herr Gilbert?"

„Und dann," fragte Meunier, „konnten Sie von den vielen Personen, die sie sich edelmüthig durch Ihre Börse verpflichtet haben, nicht Etwas wiederverlangen?"

„Ich dachte Anfangs an unsern Intendanten, den wir mit Freigebigkeiten überhäuft hatten, als ich mich aber ch ihm im Hotel d'Orbeval erkundigte, erfuhr ich durch Wächter des Sequesters, Herr Guspier habe Paris

verlassen. Es blieb mir einige Hoffnung auf Frau von Saint-Marceau . . ."

„Die große Sängerin, die in Ihren Concerten sang, wo man so gute Musik machte?" sagte Juliette. „Mein Gott, wie schön war das! Man hätte glauben sollen, man wäre in der Oper . . . Nun, Frau von Saint-Marceau, was hat sie Ihnen geantwortet?"

„Wir hatten ihr ungefähr zweimalhunderttausend Franken geliehen, um sie in den Stand zu setzen, sich von ihrem Manne zu trennen, der ihr das Leben unerträglich machte. Ich begab mich zu dieser Dame, und hier erfuhr ich unglücklicher Weise, gerade an dem Tage, wo wir ihr diesen Dienst geleistet, von dem ich spreche, habe sie mit Herrn von Saint Marceau eine letzte, so schmerzliche Zusammenkunft gehabt, daß nach einer erschrecklichen Nervenkrise die arme Frau gefährlich krank geworden. Die Aerzte verzweifelten einen Augenblick an ihrer Rettung. Sie starb indessen nicht, blieb aber sehr leidend und mußte Paris verlassen, um den Winter in Italien zuzubringen, und auf das Theater, wenn nicht auf immer, doch wenigstens auf lange Zeit verzichten. Sie zählte darauf, ihre Schuld von ihrem Gehalte zurückzubezahlen. Die Summe ist also für mich verloren. Als ich mich zu Frau von Saint-Marceau begab, besaß ich noch ungefähr zwanzig Franken, durch welche ich demüthigende Schritte, die mich schon im Gedanken empörten, hinausschieben konnte. Vor fünf Tagen, nachdem ich, wie gewöhnlich, Gilberte aufsuchend in Paris umhergeirrt war, brachte ich die Nacht in einem schlechten Garni *) der Rue de la Bibliotheque zu, und zum ersten Male seit mehreren Nächten versank ich in einen tiefen Schlaf. Mein Bettkamerad benützte meinen Schlaf und stahl mir das Wenige, was mir an Geld

*) Haus zum Vermiethen von Schlafstellen.

und guten Schuhen sind meine Füße in Folge des vielen Laufens geschunden, blutend. Ich habe sie so gut ich konnte in Lumpen gewickelt, die ich auffammelte. Gestern Abend blieb mir noch ein Sou: ich kaufte mir ein Stück Brod und brachte die Nacht unter dem kleinen Bogen der Notre-Dame-Brücke zu. Diesen Morgen bei meinem Erwachen, denn betäubt durch die Kälte war ich eingeschlafen, betrachtete ich den Fluß . . . Ohne die Ungewißheit über das Loos meiner armen Gilberte wäre ich keine Minute mehr in dieser entsetzlichen Welt geblieben. Ah! wäre meine Frau bei mir gewesen, längst würden wir abgegangen sein! Ich verzweifelte aber nicht, sie wiederzufinden. Meine mit Schmerzen aller Art behafteten Füße vermochten mich kaum zu tragen: ich rieb sie mit Schnee. Das hat mich ein wenig erleichtert. Da entschloß ich mich, trotz meines Widerwillens, gegen einen von den Leuten der vornehmen Welt, die wir bei uns empfingen, die Hand auszustrecken. Der Fürst von Marsan hatte mir zur Zeit ein guter Mann zu sein geschienen. Ich klopfe an die Thüre seines Hotels; ich verlange mit ihm, mit ihm selbst zu sprechen. Der Concierge, der meine Lumpen sieht, jagt mich mit Verachtung aus dem Hofe. Eine solche Aufnahme sollte mich überall erwarten! Ganz niedergedrückt vor Verzweiflung, legte ich mich auf eine von den steinernen Bänken, welche zu beiden Seiten der Thüre des Hotel Marsan stehen, und auf mich selbst zusammengezogen, blieb ich hier in einer Art von Todeskampf, wobei ich zuweilen die Vorübergehenden von mir sagen hörte: „„Das ist ein Trunkener, der seinen Rausch ausschläft!““ Ich weiß nicht, wie, nach einigen Stunden der Vernichtung, meine Gedanken sich auf Sie hefteten. Die Ursache unserer Entzweiung ist eine leichte gewesen, sagte ich mir; im Grunde ist ihr Herz gut; sie sind einst zu uns gekommen, als sie uns für arm hielten, und heute, davon bin ich fest überzeugt, werden

sie Mitleid mit mir haben. Als ich diesen Entschluß faßte, war es Nacht: ich schleppte mich bis zu der Wohnung, die Sie inne hatten, da wir uns so oft gegenseitig besuchten; dort habe ich Ihre Adresse erfahren, und ich bin hierher gekommen ... Dies, meine Freunde, ist meine traurige Geschichte. Was ich von Ihnen verlange, sind ein paar Kleidungsstücke, Strümpfe, Schuhe, ein Stück Brod am Morgen, ehe ich mich auf den Weg begebe, um Gilberte aufzusuchen; am Abend bei meiner Rückkehr etwas zu essen und für die Nacht eine Matratze in einer Ecke Ihres Hauses ... Das ist wenig für Sie, das wird Alles für mich sein. Mit Ihrer Hülfe kann ich ohne Zweifel meine Frau wieder auffinden und dann, meine Freunde, werden wir Ihnen nicht lange zur Last sein ... Wir werden hingehen, um anderswo zu leben, denn wir haben genug an dieser Welt!"

Die zwei Neidischen hatten diese Erzählung von Gilbert mit einer gehässigen Freude angehört. Juliette sagte in der Hoffnung, dem Unglücklichen einen letzten Schlag beizubringen:

„Sie sind also auf das Almosen angewiesen, Sie, der Sie einst so reich waren? ... Mit welcher Wuth müssen Sie den Verlust Ihres ungeheuren Vermögens beklagen?"

„Wir hatten freiwillig darauf verzichtet, ehe man kam, um uns zu verhaften," antwortete Gilbert, schwermüthig den Kopf schüttelnd: „Wir wollten uns nur zweitausend fünfhundert Livres Rente sichern und unser früheres Leben wiederaufnehmen."

„Freiwillig auf Ihre Millionen verzichten!" riefen gleichzeitig die zwei Geizigen; „das ist unmöglich."

„Sie suchen sich zu trösten, indem Sie sich das sagen!"

„Sie belügen sich selbst."

„Ah! meine Freunde, dieser Entschluß würde Sie nicht in Erstaunen setzen, wenn Sie wüßten, welche Sorgen, welche Verdrießlichkeiten, welche Sättigung, welcher Ekel bei meiner Frau und bei mir auf den ersten Rausch unseres Vermögens gefolgt waren! Ich beklage seinen Verlust nicht um unseretwillen, sondern wegen der armen Leute, denen es Unterstützung gewährt hätte: wir wollten es der Stadt Paris abtreten; sie hätte es übernommen, unsere Reichthümer nützlich zu verwenden. Ah! was ich bitter beklage, was meine arme Gilberte, wenn sie noch auf dieser Welt ist, beklagt wie ich, das ist der mit Arbeit gemischte bescheidene Wohlstand, — dieses friedliche Leben, in dem wir vielleicht das Glück gefunden hätten, das wir so lange da gesucht, wo es nicht für uns war! Ja, dies war unser letzter Wunsch: ein bescheidener mit Arbeit verbundener Wohlstand, dessen Werth ich mehr als je zu dieser Stunde fühle, nachdem ich die Schmerzen, die Demüthigungen einer gräßlichsten Nothdurft ausgestanden habe, die wir Beide nie gekannt, und die meine Frau ohne Zweifel nun auch erduldet"!

Dieser Gedanke brach Gilbert abermals das Herz; er verbarg sein Gesicht in seinen Händen und murmelte schluchzend:

„Wehe mir! wehe mir!"

Die zwei Neidischen schauten sich mit einem Ausdrucke von Verdruß und Zorn an. Der Unglückliche beklagte nicht einmal den Verlust des ungeheuren Reichthums, dessen Besitz ihm entzogen war; er trachtete nur nach einem bescheidenen Wohlstand.

Ueberzeugt durch den unwiderstehlichen Ausdruck von Aufrichtigkeit, der in den Worten ihres Freundes herrschte, daß wirklich eine so einfache Zukunft der Wunsch von Gilbert war, ergrimmten sie immer mehr gegen ihn: ihre Rache entging ihnen! Vergebens würden sie ihm sagen: „Du bist zu einer gräßlichen Armuth herabgesunken,

Du, der Du einst von Herrlichkeit strahltest; wir sind Millionäre geblieben und weiden uns an Deiner Erniedrigung, an Deinem wüthenden Schmerze, daß man Dich Deines großen Vermögens beraubt hat!‟“

Da diese Täuschung den Haß von August und Juliette verdoppelte, so wollten sie Gilbert wenigstens bei einer Stelle treffen, welche empfindlicher war, als der Verlust seines Vermögens. Meunier schob den Nachttisch zurück, auf den er seine Waffen legte, zog ihn aus dem Bereiche von Gilbert, dessen nahe bevorstehende Entrüstung er fürchtete, nahm eine Pistole, näherte sich stillschweigend seiner eisernen Kasse und öffnete sie.

Bei diesem Geräusch erhob Gilbert sein in Thränen gebadetes Gesicht; er täuschte sich in der Absicht von Meunier, denn als er ihn seine Kasse öffnen sah, sagte er im Ergusse seiner Dankbarkeit:

„Nein, nein, edelmüthige Freunde, ich brauche durchaus kein Geld. Ich wiederhole Ihnen: etwas Kleider, Schuhe, ein Stück Brod und ein Obdach, das ist Alles, was ich bedarf, so lange ich Gilberte nicht wiedergefunden habe.“

Nun erst bemerkte er die Pistole, welche Meunier in der Hand hielt, und er fragte sehr erstaunt:

„Wozu soll die Waffe, die Sie in der Hand haben, mein lieber August?“

„Merken Sie nicht darauf, mein lieber Gilbert: es ist eine einfache Vorsichtsmaßregel.“

„Gegen wen?“

„Gegen Sie vielleicht, mein zärtlicher Freund.“

„Gegen mich! . . . Was wollen Sie damit sagen?“

„Sie sehen die in dieser Kasse enthaltenen Werthe?“ Und er deutete mit dem Finger auf Fächer, in denen von Thalern strotzende Säcke, zahlreiche Goldrollen und nicht minder zahlreiche Päckchen von Banquebillets aufgereiht lagen. „Sie sehen diese Reichthümer,“ fuhr Meunier fort; „sie bilden nicht den zehnten Theil unse-

res Vermögens; dieses wird vervollständigt durch ungeheure Portefeuille-Werthe, das beste Papier von Paris enthalten in jenen Cartons; ich werde sie Ihnen von fern zeigen, wenn Sie wollen."

„Ich frage Sie noch einmal," rief Gilbert, „wozu ist es nöthig, diese Kasse zu öffnen?"

„Sehen Sie, wir wohnen so schlecht, mein vortrefflicher Freund, daß Sie sich vielleicht, trotz unserer Versicherungen, einbilden könnten, wir seien fast ebenso sehr Bettler als Sie."

„Gott sei Dank, dem ist nicht so," fügte Juliette bei; „unsere zwei Millionen haben uns schon über hundertundachtzigtausend Franken eingetragen. Am Ende des Jahres werden sie uns mehr als zweimalhundertfünfzigtausend Franken eingetragen haben, und in zwanzig Jahren werden wir zehn Millionen reich sein, gerade die Summe, die Sie besaßen, als Sie uns durch Ihren frechen Luxus erdrückten!" rief die Megäre, deren Gesicht sich im Triumphe ihres Hasses immer garstiger gestaltete.

Und da sie ihre abscheulichen Gefühle nicht länger zu bewältigen vermochte, so fügte sie, während Mennier seine Kasse sorgfältig wieder schloß, in ein höhnisches Gelächter ausbrechend, bei:

„Ha! ha! ha! nun müssen sie heute Lumpen in den Gossen schleppen und Hungers sterben, dieser famose Gilbert, der sich das Ansehen eines Fürsten gab, und diese famose Gilberte, die sich geberdete wie eine Herzogin, mit ihren Falbeln und ihren Diamanten! Oh! wie glücklich bin ich, daß ich sie in diesem großen Elend sehe! Mein Gott, wie glücklich bin ich!"

Diese letzten Worte wurden von Juliette mit einem Ausdrucke so erschrecklicher Aufrichtigkeit gesprochen, daß Gilbert einen schmerzlichen Schrei nicht zurückzuhalten vermochte, so grausam war sein Zartgefühl verletzt. Er sah nun erst ein, daß ihn die Neidischen scheinbar herzlich aufgenommen hatten, um sein Vertrauen zu gewin-

nen und ihm sodann, ihn in seinem Elende verhöhnend, einen doppelt entsetzlichen Schlag beizubringen. Einen Augenblick völlig niedergebeugt, verbarg er auch sein Gesicht in seinen Händen, um Juliette nicht mehr zu sehen, und sank seufzend auf seinem Stuhle zusammen.

„Ah! edler Herr Gilbert!“ sprach seinerseits Mennier, der, immer bewaffnet, sich gleichsam in Vertheidigungsstand setzte und Juliette durch einen Wink bedeutete, sie möge sich hinter ihm verschanzen! „ah! Sie haben die Frechheit, Almosen von uns zu fordern, nachdem Sie uns durch Ihren prunkvollen Aufwand auf eine verletzende Art gedemüthigt! Ah! Sie haben uns unverschämter Weise vorgeworfen, wir seien Neidische! . . Wahrhaftig, edler Herr Gilbert, wir waren neidisch auf Ihre herrlichen Wagen? nun wohl, jetzt beneiden Sie uns um unsere alten Schlappen! Ah! wir waren neidisch auf Ihre Eleganz und die hoffärtigen Toiletten Ihrer Frau? . . nun wohl, jetzt beneiden Sie uns um unsere abgelegten Kleider! Ah! wir waren neidisch auf Ihre kostbare, mit Vermeil servirte Tafel? . . . nun wohl, jetzt beneiden Sie uns um die Krümchen unseres Brodes! . . . Ah! wir waren neidisch auf Ihre fürstliche Wohnung? . . . nun wohl, jetzt sind Sie neidisch auf eine Handvoll Stroh, um in unserem Speicher darauf zu liegen! . . . Ha! ha! ha! das ist sehr drollig, wir werden lange darüber lachen.“

„Ha! ha! ha! wir werden immer darüber lachen,“ sagte Juliette. „Denn sehen Sie, edler Herr Gilbert, es ist sehr drollig, besonders aber sehr dumm von Ihnen, daß Sie uns um unsere alten Schlappen beneiden, weil Sie unsere alten Schlappen nicht bekommen werden!“

„Auch keinen Fetzen von unseren abgetragenen Kleidern, Herr Gilbert!“

„Auch kein Krümchen von unserem Brode, edler Herr Gilbert!“

„Auch keine Hand voll Stroh auf unserem Speicher,

edler Herr Gilbert! Und Sie werden sich auf der Stelle entfernen, denn, wenn Sie es wagen, bleiben zu wollen und uns zu bedrohen, nehmen Sie sich in Acht, ich bin bewaffnet . . . Ja, wenn Sie nicht auf der Stelle von hier weggehen, so holt meine Frau die Wache, und wir lassen Sie verhaften, elender Bettler."

Die Befürchtungen von Meunier waren leer. Gilbert gerieth nicht in Hitze, er drohte nicht; gelähmt vor Müdigkeit, erschöpft vor Noth, hätte er nicht einmal die Kraft gehabt, in heftige Bewegungen des Zorns auszubrechen, aber er war auch nicht einmal entrüstet! Seinen Ellenbogen auf sein Knie stützend, seine Stirne in seiner Hand haltend, heftete er auf die zwei Neidischen, ohne seine Stellung zu verändern, einen Blick, in welchem Traurigkeit, Ekel, Verachtung, jedoch nuancirt von tiefem Mitleid, lesbar waren, und sprach mit dumpfer Stimme:

„Ah! das Geld! . . . immer das Geld! . . . Und diesen Mann und diese Frau hat doch unser gutes Herz bereichert. Wir haben sie zu doppelten Millionären gemacht. . ."

„Sie!" rief Meunier, „Sie haben uns bereichert! . . . Welche Frechheit!"

„Laß ihn doch sprechen!" sagte Juliette. „Sein Kopf geräth in Verwirrung, das Elend und die Wuth machen ihn zum Narren."

„Welch ein unseliges Geschenk haben meine arme Minette und ich diesen Leuten gemacht, indem wir ihnen zwei Millionen gaben," fuhr Gilbert fort, ohne bei der Unterbrechung von August und seiner Frau zu verweilen. „Ehe wir sie bereichert hatten, waren dieser Mann und seine Frau gut. Diese Güte hat sogar bei ihnen die ersten Tage ihres Reichthums überlebt . . . Da sie uns arm glaubten, kamen sie zu uns, doch von unserem großen Reichthum unterrichtet, haben sie uns darum beneidet. Das mußte so sein, ich kann ihnen darum nicht grollen. Der Reichthum erregt fast bei allen Menschen einen ge-

häßigen Neid. Einmal in das Herz dieser zwei Unglücklichen eingetreten, hat sie der Neid entartet, entsittlicht! Er hat den Haß, den Geiz, die Treulosigkeit erzeugt! Um Schätze zu sammeln, damit sie so reich würden als wir, sind sie Schelme, Wucherer geworden! Sie haben sich des Nothwendigen beraubt. Beinahe in Lumpen gekleidet, leben sie im Kothe! Sie haben den Schlaf verloren, sie schlafen nur mit einem Auge, in der Furcht, bestohlen zu werden! Sie umgeben sich mit Waffen, sie vertheidigen ihre Höhle durch eine gewaltige Verstärkung von Riegeln und eisernen Stangen! Arme Leute! arme Leute! . . . Welch ein trauriges Geschenk haben wir ihnen gemacht, indem wir ihnen zwei Millionen gaben! Ah! das Geld! das Geld!"

„Siehst Du, Juliette, dieser Schuft spielt den Narren, um uns ungestraft beleidigen zu können," sagte Meunier, den die ruhigen, traurigen Worte von Gilbert auf das Schärfste peinigten. Und voll Wuth rief er diesem zu:

„Fort von hier, Bettler, oder ich werfe Dich vor die Thüre!"

„Ah!" sprach Gilbert, schwermüthig den Kopf schüttelnd, „Sie begreifen mein zahmes Wesen nicht. Sehen Sie, die völlige Lostrennung von dieser entsetzlichen Welt und die Gewißheit, aus ihr wegzugehen, so bald sie uns zu sehr zuwider ist, machen uns sehr mitleidig . . . Und dann von gut, wie Sie waren, habe ich Sie boshaft gemacht, indem ich Sie bereicherte, das ist meine Schuld . . . Ich habe unter diesen verfluchten zwei Millionen erstickt, was an edlen Gefühlen in Ihrer Seele war, ich habe Sie auf immer aller Arten von sanften Gemüthsbewegungen beraubt. Mein Gott, ja! Hören Sie unter Anderem: gestehen Sie, daß an jenem Tage, wo Sie im Café de Paris, gerührt vom Zartgefühle meiner Gilberte, die sich geweigert hatte, Champagner zu trinken, aus Furcht, Sie zu demüthigen, uns herzlich Ihre Börse an-

boten, gestehen Sie, daß Sie damals in Ihrem Innern etwas Gutes, Süßes empfanden, was Sie in diesem Augenblick entfernt nicht empfinden! Und Sie befriedigen doch Ihren Haß, und Sie triumphiren doch beim Anblick des Elends von mir, der ich einst so reich und glänzend! Und Sie jagen mich doch, sterbend vor Hunger und Kälte, in dieser Winternacht aus Ihrem Hause! Nun, trotz Allem dem sind Sie nicht glücklich, nein, und im Grunde der Seele ziehen Sie jene gute Gemüthsbewegung vor, die Sie uns im Café de Paris näherte."

„Wirst Du wohl gehen!" rief Meunier außer sich, denn er gestand sich, daß Gilbert die Wahrheit sprach.

„Laß ihn doch faseln!" rief Juliette, aufgebracht über den geheimen Gewissensbiß ihres Mannes, ein Gewissensbiß, den sie errieth, ohne ihn zu theilen. „Dieser Barfüßige will den Philosophen spielen! Welch ein Tropf! Er vergleicht das Vergnügen, das wir gehabt haben, als wir ihm ein Anlehen von vierzig Sous anboten, mit dem Entzücken, das wir heute empfinden, indem wir diesen großen Gilbert niederschmettern, dessen Luxus uns so oft beohrfeigt hat! Das ist albern! Würde er sagen, es fehle unserem Glücke die Wonne, die große Gilberte wie ihn im Kothe vor unseren Augen zu sehen, oh! das ließe ich mir gefallen: er würde die Wahrheit sprechen."

„Das ist ein schändliches Gefühl!" sagte Gilbert, den Kopf schüttelnd. „Armer Meunier, Du lebst mit einer solchen Frau! Oh! Du bist offenbar mehr werth, als sie! Und wenn ich bedenke, daß sie Beide ziemlich gute Leute waren, ehe ihnen diese verfluchten zwei Millionen zukamen! Doch das Geld! . . . ah! das Geld!"

Gilbert machte eine Bewegung, um vom Stuhle aufzustehen und das Haus zu verlassen; doch seine von den Schmerzen angegriffenen Füße, seine geschwächten Beine vermochten ihn nicht zu tragen: er schwankte, strauchelte und fiel auf seinen Stuhl zurück.

„Sie sehen, es ist nicht der Wille, von hier wegzu-

geben, woran es mir fehlt," fügte er bitter lächelnd bei, während er mit einer peinlichen Anstrengung abermals sich zu erheben versuchte. „Meunier, ich bitte, Ihren Arm, mein alter Freund! Helfen Sie mir wenigstens mich vor die Thüre Ihres Hauses schleppen!"

Bei diesen von Gilbert ohne Galle, ohne Spott und mit einer rührenden Resignation gesprochenen Worten fühlte sich Meunier bewegt. Er schlug die Augen nieder vor dem Blicke seines Gastes und zögerte, vor der abscheulichen Grausamkeit: „die Unterstützung seines Armes einem ehemaligen Freunde geben, der beinahe außer Stande, sich aufrecht zu erhalten, um ihn aus dem Hause zu führen, aus dem man ihn jagte." Der Geizige suchte sogar in seiner Tasche ein Zehn-Sous-Stück. Doch Juliette errieth die Gemüthsbewegung und den edeln Gedanken ihres Mannes, packte ihn beim Arme und sagte mit scharfer Stimme zu ihm:

„Leuchte uns! . . ich übernehme es, ihn vor die Thüre zu führen, diesen großen Gilbert."

Der Geizige, der sich seiner guten Gemüthsbewegung schämte, antwortete nicht, senkte den Kopf, nahm das Licht und schickte sich an, vorauszugehen.

„Und Deine Pistolen?" sagte Juliette. „Wenn auf der Straße ein Bösewicht im Hinterhalte wäre und die Thüre in dem Augenblicke, wo wir sie öffnen, erzwingen wollte?"

Meunier ging zu dem Nachttisch, auf welchem seine Waffen lagen, und wandte sich dann, in einer Hand die Pistole, in der andern das Licht haltend, nach der Stubenthüre, während Juliette zu Gilbert sagte:

„Auf, auf! wenn Sie den Müden machen, so werden wir sie auf einem Stuhle wegtragen!"

Und sie reichte ihren knochigen Arm ihrem Gaste; diesem gelang es durch eine letzte Anstrengung, sich zu erheben; er stützte sich gewichtig auf den Arm von Juliette,

Nähe des Hauses der zwei Geizigen in den Hinterhalt gelegt.

XLVII.

Die drei in der Vertiefung der Mauer verborgenen Männer, als sie Gilbert aus dem Hause der zwei Geizigen kommend stolpern, dann mitten auf die Straße fallen und einige Augenblicke bewegungslos auf dem Pflaster ausgestreckt bleiben sahen, hielten diesen Unglücklichen für einen Betrunkenen. Seine Lumpen benahmen ihnen jede Versuchung, ihn zu bestehlen, und sie besprachen sich mit leiser Stimme und sagten:

„Man ist noch wach im Hause, da man diesen Betrunkenen hinausgejagt hat."

„Die wachen Leute schlafen ein; es ist noch nicht Mitternacht, wir müssen warten."

„Wenn wir uns zur kurzen Leiter machen, werden wir leicht die Ecke der Mauer erklettern, welche zwischen dem Pavillon links und dem benachbarten Hause ist."

„Und Du glaubst, daß der Kamin? . . . ."

„Du bist dicker als ich und Du würdest durchkommen. Ich habe ihn untersucht, als ich vor sechs Tagen den Schiefer auf dem Dache ausbesserte. Absichtlich ließ ich die Leiter im Hofe . . . ."

„Stille! ziehen wir uns zurück. Der Trunkenbold rührt sich!"

Nach einigen Augenblicken der Vernichtung setzte sich Gilbert wirklich auf. Die Kälte des Schnees, auf den er gefallen war, belebte ihn wieder. Er sammelte seine Lebensgeister und sagte zu sich selbst:

„Ich werde diesmal noch nicht sterben; gehen wir bis zum Ende, suchen wir Gilberte, bis meine Füße mich nicht mehr tragen können . . . Muth! . . . Aber was thun? wohin gehen? Ah, einst waren wir arm, doch

wir hatten wenigstens ein Obdach! Oh! dürftiges Stübchen, wo wir so glückliche Tage zubrachten, wie sehne ich mich nach dir zurück! . . ."

Dieser Gedanke brachte in den Geist von Gilbert die Erinnerung an die Mutter Badureau, ein gutes und ehrliches Geschöpf, trotz ihrer Excentricitäten.

„Klopfen wir an ihre Thüre," sagte er sich plötzlich. „An dem Tage, wo wir das Haus verließen, bereicherte ich diese wackere Frau dadurch, daß ich ihr fünfzigtausend Franken enthalten in einem Papier gab, das sie erst lange nachher, gewisse kabbalistische Worte aussprechend, öffnen sollte. Ah! wir waren damals so heiter! Vielleicht wird sie mir das nicht verweigern, was mir Meunier und seine Frau so eben verweigert haben: ein Obdach und Brod! . . . Wenn sie nur noch Portière unserer ehemaligen Wohnung geblieben ist! Wenn nur das Geld diese nicht auch verdorben hat! Auf! einen letzten Versuch, um mich, wenn ich kann, bis dorthin zu schleppen!"

Entschlossen, nach der Rue de l'Université zu gehen, erhob sich Gilbert hienach langsam.

Kurze Zeit, nachdem Gilbert die Zugänge des Hauses der Geizigen verlassen hatte, schickten sich die drei Männer, welche bis dahin in der Vertiefung der Mauer im Hinterhalte standen, an, indem sie einander die kurze Leiter machten, die Mauer zu erklettern.

Gilbert, der fast alle hundert Schritte ausruhte, denn seine kranken Füße verursachten ihm scharfe Schmerzen, legte nur sehr langsam den weiten Weg von der Rue Saint-Lazare nach der Rue de l'Université zurück.

„Wenn nur Frau Badureau noch Portière des Hauses ist," wiederholte er sich voll Angst, denn er befürchtete den Untergang seiner letzten Hoffnung.

Endlich kommt er vor seine alte Wohnung zu einer

vorgerückten Stunde der Nacht. Erschöpft durch diese große Anstrengung, klingelt er zu wiederholten Malen: die Thüre bleibt geschlossen. Ganz in Verzweiflung und völlig gelähmt, ist der Unglückliche nahe daran, auf die Schwelle des Hauses zu fallen, da öffnet sich plötzlich ein kleines Fenster, welches äußerlich auf die Straße und innerlich in das Halbgeschoß der Portière geht, und er hört diese mit einer zornigen Stimme rufen:

„Wenn Ihr noch einmal meine Klingel anrührt, Ihr Bösewicht, der Ihr seid, so schreie ich Feuer und Mörder!“

„Ich bin es, meine gute Frau Badureau, ich, Gilbert, Ihr ehemaliger Miethsmann; erkennen Sie meine Stimme nicht mehr?“

„Sie sind es endlich! Oh! Tag Gottes, das ist ein Glück! . . . Warten Sie einen Augenblick, ich ziehe einen Rock und ein Kamisol an, denn, junger Mann . . . Sie sind ein junger Mann. Ah! Sie können sich rühmen, daß Sie mir manchen schweren Alp verursacht haben,“ fügte die Portière bei, während sie das kleine Fenster wieder schloß.

„Ich bin gerettet!“ sagte Gilbert, seine Leiden vergessend, zu sich selbst, „ich werde ein Obdach, Ruhe finden und die Aufsuchung meiner Frau wieder fortsetzen können.“

Bald öffnete sich das Thor. Gilbert stieß es zurück und wandte sich, nachdem er es wieder geschlossen hatte, nach der Loge, auf deren Schwelle Frau Badureau, ihr Licht mit ihrer Hand beschirmend, stand; doch beim Anblick ihres ehemaligen Miethsmannes, der abgezehrt und bleich, in Lumpen gekleidet, mit Schnee bedeckt, mit einem Worte unkennbar vor sie trat, stieß sie einen Schreckensschrei aus und rief:

„Das ist ein Dieb! Er hat mich betrogen! . . . Wache! Mörder!“

Befürchtend, dieses Geschrei könnte die Bewohner

des Hauses in Bewegung bringen, entschloß sich Gilbert nicht ohne Bedauern, die Portière in das Innere der Loge zurückzudrängen, und dann sagte er zu ihr:

„Erkennen Sie mich doch ... schauen Sie mich doch wohl an ... fürchten Sie nichts ... In des Himmels Namen, beruhigen Sie sich!“

Bei jedem von diesen Worten beschwichtigte sich die Angst von Frau Badureau immer mehr, und zurückweichend, so wie Gilbert vorrückte, erhob sie ihr Licht mit einer noch zitternden Hand bis zu der Höhe des Gesichtes des Ankommenden, um ihn besser zu betrachten, und als sie keinen Zweifel mehr über seine Identität haben konnte, sagte sie mit einem zugleich schmälenden und erleichterten Tone, ohne daß es ihr einfiel, sich über das elende Aussehen ihres ehemaligen Miethsmannes zu wundern:

„Endlich sind Sie da! Sie sind auch ein hübscher Junge mit Ihren Bri-bri, Ihren Bra-bra, Ihren Bru-bru und Ihren fünfzigtausend Franken, die mich seit so vielen Nächten auch nur ein Auge zu schließen verhindert und mir Träume gegeben haben, daß sich die Haare auf meinem Haupte sträubten.“

Und ohne das Erstaunen von Gilbert wahrzunehmen, stürzte sie gegen ihr Halbgeschoß, kletterte hinauf und warf aus ihrem Bette ihre Decken, ihre Betttücher, ihre Matratzen, selbst das arme Thier, dessen sie sich als Eiderdunen bediente, ihre Katze Robinet, welche von oben herabfallend ein zorniges Miauen von sich gab, für das Frau Badureau tief unempfindlich blieb. Dann störte sie in ihrem Strohsacke, und zog daraus ein in einem alten, sorgfältig zugebundenen Strumpfe verwahrtes Päckchen, wonach sie, trotz ihres Alters, behende die Treppe herunterlief und dem erstaunten Gilbert den alten Strumpf übergab, indem sie mit einem Ausdrucke unaussprechlicher Erleichterung zu ihm sagte:

„Hier haben Sie wieder das mir anvertraute Gu-

Und sie lief an einen kleinen Speiseschrank und zog daraus einen Napf mit kalter Fleischbrühe, ein Stück Kalbsbraten, Käse, Brod, eine halbe Flasche Wein, nahm aus ihrer Commode eine sehr weiße Serviette, einen silbernen Becher und ein silbernes Besteck, Gegenstände, deren sie sich nur an großen Tagen bediente, und war voll Eifer beschäftigt, auf einem kleinen Tische dieses Mahl zuzurichten. Gilbert öffnete mittlerweile den alten Strumpf und fand darin das Depot in fünf bis sechs Umschlägen, welche, aus Papier und Lumpen bestehend, mit allen Arten von Schnüren umbunden waren. In ihrer Furcht, bestohlen zu werden, war Frau Budureau naiver Weise darauf bedacht gewesen, wenigstens den Inhalt durch das Enthaltende zu beschützen. Endlich entrollte er das Papier, in welches er selbst einst die fünfzig Tausend-Franken-Billets gelegt hatte. Keines fehlte, wie man sich denken kann.

Der Besitz dieser gegen das Vermögen, dessen Herr er einst gewesen, so unbedeutenden Summe gewährte Gilbert eine tiefe Befriedigung. Es war nicht mehr die für den Geist und die Seele ungesunde, schwindelartige Blendung, welche der unvorhergesehene, unverdiente Besitz eines Vermögens, das man nicht durch sich selbst gewonnen hat, gibt; es war nicht mehr die schimmernde Luftspiegelung, durch welche man nur materielle, ungeordnete Genüsse ohne andere Grenzen, als die der Sättigung und des Unmöglichen, sieht. Nein, in dieser Summe, der nothwendigen Ergänzung seiner Thätigkeit, sah Gilbert nur den bescheidenen Wohlstand, der die Erholung nach der Arbeit erlaubt, die edlen und heilsamen Vergnügen des Geistes, die für den lange beschäftigten Menschen unerläßlichen Zerstreuungen, eine einfache und gesunde Nahrung, eine Sicherheit gegen das Feiern, eine Ersparniß, welche die Freundschaft zu verbinden oder das Unglück zu unterstützen gestattet. Mit einem Worte, in diesem mit der Arbeit verbundenen

Wohlstande sah Gilbert das Glück, dieses Ideal so hartnäckig, so instinctartig geträumt, gesucht, begehrt, weil es der Endzweck des Menschengeschlechts ist, und weil der Mensch vermöge der Erziehung, der Arbeit, und der Redlichkeit ein Recht auf das in bescheidene Grenzen eingeschlossene Glück hat.

Ist es nöthig, zu bemerken, daß für Gilbert diese Glückseligkeit nur mit Gilberte getheilt bestand?

Er hatte die letzten Banquebillets vollends durchblättert, als Frau Badureau, den silbernen Becher, den sie mit gezuckertem Weine gefüllt, in der Hand haltend, auf ihn zutrat und ihn fragte:

„Junger Mann, ist die Rechnung richtig?"

„Ja, Frau Badureau, ich wußte es, ehe ich die Billets gezählt hatte."

„Gut, nun hasse ich, Gott sei Dank! nicht mehr für den ruchlosen Schatz, und auf der Stelle verschlucken Sie mir das, es ist gezuckerter Wein, und das wird Ihnen den Magen wieder einrichten; ich gebe Ihnen nicht sogleich zu essen: das wäre Ihnen schädlich; Sie müssen bei Ihrem Hunger bleiben, bis der Wein seine Wirkung gethan hat."

Gilbert befolgte diesen weisen Rath und befand sich wohl dabei; wiederbelebt, erwärmt durch ein stärkendes Getränke, fühlte er die schmerzhaften Zusammenziehungen seines Magens abnehmen; dann unterstützten die Hoffnung und der plötzliche Umschlag seines Mißgeschicks mächtig die von Frau Badureau angefangene Cur. Diese, als sie das Gesicht ihres ehemaligen Miethsmannes leicht sich färben sah, obgleich er noch zuweilen unter seinen mit Rauhreif und Schnee bedeckten Lumpen schauerte, sagte, plötzlich von einer Idee betroffen:

„Ich habe hier in meinem Schranke beinahe neue Effecten, welche dem seligen Badureau gehört haben: es sind dabei ganz weiße Hemden; ich leihe Ihnen ein

Paar Sahlhandschuhe; wollen Sie wechseln? ich gebe Ihnen die Sachen und klettere wieder in mein Halbgeschoß hinauf. Seien Sie aber unbesorgt, was die Schicklichkeit betrifft, junger Mann: ich werde meine Vorhänge schließen und nicht schauen."

Gilbert nahm das Anerbieten dankbar an, und indeß die Portière behende wieder in ihr Halbgeschoß hinaufstieg, konnte er mittelst des Nachlasses des seligen Badureau, der ungefähr von seinem Wuchse gewesen sein mußte, seine Lumpen gegen trockene Kleider vertauschen. Nach diesem Wechsel trat bei ihm bald das Gefühl des Wohlbehagens und der Erholung ein.

„Ist es geschehen?" fragte die Stimme der hinter ihren Vorhängen verschanzten würdigen Frau; „kann ich wieder kommen?"

„Gewiß, Frau Badureau."

„Ah! junger Mann," rief sie, während sie ihre Leiter herabstieg, „wenn die Nachbarn wüßten, daß ein hübscher Junge wie Sie in meiner Loge seine Toilette gemacht hat, welche Witze! Ei! was ist es aber im Ganzen? Habe ich nicht frei über mich zu schalten und zu walten? . . . Ah! nun sind Sie getrocknet; nehmen Sie einige Löffel voll kalte Fleischbrühe, ein wahre Gelée, wie Sie sehen; zwei Tröpfchen Wein darauf, und in einer Viertelstunde werde ich Ihnen eine Schnitte Kalbsbraten und ein Stückchen Brod erlauben."

„Welch ein gutes Herz haben Sie!" erwiederte Gilbert, der sich ganz nach den Instructionen richtete, die ihm Frau Badureau mit einer fast mütterlichen Fürsorge gab; „wie sind Sie für mich besorgt!"

„Junger Mann, sind Sie nicht mein Wohlthäter?"

„Ich?"

„Und Ihre zweitausend Franken?"

„Welche zweitausend Franken?"

„Die, welche Sie mir in einer Nacht durch eine

der Scheiben meiner Loge geworfen haben, als Sie ein verkleideter polnischer Fürst waren; Sie zerbrachen sogar die Scheibe mit einem Faustschlage, und ich habe das Geld bei der Sparkasse angelegt. So daß ich, wenn ich nicht mehr dazu tauge, eine Thüre zu hüten, — ein Hundehandwerk, das ist wahr! . . . doch wo die Ziege angebunden ist, da muß sie fressen, — mich in meinen bescheidenen Ruhestand zurückziehen kann, statt die Gossen zu fegen, wie so viele alte Weiber . . Und man ist am Ende noch sehr glücklich, wenn man in seinen alten Tagen in den Gossen arbeiten kann."

„Ich hoffe, wenn ich meine arme Frau wiederfinde, werden Sie ein Ruheplätzchen bekommen, das Sie jedem andern vorziehen."

„Wie! wenn Sie Ihre Frau wiederfinden? Sie haben sie also verloren? In der That, sie ist nicht mit Ihnen, und es kommt mir ganz drollig vor, daß ich Sie nicht beisammen sehe, Sie, die Sie nie das eine ohne das andere gingen. Und dann Ihr dürftiges Aussehen, während Sie wußten, daß hier noch fünfzigtausend Franken für Sie aufbewahrt wurden . . . das begreife ich Alles nicht, gar nicht; das macht mich ganz verwirrt."

„Vernehmen Sie mit ein paar Worten unsere Geschichte. Sie mußten erfahren, daß meine Frau und ich verhaftet worden sind, da Sie durch das Gericht befragt wurden?"

„Sprechen Sie nicht hievon, das ist eine abscheuliche Geschichte! Als der Commissär das erste Mal hierher kam, um mich schwatzen zu machen, sagte ich Alles, was ich wußte, ohne an etwas Schlimmes zu denken, dies um so mehr, als ich glaubte, die Regierung lasse Erkundigungen über Sie einziehen, weil sie Sie decoriren wolle, junger Mann. Wie einfältig war ich! Zwanzigmal hatte ich es auf der Zungenspitze, dem Commissär zu sagen, ich besitze den Schatz, so sehr

machte er mir das Alpdrücken. Doch ich ging mit mir zu Rathe, ich befragte mich und antwortete mir: Sachte! Herr Gilbert, mein Wohlthäter, hat mir gesagt: „„Frau Badureau, nehmen Sie dieses Paquet. Sie werden es in neunundneunzig Tagen öffnen und dabei dreimal sprechen: Bri=bri, bra=bra, bru=bru, und Sie sollen ein Stück sehen, wie Sie noch keines gesehen haben."" Sie müssen aber nun wissen, was ich in dieser Hinsicht gethan habe. Sobald der neunundneunzigste Tag gekommen ist, sage ich dreimal: Bri=bri, bra=bra, bru=bru. Ich öffne das Paquet, was finde ich darin? Fünfzigtausend Franken. Ich hatte allerdings nie ein Stück von fünfzigtausend Franken gesehen. Anfangs glaube ich, es sei ein Spaß; ich nehme ein Billet; ich gehe zum Wechsler, doch er verbürgt sich dafür, daß das Billet gut ist. Da habe ich zu mir gesagt: „„Sachte! ich begreife nichts von Allem dem, doch wenn mir mein Wohlthäter dieses Geld übergeben hat, so ist es geschehen, damit ich es ihm bewache. Das ist verteufelt lästig, doch ist es heilig!"" Ich sage, das sei verteufelt lästig, junger Mann, wegen der Furcht, die man hat, bestohlen zu werden. Später erfuhr ich, die Gerichte haben schlimme Absichten gegen Sie! Man befragte mich. Ich antwortete die Wahrheit. Dann hörte ich im Quartier, man habe Sie mit Ihrer Frau ins Gefängniß gebracht, und man bezüchtige Sie, Sie haben Ihre Reichthümer gestohlen. „„Herr und Frau Gilberte wären Diebe! Geht! ich glaube kein Wort von diesem Mährchen!"" wiederholte ich meinen Nachbarn. So lange ich Sie im Gefängniß wußte, wunderte ich mich nicht darüber, daß Sie nicht kamen, um Ihr Geld zu holen, und ich dachte bei mir, ich habe sehr Recht gehabt, den Gerichten nichts von dem Schatze zu sagen, der für Sie eine Birne für den Durst sein werde. Als man aber im Quartier erfuhr, Sie seien aus dem Gefängnisse entlassen, da erwartete ich jeden

Tag, Sie zu sehen, in der Hoffnung, Sie werden mich von der Unruhe befreien, die mir Ihr satanisches Depot verursachte. Gott sei Dank! endlich haben Sie es wieder zu sich genommen. Aber, mein Gott! wie kommt es, daß ich Sie zerlumpt wie einen Bettler und Hungers sterbend wiedersehe? was mich denken läßt, Sie können nun dieses Schnittchen Kalbsbraten essen. Beeilen Sie sich aber nicht, junger Mann, das wäre Ihnen ungesund."

„Sie haben meine Frau und mich gut beurtheilt, indem Sie sich weigerten, zu glauben, wir seien Diebe, meine liebe Frau Badureau," erwiederte Gilbert, während er sachte aß. „Das Gericht hat unsere Unschuld erkannt: es hat uns in Freiheit gesetzt, ließ aber den Sequester über unser Vermögen fortbestehen, was uns nicht viel bekümmerte. Meine Frau und ich waren in zwei verschiedene Gefängnisse eingeschlossen, ohne die geringste Communication zu haben, so daß wir, an demselben Tage frei geworden, nicht zusammentreffen konnten. Seit dieser Zeit suche ich meine arme Gilberte in ganz Paris!"

„Oh! junger Mann, verzweifeln Sie nicht," rief die Portière, als sie Thränen in die Augen von Gilbert treten sah, der sich im Essen unterbrach, „Muth! ... Sie werden Ihre schöne Frau wiederfinden ... Muth!"

„Oh! nun, da ich wieder Kräfte geschöpft habe, und es mir nicht an Geld fehlt, erwache ich zu neuer Hoffnung!"

„Aber warum haben Sie es so weit kommen lassen, daß Sie beinahe Hungers gestorben sind, statt den Schatz von mir zurückzufordern? Und dann machten Sie so hübsch Ihre Taschenspielerstückchen! Sie hatten Geld so dick wie Sie in Ihrem Pfiffigkeitssacke... Wären Sie auf ein Theater gegangen ... das Stück mit dem Kameel war so herrlich!"

„Ich werde Ihnen eines Tags erklären, warum ich meine Zuflucht nicht zu diesem Mittel habe nehmen können; was das Ihnen anvertraute Gut betrifft," erwiederte Gilbert erröthend, denn er log, „so vergaß ich die Sache, als ich beinahe ohne Geld aus dem Gefängniß kam, in der Unruhe, in dem Kummer, den mir die Entfernung meiner Frau verursachte; heute Abend erst erinnerte ich mich dieses Depot."

„Das wundert mich im Ganzen nicht, junger Mann. Als ich das Unglück hatte, den seligen Badureau zu verlieren, ging in meinem Kopfe Alles drunter und drüber; ich konnte mich auf gar nichts mehr besinnen . . . Doch, Gott sei Dank! nun fehlt es Ihnen nicht mehr an Geld . . . und sollten Sie alle Tage an alle vier Ecken von Paris zu laufen haben, Sie müssen wohl am Ende Ihre kleine Dame treffen."

„Oh! habe ich dieses Glück, so werden wir Sie zu uns nehmen, Frau Badureau, wenn Ihnen das zusagt, und wir werden uns nicht mehr verlassen."

„Wahrhaftig!" rief die Portière ganz freudig, „was sagen Sie mir da? Ich wäre Ihre Concierge?"

„Wir werden zu einfach leben, um eine Portière zu haben. Es ist unsere Absicht, ein kleines Haus mit einem Garten in der Bannmeile von Paris zu miethen und unser Gewerbe als Blumenmacherin und Lithograph wieder aufzunehmen; Sie werden meiner Frau bei den Haushaltungssorgen helfen, und . . ."

„Sie können nicht glauben, wie mir das ansteht," versetzte die Portière immer strahlender; „denn seitdem Sie mir (ohne Vorwurf) Ihren Satansschatz zu hüten gegeben haben, war ich wie verrückt; ich ließ Niemand auch nur den Fußboden in meiner Loge anschauen, ich hielt alle Menschen für Diebe, ich schnauzte die Miethsleute an, und einer von ihnen hatte die Gemeinheit, mich beim Hauseigenthümer zu verklagen. Dieses Ungeheuer von einem Denuncianten heißt Godard. Er bezüchtigte

mich, ich habe gesagt, er sei todt, um mir einen seiner Freunde vom Halse zu schaffen, den ich im Verdachte hatte, es sei bei ihm auf Ihren Schatz abgesehen, weil er durchaus in meine Loge herein wollte. Der Hauseigenthümer drohte mir, mich vor die Thüre zu setzen, wenn ich noch einmal behaupte, seine Miethsleute seien todt. Auf das Aeußerste gebracht durch diese Drohung, nannte ich ihn einen alten Pierrot! Seit diesem Augenblick stehen wir sehr kalt. Denken Sie sich auch meine Freude, junger Mann, wenn ich bei Ihnen und Ihrer kleinen Dame eintreten könnte!"

„Lassen Sie mich nur Gilberte wiederfinden, und wir werden uns nicht mehr trennen, meine gute Frau Badureau . . . Aber sagen Sie mir, es wird bald Tag werden, ich fühle mich gänzlich wiedergestärkt; ich will mich rasiren lassen, ein Bad nehmen, und dann, da ich außer Stande bin, zu gehen, werde ich mir ein Cabriolet miethen, um die Straßen von Paris zu durchfahren."

„Das ist ein guter Gedanke; Sie werden so zwei- oder dreimal mehr Weg machen, Sie müssen also zwei bis drei Chancen mehr haben, Ihre Dame zu treffen."

„Ist das Zimmer, das wir hier bewohnten, vermiethet?"

„Es war nur ein Vierteljahr vermiethet; jetzt ist es vacant."

„Können Sie diesen Morgen Ihre Loge verlassen?"

„Gewiß, die Mutter Ramichon, welche da oben wohnt, wird meine Stelle einnehmen."

„Hören Sie, was ich von Ihrer Gefälligkeit erwarte: während ich in ein Bad und zum Barbier gehe, haben Sie die Güte, sich nach dem Temple zu begeben, und kaufen Sie mir ein wenig Wäsche und einen vollständigen, reinlichen, aber nicht zu theuern Anzug; wir müssen haushälterisch mit unserer Börse umgehen. Sie lassen mir auch ein Gurtbett, eine Matratze und Leintücher hierher bringen; ich will den halben Termin be-

zahlen, um in unserem alten Zimmer zu wohnen, bis ich meine Frau wiedergefunden habe. Ich werde am Morgen abgehen und erst am Abend zurückkommen und Ihnen dann Nachricht vom Verlaufe des Tages geben.“

„Das ist abgemacht, junger Mann. Bewachen Sie ein wenig die Loge: ich will die Mutter Ramichon holen; sie soll mich ersetzen, und ehe es diesen Morgen acht Uhr geschlagen hat, werden Ihre Aufträge besorgt sein, und Sie können in das Cabriolet steigen.“

Vermöge ihrer Thätigkeit hielt Frau Badureau ihr Versprechen; ausgeruht, besänftigt, erquickt durch das Bad, reinlich gekleidet, stieg Gilbert um acht Uhr in ein Miethcabriolet.

„Herr,“ fragte ihn der Kutscher, „wohin fahren wir?“

„Wohin Sie wollen, mein Braver, fahren Sie aber nicht zu rasch, damit ich die Vorübergehenden anschauen kann.“

„Gut!“ sagte der Kutscher zu sich selbst, „das ist ein Verrückter; er nimmt mich auf die Stunde und will, daß ich sachte fahre; ich beklage mich nicht über die Kundschaft.“

XLVIII.

Gegen das Ende dieses Tages, an dem Gilbert durch die Ehrlichkeit von Frau Badureau wieder in den Besitz seiner fünfzigtausend Franken gekommen war, zogen und schoben zwei Frauen, von denen die eine alt und von zurückstoßendem Gesichte, die andere jung und reizend von Gesicht, obgleich bleich und abgemagert, einen kleinen Handwagen, der voll von Aepfeln, welche die Aeltere von den zwei Frauen an die Vorübergehenden verkaufte, während ihre Gefährtin angespannt 'eb in der Gabel mittelst lederner Zugbänder, die

in einem durch einen Haken und einen Ring am Vordergestelle befestigten Riemen endigten.

Diese so angespannte junge Frau war Gilberte.

Ein um ihren Kopf gebundenes rothes Taschentuch mit Vierecken bedeckte ihre schönen Haare, von denen man nur zwei Streifen erblickte; ihr Kamisol von Zitz umschloß ihre zierliche Taille, und ihr aus Furcht vor dem Kothe ein wenig aufgehobener Barchentrock entblößte halb ihr hübsches Bein und ließ ihren kleinen Fuß sehen, der mit blauen Strümpfen und Holzschuhen bekleidet war. Diese Kleider waren trotz ihrer Dürftigkeit so reinlich gehalten, die Schönheit der jungen Frau bot einen so anziehenden Reiz, daß oft die Vorübergehenden stehen blieben, um sie anzuschauen, oder Aepfel kauften, um ein Wort an die hübsche Händlerin zu richten.

An ihren Karren angespannt, erschöpfte sich Gilberte keuchend, um den jähen Abhang des Boulevard zu ersteigen, der sich von der Porte Saint-Denis bis in die Gegend des Gymnase erstreckt. Das Pflaster dieses Abhangs war schlüpfrig gemacht durch das Glatteis. Die alte Frau, die den Wagen von hinten schob, sagte von Zeit zu Zeit zu Gilberte mit einem keifenden, heiseren Tone:

„Hüe! hüe! Faule!“

Doch die Kräfte der jungen Frau waren zu Ende; athemlos, erschöpft vor Müdigkeit, sah sie sich genöthigt, einen Augenblick anzuhalten; indem sie sich mit einer Hand auf die Gabeldeichsel stützte, wischte sie mit ihrer umgekehrten andern Hand ihre Stirne ab, die der Schweiß badete, obgleich eine sehr scharfe Kälte herrschte. So unbeweglich ein paar Augenblicke dastehend, benützte sie diese Zeit des Anhaltens, um dahin und dorthin, um sich her und auf die Vorübergehenden unruhige, gierige Blicke laufen zu lassen, als suchte sie Jemand. Ihre Augen trafen so zufällig das Gewölbe des Thorweges, wo, un-

gefähr ein Jahr vorher, unsere jungen Leute, als sie von ihrem vielbesprochenen Diner im Café de Paris kamen, von einem Auvergnat das Figürchen der Korrigan gekauft hatten. Bei dieser Erinnerung erwachten tausend schmerzliche Gedanken im Geiste von Gilberte; ihre Thränen, die sie nicht mehr zurückhalten konnte, floßen langsam über ihre durch die Kälte gemarmorten Wangen, und sie versank in eine tiefe Träumerei. Doch die alte Frau, ihre Gefährtin, rief ihr bald mit einer heiseren Stimme und mit zornigem Tone zu:

„Nun! hast Du genug ausgeruht? . . . Hüe, Faule! hüe!“

Und in ihrem Zorne den Karren heftig von hinten antreibend, gab ihm die Alte eine so ungestüme Bewegung, daß der Stoß Gilberte straucheln machte und beinahe zu Boden warf; doch ohne eine Klage vorzubringen, stellte sie sich wieder auf ihren Füßen fest und warf fern hinaus auf die Vorübergehenden einen suchenden Blick; dann nahm sie wieder mit jeder von ihren Händen die Gabel des kleinen Wagens und kletterte weiter den jähen Abhang hinauf.

Wie war Gilberte die Gefährtin oder vielmehr das Lastthier der Mutter Maillard, der ambulanten Aepfelhändlerin, geworden? Wir werden es mit wenigen Worten sagen.

Gilberte hatte während ihrer Gefangenschaft in Saint-Lazare völlig abgesondert von ihren Gefängnißgefährtinnen gelebt. Unbekümmert um die Gegenwart, war sie ganz und gar absorbirt durch den einzigen Gedanken, durch die einzige Hoffnung, „nach ihrer Freilassung mit Gilbert wiedervereinigt zu werden, um heiter mit ihm abzugehen zu der großen, endlosen Reise durch neue und unbekannte Welten, wo man unablässig wiederaufleben soll.“

Dieser unerschütterliche Glaube, den sie der Korrigan verdankte, machte Gilberte gleichgültig gegen das,

was um sie her vorging, und nicht minder gleichgültig gegen ihre Zukunft auf dieser Erde, welche zu verlassen sie vor Begierde brannte. Sie baute auch fortwährend, wie man zu sagen pflegt, Schlösser in den andern Welten, preisgegeben der glühenden, immer ungestillten Neugierde, die denjenigen eigenthümlich ist, welche in dem, was man gemeiniglich den Tod nennt, den äußersten, ungeduldig erwarteten Augenblick sehen, wo endlich die verzehrende Neugierde, von der sie besessen sind, befriedigt werden soll.

Man wird begreifen, daß durch diesen mächtigen Glauben Gilberte, gleichgültig gegen die Gegenwart und die Zukunft, die Zeit ihrer Gefangenschaft wie einen Traum vorübergehen sah. Eine einzige Sorge trübte zuweilen ihre Träumereien in Betreff der andern Welten: sie befürchtete, bei ihrem Abgang aus dem Gefängniß nicht mit Gilbert zusammenzutreffen, da, wie man weiß, jede mündliche oder schriftliche Communication zwischen den zwei Gatten abgeschnitten war.

Am Tage ihrer Freilassung erfuhr die junge Frau, als sie sich beim Director ihres Gefängnisses nach dem Orte, wo Gilbert eingesperrt war, erkundigte, er sei wahrscheinlich in der Force eingesperrt und werde an demselben Tage der Freiheit zurückgegeben werden.

Gilberte wartete in der Kanzlei auf ihren Entlassungsschein, als sie die Bekanntschaft der Mutter Maillart, einer aus dem Gefängniß frei gewordenen Frau, machte, welche, der Verhehlung gestohlener Gegenstände bezüchtigt, eingesperrt gewesen war, die man aber in Ermangelung von Beweisen trotz schwerer Vermuthungen wieder hatte frei lassen müssen. In einem andern Theile des Hauses eingesperrt, als Gilberte, sah sie diese zum ersten Male in der Kanzlei, aber betroffen von der Schönheit ihrer jungen Gefährtin, bot die Mutter Maillart, welche hier die gute Frau spielte und sich für ein Opfer eines

Irrthums der Justiz ausgab, Gilberte ihre kleinen Dienste an. Als sie hörte, die Mutter Maillart sei fälschlich angeschuldigt gewesen, glaubte Gilberte an ihre Ehrlichkeit, setzte sich mit ihr ins Vertrauen und sprach offenherzig gegen sie ihr lebhaftes Verlangen aus, ihren Gatten wiederzufinden, der, nach einer Gefangenschaft von mehreren Monaten, wie sie an demselben Tage seiner Haft entlassen worden.

„Seien Sie unbesorgt, Sie werden ihn wiederfinden, meine kleine Schöne," sagte die Mutter Maillart mit der Miene einer vollkommen Unterrichteten; „die Weiber kommen aus dem Gefängniß des Morgens zwischen acht und zwölf Uhr, aber die Männer dürfen immer nur Nachmittags zwischen zwei und vier Uhr weggehen; das ist die Regel; ich weiß das; ich habe einen Verwandten bei der Verwaltung. Es ist erst zehn Uhr, Sie haben also Zeit, mit Ihrem Manne zusammenzutreffen . . . Doch da fällt mir ein: soll ich Sie begleiten? Durch die Protection meines Verwandten (der bei der Verwaltung ist), wird es mir leicht sein, Ihnen Eintritt in das Gefängniß Ihres Mannes zu verschaffen, statt daß Sie außen warten müssen."

Man denke sich die Freude von Gilberte, die so ihren Gilbert ein paar Stunden früher sehen sollte! Gerührt von der Zuvorkommenheit der Alten, nahm sie ihr Anerbieten voll Eifer an.

„Liebe kleine Schöne," fragte die Mutter Maillart, „in welchem Gefängniß ist Ihr Mann?"

„Man hat mir gesagt, er werde wahrscheinlich in der Force sein."

„Mir scheint aber, Sie haben mir mitgetheilt, er sei nach einer Haft von mehreren Monaten in Freiheit gesetzt worden?"

„Ja, Madame."

Dann kann er unmöglich in der Force sein; man hat Sie getäuscht; Ihr Mann muß in der Roquette oder

in der Conciergerie sein, das ist die Regel. Ich weiß das von meinem Verwandten, der bei der Administration ist."

„Man hat mir jedoch gesagt, mein Mann müsse in der Force sein," versetzte Gilberte. „Welch ein Unglück für mich, wenn, während ich ihn in einem Gefängniß suchte, er sich in einem andern befände!"

„Arme Kleine, Sie interessiren mich; doch beruhigen Sie sich und hören Sie, was wir thun wollen: es ist kaum zehn Uhr; die Männer werden, wie ich Ihnen gesagt habe, erst nach zwei Uhr freigelassen. Wir haben also, wenn wir von hier weggehen, Zeit, uns bei der Roquette und in der Conciergerie zu erkundigen, ob Ihr Mann hier eingesperrt ist: durch meine Protectionen werde ich es dann dahin bringen, daß Sie zu ihm gelangen."

„Aber, Madame, wenn er in der Force ist?"

„Ich wiederhole Ihnen, das ist unmöglich; nie, gar nie hat man einen Angeschuldigten in dieses Gefängniß eingesperrt. Wenn aber, wie doch nicht möglich, dies der Fall wäre, so könnten wir in die Force noch vor der Stunde kommen, wo man die Männer in Freiheit setzt."

Die Sicherheit der Mutter Maillart imponirte Gilberte; unfähig, sich vorzustellen, welches Interesse ihre Gefährtin haben könnte, sie zu täuschen, glaubte sie ihren Behauptungen, denen es auch nicht an einer gewissen Wahrscheinlichkeit gebrach, und die zwei Befreiten gingen von Saint-Lazare weg, indem sich Gilberte Glück wünschte zu dem günstigen Zufall, der sie diese wackere, so zuvorkommende Frau hatte finden lassen.

„Diese interessirt sich wenigstens nicht meines Geldes wegen für mich," dachte sie.

Es bedarf nicht der Bemerkung, daß alle Angaben der Mutter Maillart erlogen waren. Sie hatte einen abscheulichen, aber sehr einfachen Zweck: die junge Frau in ihren Nachforschungen irre führen, um sie zu verhindern, ihren Gatten zu finden, den sie anzubeten schien.

dann ihr ein Asyl bieten und sie endlich dahin bringen, daß sie schändlichen Anträgen ein Gehör schenke.

Gilberte geht also von Saint-Lazare ab, um sich nach der Roquette und sodann in die Conciergerie zu begeben. Diese Gänge und Wanderungen durch Paris sind bedeutend. Die Mutter Maillart wollte genug Zeit gewinnen oder vielmehr verlieren, daß nach ihrer geheimen Hoffnung Gilbert vor der Ankunft seiner Frau die Force, wenn er wirklich hier in Haft gewesen, verlassen hätte.

Nachdem man eine Stunde gegangen war, fühlte sich die Alte, wie sie sagte, schwach werden; man mußte in eine Schenke eintreten und hier frühstücken; sie hoffte Gilberte betrunken zu machen; doch diese nahm nur ein Glas Wasser und ein Stück Brod an und wollte sich sogleich wieder auf den Weg begeben.

„Seien Sie unbesorgt,“ antwortete beständig die Mutter Maillart, „wir haben Zeit.“

Endlich verließ man die Schenke. Die Alte beklagte sich über ihre Leichdorne und ging nur langsam. Man kam zur Roquette; kein Gefangener vom Namen Gilbert war hier in Haft.

„Sie sehen wohl, ich hatte Recht! er ist in der Force!“ sagte Gilberte trostlos. „Gehen wir nach diesem Gefängniß!“

„Versichern wir uns zuerst, ob er sich nicht in der Conciergerie befindet,“ erwiederte die Alte: „er muß dort sein, ich bin dessen sicher, das ist das Reglement!“

„Nein, nein!“ rief Gilberte, „irgend Etwas sagt mir, er sei in der Force: ich will dahin.“

„Gut!“ sprach die Alte; „aber um Gottes willen, gehen Sie nicht so schnell, liebe, kleine Schöne! meine Leichdorne stechen mich, als ob ich auf Nadeln ginge!“

Gilberte war in ihrer Ungeduld versucht, ihre Gefährtin zu verlassen, doch zurückgehalten durch ihr gutes Herz, mochte sie das nicht; dann war es noch nicht zwei Uhr, und nach der Behauptung der Mutter Maillart

wurden die Gefangenen erst nach zwei Uhr in Freiheit gesetzt. Endlich kommt die junge Frau in die Force und erfährt, ihr Mann sei an demselben Morgen frei gelassen worden. Dieser grausame Schlag schmetterte Gilberte zu Boden.

„Das ist unglaublich!" rief die Mutter Maillart. „Das Reglement muß geändert worden sein, seitdem mein Verwandter bei der Verwaltung ist."

Gilbert wiederfinden, das war von nun an der einzige Gedanke von Gilberte. Aber was sollte aus ihr, so in Paris ohne Geld, ohne Zufluchtsort verloren, werden?

Sie gedachte zuerst, sich zu Madame Batton zu begeben, in der Hoffnung, hier Arbeit zu erhalten, trotz der ärgerlichen Vorurtheile, welche ihre Einkerkerung im Geiste ihrer ehemaligen Patronin hatte hinterlassen müssen; doch die junge Frau stellte dieselbe Betrachtung an wie ihr Mann, und sie sagte zu sich:

„Nicht, indem ich zwölf bis fünfzehn Stunden in einem Zimmer bleibe, werde ich Gilbert finden; er muß mich suchen, wie ich ihn suche: also nur wenn ich den Tag hindurch in den Straßen umherlaufe, darf ich hoffen, ihn durch Zufall zu treffen."

Doch um den Tag hindurch in den Straßen von Paris umherzulaufen, muß man wenigstens Brod und ein sicheres Obdach haben. Gilberte besaß weder das Eine, noch das Andere. Bald hatte sie den Gedanken, die ganze, in dieser Jahreszeit lange, Nacht zu arbeiten und den Tag der Aufsuchung von Gilbert zu widmen, bald wollte sie sich an Frau von Saint-Marceau wenden, die dem jungen Ehepaare eine bedeutende Summe schuldig war. Die Mutter Maillart, die Zeugin und Vertraute der Verlegenheiten der jungen Frau, sagte zu ihr:

„Ich bin nur eine arme Gemüsehändlerin im Frühjahr und im Sommer; im Winter verkaufe ich Aepfel, indem ich, so gut ich kann, meinen Handkarren ziehe;

lähmend es ist, den ganzen Tag am Zugbande einen Karren zu schleppen."

„Bah! bah! man kann, was man will. Ich habe Muth. Und dann, wenn ich zu müde sein werde, unterstützen Sie mich, indem Sie von hinten schieben. Oh! meine liebe Frau," fügte Gilberte mit Thränen in den Augen bei, „ich bitte Sie inständig, schlagen Sie mir das nicht ab! Sie können mir das Mittel geben, mein Brod zu verdienen und meinen Mann zu suchen; was soll sonst aus mir werden? Ich bin Blumenmacherin meines Standes, und selbst wenn man mir sogleich Arbeit geben würde, ich könnte nicht arbeiten, ich hätte nicht den Kopf bei dem, was ich machen müßte! ich würde nur an Gilbert denken, während ich, wenn ich Ihren Karren ziehe, ich wiederhole es Ihnen, die Chance habe, ihn wiederzufinden."

Der Muth, die Resignation, der überzeugte Ausdruck von Gilberte waren der Beweis von einer so tiefen Liebe für ihren Gatten, daß die Mutter Maillart, trotz ihres plumpen Verstandes, einsah, sie müsse wenigstens für den Augenblick ihre Pläne vertagen, wobei sie, um sie zu verwirklichen, auf die Strapazen und Entbehrungen rechnete, welche Gilberte bei ihrer harten neuen Handthierung ausstehen müßte. Dann war sie reizend; sie könnte durch ihr hübsches Gesicht die Kunden zu der ambulanten Bude der Aepfelhändlerin ziehen. So verdorben diese Megäre war, so fühlte sie sich doch endlich auch gerührt durch die Jugend, durch die Herzhaftigkeit und die Sanftmuth ihrer Gefährtin. In Folge dieser Mischung von gemeinen Hoffnungen, persönlicher Berechnung und wahrem Mitleid gab auch die Mutter Maillart dem Wunsche von Gilberte nach, und sie kamen in die Kammer, welche die Alte vor ihrer Gefangenschaft bewohnte.

Gilberte spannte sich schon am andern Tage entschlossen an den Karren, nachdem sie zuvor gegen einen

ihrer gegenwärtigen Lage angemessenen Anzug, die Kleidung, die sie das Gefängniß verlassend trug vertauscht hatte.

Die junge Frau bedurfte während der ersten Tage ihres Gespanns die unglaubliche Energie ihrer Hoffnung und die muthige Entschlossenheit ihres Willens, um nicht zu erliegen unter der niederdrückenden Anstrengung, der sie sich unterzog und deren Gegenwirkung sie erst am Abend empfand, denn am Tage vergaß sie, unabläßig mit dem Blicke Gilbert suchend, Alles und hörte kaum die oft plumpen Complimente, die man an ihr reizendes Gesicht richtete. Die Vorhersehungen der Mutter Maillart gingen in Erfüllung, die Schönheit der kleinen Aepfelverkäuferin zog bei den häufigen Stationen des Karrens genug Käufer an, daß die Waare vor dem Eintritte der Nacht erschöpft war. Hierauf führte die Alte den leeren Wagen zurück, und Gilberte blieb bis zu einer ziemlich vorgerückten Stunde des Abends, immer vergeblich nach ihrem Manne forschend; dann begab sie sich traurig, aber nicht entmuthigt, wieder nach Hause.

Eines Tags indessen, — ein unerhörtes Glück, das wir eben so wenig, als die entsetzliche Täuschung, welche darauf folgte, zu schildern versuchen werden, — sah sich die junge Frau nahe daran, für ihre muthige Ergebenheit belohnt zu werden.

Es war bei Einbruch der Nacht; der Karren hielt an einer Ecke des Boulevard du Temple. Gilberte, welche zwischen der Gabel ihres kleinen Wagens stand, warf rings umher ihre suchenden Blicke; da gab sie plötzlich einen Schrei von sich; — sie gewahrte in der Ferne ihren Gilbert in elender Kleidung. Sie streckt die Arme aus, sie will zu ihm laufen, doch sie wird zurückgehalten durch ihre ledernen Zugbänder, welche in einem Riemen und in einem Ringe endigen, der an einem am Vordergestelle befestigten Haken angehängt ist. Diese plötzliche Spannung hemmt den Sprung, den Gilberte

lart! Er reißt mich fort! . . . es ist hier Glatteis! . . . ich werde fallen!"

„Hüe!" erwiederte die Alte, „hüe, Faule!"

Außer Stande, länger dem Impulse des Wagens das Gegengewicht zu halten, fiel die junge Frau bald, einen Schreckensschrei ausstoßend, auf das Pflaster. Sie sah ein Cabriolet ungestüm so nahe bei ihr anhalten, daß es nur noch ein paar Schritte gebraucht hätte, und sie wäre unter den Füßen des Pferdes getreten worden. Doch auf diesen Schreckensschrei folgte ein Ausruf, dessen unbeschreiblichen Ton widerzugeben wir nicht versuchen werden.

Dieser Ausruf war der:

„**Gilbert!**"

Unfähig, der Heftigkeit ihrer Gemüthserschütterung zu widerstehen, wurde die junge Frau dann ohnmächtig, und Gilbert, der mit einem Sprunge aus dem Cabriolet war, hob sie auf und trug sie fort.

XLIX.

Als Gilberte aus ihrer Ohnmacht erwachte, nachdem sie beinahe unter den Rädern des Cabriolets zermalmt worden wäre, aus welchem Gilbert gesprungen, um seine Frau in seinen Armen aufzunehmen, öffnete sie die Augen und sah sich in dem kleinen Salon eines an der Ecke des Boulevard und der Rue Saint-Denis liegenden Kaffeehauses. Sie war auf einem Canapé ausgestreckt, auf das man sie gebracht hatte; ihr Gatte kniete, ihren Kopf unterstützend, an ihrer Seite, und unfern davon stand in Trauerkleidern Louise, welche ein Taschentuch mit einer in einem Flacon enthaltenen geistigen Flüssigkeit tränkte.

Kaum war Gilberte wieder völlig zum Bewußtsein gelangt, als sie Gilbert um den Hals fiel und ihn mit

Thränen und Küssen bedeckte. In ihrer leidenschaftlichen Umarmung sprachen die zwei jungen Gatten mit bebender Stimme nur die Worte:

„Endlich! ... Du bist da!“

„Ich finde Dich wieder! ... ich sehe Dich! ...“

Tief bewegt, weinte Louise die zwei jungen Leute anschauend.

„Nein,“ sagte sie zu sich selbst, „nein, sie konnten sich nicht einer entehrenden Handlung schuldig machen! So naive, so zarte, so muthig einander ergebene Herzen vermöchten nicht lasterhaft zu sein! Aber dennoch schwebt ein unerklärliches Geheimniß über dem Ursprunge ihres Vermögens.“

„Meine arme angebetete Frau,“ murmelte Gilbert, in Thränen zerfließend, „Du, mein Gott, Du, an einen Karren angespannt!

„Oh! ich war fest überzeugt, dieses Gewerbe treibend, das mir Brod gab, werde ich Dir früher oder später in den Straßen von Paris begegnen.“

„Also um mich zu suchen, fügtest Du Dich ...“

Der würdige junge Mann konnte nicht vollenden: seine Stimme erlosch in seinen Thränen, und er murmelte nur:

„Sie! sie! an einen Karren gespannt! mein Gott! mein Gott!“

„Ich hatte Dich schon einmal erblickt ... am Boulevard du Temple.“

„Vor acht Tagen, bei Einbruch der Nacht.“

„Ganz richtig. Ich täuschte mich nicht. Durch welche Straße bist Du gegangen?“

„Durch die Rue des Fossés-du-Temple.“

„Und ich, ich lief Dir in der Rue du Faubourg-du-Temple nach. Ich verlor Dich auch; aber dies Mal ... oh! dies Mal hatte ich Dich ... ich werde Dich nicht mehr verlieren!“ fügte die junge Frau bei, indem sie

ihren Gatten in einer neuen Umarmung abermals an ihren Busen drückte. „Und Du in Deinem Cabriolet, Du suchtest mich auch?“ Dann Gilbert aufmerksamer anschauend: „Mein Gott! wie bleich und abgemagert bist Du! Du hast also viel gelitten, armer Geliebter?“

„Ja, ich habe nicht immer ein Cabriolet gehabt, um Dich durch alle Straßen aufzusuchen! . . . erst seit heute Morgen . . . Denn Du weißt nicht . . . ich . . .“

„Und Frau Louise ist da . . . und ich sage nichts zu ihr,“ unterbrach die junge Frau ihren Mann. „Verzeihen Sie, Frau Louise . . . Sie begreifen . . . im ersten Augenblick der Freude verliert man den Kopf . . . und dann . . . ich bedenke nun . . . durch welchen glücklichen Zufall sind Sie bei uns?“

„In dem Augenblick, wo Ihr Gatte Sie ohnmächtig aufhob, kam ich auf dem Boulevard vorüber; mein Wagen hielt vor der versammelten Menge an; ich neigte den Kopf aus dem Schlage, erkannte sie, Frau Gilberte, stieg aus, in der Hoffnung, Ihnen nützlich zu sein, und begleitete Sie in dieses Haus, in welches man Sie brachte.“

„So viel Güte setzt mich von Ihrer Seite nicht in Erstaunen,“ erwiederte Gilberte. Als sie aber nun erst die schwarze Kleidung der jungen Frau wahrnahm, rief sie: „Oh! mein Gott! Sie sind in großer Trauer . . . Sie tragen eine Witwenhaube?“

„Das ist wahr! ich hatte es nicht bemerkt,“ sagte Gilbert. „Sollte der General Poussard? . . .“

„Der General ist todt,“ antwortete Louise; „ich habe meine Pflicht gegen ihn bis zum Ende erfüllt; bis zum letzten Tage umgab ich ihn mit treuer Fürsorge, ich brachte ihn von Anjou nach Paris, wo ich die berühmtesten Aerzte zu ihm berief . . . Doch ihre Kunst scheiterte an der Verrückung seines Geistes, der auf den Tod getroffen war durch die Prophezeiung, die Sie, Herr

Gilbert, in einem Augenblicke traurigen Scherzes ihm gemacht hatten."

„Wie! Frau Louise . . . der General hat, so oft er essen oder trinken wollte, die Kolik bekommen?"

„In Folge einer seltsamen Reaction des Moralischen auf das Physische, kraft der man, nach der Ansicht der Aerzte, oft gewisse Uebel empfindet, mit denen man sich lange und ängstlich im Geiste beschäftigt hat, ist es geschehen, daß der General, um so mehr beunruhigt durch Ihre Prophezeiung, als sich schon eine vorhergehende Drohung verwirklicht hatte, in dem Augenblick, wo er essen oder trinken sollte, solche Bangigkeiten, solche Besorgnisse bekam, daß seine Gesundheit rasch abnahm. Vor einem Monat ist er gestorben . . . nach einem erschrecklichen Todeskampfe; er glaubte in seinem Delirium das Gespenst der zahlreichen Opfer seiner Duelle zu sehen . . . Seine letzten Augenblicke waren entsetzlich! . . . entsetzlich! . . ."

„Bei meiner Treue! wäre der verstorbene General Boussard nicht ein grausamer Raufer gewesen, ich würde einen Scherz beklagen, den er zu sehr im Ernste genommen hat; doch . . . er ist todt . . . sprechen wir nicht mehr hievon!"

„Und Herr Hubert, Frau Louise?" fragte Gilberte; „wenn er erfährt, daß Sie Witwe sind, wie groß wird seine Freude sein!"

„Herr Georges Hubert reist, wie ich glaube, in Schottland," erwiederte die junge Witwe; dann setzte sie mit einer peinlichen Beklemmung hinzu: „Ich bitte, kein Wort mehr von Herrn Georges Hubert oder von mir. Lassen Sie uns von Ihnen sprechen."

„Wohl! Frau Louise, Sie finden uns auf demselben Punkte, wo wir waren, als Sie uns riethen, unser Vermögen abzutreten und von unserer Arbeit und unserer kleinen Rente zu leben. Ist meine Gilberte meiner Ansicht, so werden wir, ehe wir das Glück an-

Witwe als hienieden suchen, danach trachten, daß wir es Ihren Rath befolgend finden. Das Gericht hat unser Vermögen mit dem Sequester belegt ... Minette und ich sind nun für immer wiedervereinigt ... Wir haben große Lust, zu arbeiten. Ich besitze hier (und er zog aus seiner Tasche eine Portefeuille), ich besitze hier die Mittel, um uns eine Rente von zweitausend fünfhundert Franken zu kaufen, und das kleine Haus der Avenue Méricourt ist vielleicht noch zu miethen."

„Was sagst Du?" rief Gilberte, „Du hast Mittel, um uns Renten zu kaufen?"

„Ich habe fünfzigtausend Franken, das nicht gerechnet, was ich heute ausgegeben, um mich von Kopf zu Fuß zu kleiden, ein Bad zu nehmen und die Fahrstunden von drei Cabriolets, die ich seit heute Morgen gemiethet, zu bezahlen; denn als ich Dich traf, meine arme Minette, hatte ich schon zwei Pferde zum Umfallen müde gemacht."

„Aber das Geld, von dem Du sprichst?"

„Stelle Dir vor, nachdem ich seit meinem Abgange aus dem Gefängnisse meinen letzten Sou aufgebraucht hatte, entschloß ich mich, Hungers sterbend, kaum im Stande, mich weiter zu schleppen, zu Meunier zu gehen."

„Einen Augenblick war das auch mein Gedanke; doch ich sagte mir: Diese Leute haben ein zu schlechtes Herz, sie werden ohne Mitleid sein."

„Sprechen Sie von einem Herrn Meunier, der ein sehr reicher Banquier?" fragte lebhaft Louise, Gilberte unterbrechend. „Wohnt er nicht in der Rue Saint-Lazare?"

„Ja, Frau Louise; kennen Sie ihn?"

„Dieser Herr Meunier wohnt unfern von meinem Notar. Als ich mich vor einigen Stunden zu dem Letztern in Angelegenheiten die Verlassenschaft des Generals be-

treffend begab, erfuhr ich, daß heute Nacht ein bedeutender Diebstahl bei Herrn Meunier stattgefunden."

„Welch ein Schlag für diese Geizigen!" rief Gilbert.

„Dieser Diebstahl soll mit einer außerordentlichen Frechheit begangen worden sein," fuhr Louise fort. „Die Diebe sind durch den Kamin eingestiegen mittelst einer Dachdeckerleiter, welche man absichtlich im Hofe hatte stehen lassen. Im Schlafe üllerfallen, wurden Meunier und seine Frau in ihrem Bette geknebelt. Alles, was sie besaßen, ward ihnen gestohlen, denn ihr Vermögen bestand, wie man sagt, ganz in Geld, Banquebillets und Portefeuillewerthen."

„Ah! Gilberte, es gibt eine Vorsehung!"

„Ja," sagte Louise, „denn die Urheber dieses frechen Diebstahls hatten nicht sobald ihr Verbrechen begangen, als sie verhaftet wurden; sie haben die vollsten Geständnisse abgelegt; doch man hat in ihrem Besitze weder das Geld, noch die Banquebillets gefunden, und die Portefeuillewerthe hatten sie schon vernichtet, so daß Herr Meunier völlig zu Grunde gerichtet ist."

„Ah! Frau Louise, da hat die Vorsehung mit einem Stein zwei Schläge gethan. Die Diebe sind entdeckt, Meunier und seine Frau sind bestraft, mit Recht bestraft worden, denn diese Geizigen, diese Neidischen haben, nachdem sie unsere Freunde gewesen, den Muth gehabt, mich gestern bei einem abscheulichen Wetter aus ihrem Hause zu jagen, mir ein Obdach zu verweigern und mich über mein Elend zu verspotten."

„Ah! das ist schändlich!" rief Louise.

„Das sind so schlechte Herzen, daß ich ahnete, sie werden ohne Erbarmen sein," fügte Gilberte bei. „Meine letzte Hoffnung beruhte auf Frau von Saint-Marceau, der wir gegen zweimal hunderttausend Franken geliehen hatten."

ich zu Georges Hubert kam, und ich habe seine Hand ausgeschlagen, ich mußte sie ausschlagen; ich werde sie heute abermals ausschlagen!“

„Wie!“ riefen gleichzeitig die zwei jungen Leute, „Sie werden den Muth haben, zu . . .“

„Ich habe immer den Muth gehabt, das zu erfüllen, was ich als meine Pflicht betrachte, und diese Pflicht werde ich bis zum Ende erfüllen; doch ich bitte, reden wir nicht von mir, reden wir von Ihnen.“

„Mein Gott! wenn Herr Georges Hubert erfährt, daß Sie Witwe sind, wird er wollen . . .“

„Dieses Gespräch ist mir peinlich, sehr peinlich, das versichere ich Sie,“ sagte die junge Witwe mit einem so entschiedenen Tone, daß die jungen Gatten, befürchtend, sie zu verletzen oder ihren Kummer zu vermehren, nicht weiter bei dem Dichter beharren zu dürfen glaubten. Sie schwiegen, und Louise fuhr also fort:

„Ich verlasse Sie in Glücksumständen, welche noch günstiger, als die, in denen Sie sich vor Ihren grausamen Prüfungen befanden . . .“

„Warum günstiger, Frau Louise?“

„Ehe Sie auf die Höhe des Reichthums gelangten, hatten Sie arm gelebt, aber wenigstens geschützt vor der gräßlichen Nothdurft, unter der Sie zuletzt gelitten, Herr Gilbert. Sie kannten das harte, mühevolle Leben nicht, in das Sie sich muthig fügten, Frau Gilberte, in der Hoffnung, Ihren Gatten wiederzufinden. So werden Sie durch die Erfahrung die bitteren Täuschungen des höchsten Reichthums und die Schmerzen der äußersten Armuth kennen gelernt haben. Der bescheidene Wohlstand, dessen Sie sich fortan erfreuen, wird Ihnen also doppelt kostbar scheinen, verglichen mit der einen oder der andern Ihrer vergangenen Existenzen.“

„Das ist wahr, hieran dachten wir nicht, meine Gilberte. In diesem Falle kann man wohl sagen: Das Unglück ist zu Etwas gut.“

„Ja, denn wenn wir in unserer beseligenden kleinen Haushaltung sein werden und uns erinnern, daß Du, mein armer Gilbert, ohne Zufluchtsort in Paris umherirrend, beinahe vor Kälte und Hunger gestorben wärest, und daß ich, die elende Kammer einer abscheulichen Alten, deren Magd ich war, theilend, einen Karren im Koth und im Schnee schleppte, mit welcher Wonne werden wir unsern Wohlstand genießen!“

„Frau Louise,“ sprach Gilbert, „es ist ein trauriger Gedanke, man müsse, um die Mitte des wahren Glücks auf dieser Welt zu finden, nach und nach die Leiden des äußersten Elends und die Eitelkeiten der Größen des Reichthums und des Ruhmes kennen gelernt haben!“

„Ach! ja. Darum finden sich die meisten Menschen, denen diese Erfahrung fehlt, nie durch ihr Loos befriedigt, oder sie wissen seinen Werth nicht richtig zu schätzen. Doch ehe wir uns trennen, gebietet mir meine Offenherzigkeit eine, vielleicht indiscrete, Frage.“

„Sprechen Sie . . . oh! sprechen Sie, Frau Louise.“

„Die Redlichkeit, die Seelengüte, das Zartgefühl enthüllen sich in jedem Ihrer Worte; es ist mir auch unmöglich, das seltsame Geheimniß zu begreifen, das über dem Ursprunge Ihres Vermögens schwebt . . . Ich gestehe, als in meiner Gegenwart ein Gerichtsbeamter bei Ihnen eintrat und von der Möglichkeit einer Criminaluntersuchung sprach . . .“

„Hielten Sie uns für unredliche Leute? . . .“

„Nein, doch ohne so weit zu gehen, fühlte ich daß sich in mir ärgerliche Vorurtheile gegen Sie erhoben, und ohne die Unruhe, in die mich Ihre Offenbarungen über das wichtigste Geheimniß meines Lebens versetzten, ohne die unerwartete Anwesenheit von Herrn Georges Hubert hätte ich zu ergründen gesucht, was Wahres oder Falsches an der gegen Sie vorgebrachten Anschuldigung sein konnte. Die Anklage ist indessen aufgegeben

Ihre Freilassung beweist Ihre Unschuld; Ihr Vermögen, von dem Sie einen so edelmüthigen Gebrauch machen wollten, bleibt unter Sequester . . . was war aber der Ursprung dieses Vermögens?"

„Frau Louise, Sie wissen natürlich nicht, was eine Korrigan ist?"

„So viel ich mich erinnere, und nach der Sage, sind dies hübsche kleine Feen, die einen besonderen Gefallen daran finden, ihre blonden Haare am Rande der Quellen zu kämmen."

„Wie, Frau Louise, Sie wissen, was eine Korrigan ist?"

„Sie haben auch gesehen?"

„Oh! dann werden Sie uns glauben."

„Ich habe keine Korrigan gesehen, da dies eingebildete Wesen sind," erwiederte lächelnd Louise, „doch diese kleinen Feen gehören zu den reizendsten Fictionen der celtischen oder gallischen Mythologie. Herr Georges Hubert hat sich lange tiefen Studien über die Vorzeiten unserer Geschichte gewidmet. Ich theilte diese Studien; sie erfreuten uns und belehrten uns über den männlichen Glauben unserer Väter, welche, nach der druidischen Religion, überzeugt, man sterbe nie, so vom Uebel des Todes befreit waren. Dieser so tröstliche, so heilsame Glaube entzückte Herrn Georges Hubert und mich, und wir strebten mit allen Kräften unseres Geistes und unserere Seele nach diesem erhabenen Glauben hin."

„Wahrhaftig, Frau Louise! Sie glauben, wie wir, man werde anderswo wiederaufleben und immer wiedergeboren werden von Welt zu Welt bis ins Unendliche?"

„Sie haben sich also mit diesen so abstracten Fragen beschäftigt?" sagte Louise sehr erstaunt. „Sollten Sie die bewunderungswürdigen Blätter von Jean Raynaud über den Druidismus gelesen haben?"

„Jean Raynaud?"

„Ja, das ist eine der höchsten Intelligenzen, einer der edelsten Charaktere unserer Zeit."

„Wir glauben es, wenn Sie ihn so beurtheilen, Frau Louise; Sie verstehen sich auf große Geister und auf große Herzen! . . Doch wir sind zwei arme Unwissende und haben den Glauben an die Ewigkeit des Lebens nicht in den Büchern gesucht."

„Wo haben Sie denn diesen Glauben geschöpft?"

„Die Korrigan hat ihn uns gegeben."

„Welche Korrigan?"

„Hören Sie, Frau Louise, auf die Gefahr, daß meine Frau und ich in Ihren Augen für Narren gelten mögen, sage ich Ihnen, daß wir eine Korrigan gesehen haben, ja . . . eine wahre Korrigan. Durch sie vermochten wir zu einer Zeit, was wir wollten. So waren wir, meine Frau und ich, da wir es mit der Vornehmheit versuchen wollten, der Marquis und die Marquise von Montlaur."

„Als wir es sodann mit dem Ruhme versuchen wollten, waren wir Herr Georges Hubert, wir waren Sie selbst, Frau Louise . . . Auf diese Art erfuhr ich Ihr Geheimniß . . . Die Geschichte vom Traume habe ich ersonnen, um Sie nicht zu erschrecken."

„Des Lebens der Vornehmheit und des Ruhmes überdrüssig, verlangten wir, da wir das Glück in einem großen Vermögen zu finden glaubten, von der Korrigan Millionen, die sie uns auch gegeben hat; wonach wir sie frei ließen, denn sie sollte nur bei uns bleiben, bis wir mit unserem Loose zufrieden genug wären, um ihr den Abschied zu geben."

„Doch bis zu ihrem Abgange vermochten wir Alles, was wir wollten. So hat Gilbert die Kolik dem General Poussard gegeben, so oft er sich zu schlagen im Begriffe war."

„Frau Louise, das ist die reine Wahrheit. Sie können uns nicht glauben; das Gericht konnte uns auch

nicht glauben; was wir Ihnen sagen, würde uns selbst unmöglich, unsinnig scheinen, wenn wir es nicht gesehen hätten; doch . . . so ist es."

„Ich weiß, daß Sie unfähig sind, zu spotten oder zu lügen, und Alles beweist mir, daß Sie sich Ihrer Vernunft erfreuen," erwiederte Louise nach einem Augenblicke des Erstaunens. „Die Offenbarung dieses Geheimnisses, das ich allein wissen konnte . . . Ihre erste Drohung in Betreff des Generals, welche so seltsam in Erfüllung gegangen ist...Alles bleibt unbegreiflich für meinen Geist, und es ist mir ebenso wenig möglich, Sie der Lüge zu beschuldigen, als Ihnen zu glauben."

„Wie dem sein mag," sagte Gilberte, „Sie halten uns für ehrliche Leute?"

„Können Sie daran zweifeln?"

„Dann, Frau Louise, geben Sie uns noch einen Beweis von Theilnahme."

„Welchen?"

„Wir sind mehr als je entschlossen, Ihre Rathschläge zu befolgen; doch wer weiß, ob wir Sie nicht noch um solche zu bitten haben werden? Erlauben Sie uns, wenn Sie in Paris wohnen, Ihnen von Zeit zu Zeit am Sonntag einen kleinen Besuch zu machen . . ."

„Hätte ich hier bleiben sollen, so würde ich zuerst die Forsetzung der Beziehungen gewünscht haben, in welchen für mich ein so großer Reiz liegt, doch binnen Kurzem werde ich Paris verlassen, und ich weiß nicht, ob ich je wieder dahin zurückkehre."

„Wo werden Sie denn Ihren Wohnort nehmen?"

„Ich weiß es nicht, ich habe keine bestimmten Pläne, doch ich will in einer völligen Zurückgezogenheit leben."

„Ah! das verdirbt unseren schönen Tag! . . . Sie nicht mehr sehen! . . . Sie, der wir vielleicht

das Glück unseres Lebens zu verdanken haben, Frau Louise . . ."

„Die Elemente dieses Glückes waren in Ihnen: ich habe sie Ihnen nur entdecken helfen."

„Mein Gott! und wir werden keine Nachrichten mehr von Ihnen erhalten können?"

„Ich wiederhole Ihnen, es wäre mir sehr schmerzlich, alles Zusammenhangs mit Ihnen beraubt zu sein," erwiederte die junge Frau nachsinnend. Dann fügte sie bei: „Wenn Sie mir schreiben wollen, adressiren Sie Ihre Briefe an meinen Notar, dessen Adresse ich Ihnen hier gebe (und sie gab Gilbert eine Karte). Lassen Sie ihn Ihre Wohnung wissen, und durch seine Vermittelung werden wir leicht correspondiren können. Nun aber Gott befohlen!" sprach Louise mit einer nachdenkenden Miene. „Beide werden Sie ohne Ihr Wissen eine mächtigen Einfluß auf mein Leben geäbt haben, indem sie Herrn Georges Hubert ein Geheimniß, das ihm immer unbekannt bleiben sollte, enthüllten und durch eine seltsame Prophezeinung das Ereigniß herbeiführten, das mich zur Witwe gemacht hat. Diese Thatsachen schreiben Sie übernatürlichen Ursachen zu, deren Wirklichkeit meine Vernunft nicht zugeben kann; werden diese Thatsachen gute oder schlimme Folgen für das Geschick von Herrn Georges Hubert und das meinige haben? Gott allein weiß es; doch was auch geschehen mag, ich werde Sie immer im besten Andenken behalten . . . Noch einmal Gott befohlen!" rief Louise mit einer lebhaften Gemüthsbewegung, indem sie Gilberte wiederholt zärtlich küßte; dann reichte sie ihre Hand Gilbert, der sie ehrbietig drückte, und verließ das junge Ehepaar.

Gilbert und Gilberte stiegen in einen Fiacre und ließen sich nach ihrer alten dürftigen Wohnung fahren, wo sie vorläufig bleiben wollten bis zu ihrer Niederlassung in dem kleinen Hause der Avenue Méricourt oder

in jedem andern vor der Barrière und nahe bei Paris liegenden Hause.

Epilog.

Es waren ungefähr drei Jahre seit den von uns erzählten Begebenheiten vergangen.

An diesem Abend wurde ein neues Werk in der Comédie Française aufgeführt. Der Saal war gedrängt voll; die ganze königliche Familie wohnte dieser literarischen Feierlichkeit bei. Der Vorhang war nach dem vierten Acte unter enthusiastischen Bravos heruntergelassen worden, und nach dem Gebrauche benützten die Zuschauer den Zwischenact, um ihre Eindrücke über das Stück, das man gab, oder ihre Bemerkungen über gewisse in dem, was man die Welt zu nennen übereingekommen ist, sehr bekannte Personen auszutauschen. Folgendes Gespräch war ganz besonders letzteren Bemerkungen gewidmet, denn diejenigen, welche es führten, waren mehr weltlich, als der Gelehrsamkeit und den Wissenschaften zugethan, obgleich sie reichlich ihren Theil Beifall dem neuen Stücke gespendet hatten.

Zwei sehr elegante Frauen, die Eine von reiferem Alter, die Andere jung, und drei Männer, die hinter diesen Merveilleusen standen, welche die Vorderplätze von einer der Logen einnahmen, unter denen sich der Balcon befindet, führten also folgendes Gespräch:

„Ich sagte Ihnen wohl, Frau Herzogin, es ist Herr von Baudricourt. Ich war sicher, daß ich mich

nicht täuschte; sogleich habe ich ihn erkannt, als er sich in der herrlichen Scene des vierten Actes, in der Mademoiselle Rachel so vortrefflich gewesen ist, nicht enthalten konnte, aus dem Hintergrunde seiner dunklen Loge hervorzutreten."

„Wahrhaftig, das ist nicht zu glauben. Wie kann er nach seinem abscheulichen Benehmen gegen die unglückliche Gräfin d'Orbeval die Frechheit haben, hierher zu kommen und sich öffentlich mit dieser spanischen Tänzerin, die er von Italien bringt, zur Schau zu stellen! Das ist schändlich!"

„Schändlich? Das finde ich bei meiner Ehre höchst sonderbar," versetzte der Herzog. „Ei! war denn zufällig Baudricourt mit der Gräfin d'Orbeval verheirathet?"

„Oh! mein Herr, wäre er ihr Gatte gewesen, so hätte sein unwürdiges Benehmen wenigstens eine Entschuldigung gehabt."

„Meine liebe Freundin, erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen: das sind höchst seltsame Grundsätze."

„Nein, mein lieber Herzog. Madame, wenn ich Ihre Worte gut auslege, denkt mit Recht, Baudricourt, da er die Opfer angenommen, die ihm die Gräfin d'Orbeval gebracht hat, sei doppelt strafbar, daß er so grausam mit ihr gebrochen ..."

„Das ist augenscheinlich."

„Meiner Ansicht nach," sprach die junge Frau, „ist die Gräfin d'Orbeval sehr mit Recht bestraft. Nach dem ärgerlichen Eclat ihres Benehmens verdient sie kein Mitleid."

„Meine liebe Alix," versetzte die Herzogin, „seien Sie mildherziger; Sie waren noch nicht in die Welt eingetreten, als die Gräfin d'Orbeval dieselbe verließ; und wären Sie wie ich ihre Freundin gewesen, so würden Sie sie beklagen, das versichere ich Sie! Bedenken Sie nur: auf seine Familie, auf die Gesellschaft, auf die

großartigste Existenz verzichtet haben, um sich einer Zuneigung zu weihen, von der man glaubt, sie werde ewig währen, und nach mehreren Jahren des Glückes verlassen werden, wem zu Liebe? . . . . einer Tänzerin der niedrigsten Stufe zu Liebe!"

„Tänzerin der niedrigsten Stufe, so lange Sie wollen," entgegnete der Herzog, der in diesem Momente seine Doppellorgnette nahe an seine Augen hielt; „ich sehe sie gerade vortrefflich, diese große Teufelin. Sie hat herrliche schwarze Augen, glänzend wie glühende Kohlen, Perlzähne, die sie herzlich lachend zeigt. Ihre blutrothen Lippen bilden einen seltsamen Contrast mit ihrem matten, olivenfarbigen Teint. Und dann, welche dichte Augenbrauen, so schwarz wie ihre Haare! eine wahre gekräuselte Mähne! sie fallen bis auf ihren Leib. . . . Sie ist wie gedrechselt! welcher Wuchs! und dabei die Hand eines Kindes! Sie soll eine Zigeunerin sein, das wundert mich nicht!"

„Mein Herr, finden Sie nicht auch einen mildernden Umstand für das schändliche Benehmen von Herrn von Baudricourt in der schönen Entschuldigung, daß dieses Mädchen eine Zigeunerin ist?"

„Bei meiner Treue, meine Liebe, man sagt, wenn man einmal unter dem Zauber, oder vielmehr unter der Klaue dieser Geschöpfe sei, werde es einem sehr schwer, sich wieder loszumachen. Es muß so sein: dieser Baudricourt ist wohl geblendet, bezaubert worden, denn ich halte ihn für den biedersten Mann der Welt; ja, wenn er plötzlich mit der Gräfin d'Orbeval gebrochen hat, ein Bruch, der meiner Ansicht nach so unerhört ist, daß ich nicht daran glauben würde, sähe ich ihn nicht dort, so ist dies der Fall gewesen, weil der arme Junge, ich wiederhole es, von der großen Teufelin bezaubert worden sein muß."

„Sie werden nun wohl Herrn von Baudricourt

beklagen! Ei! Sie sind verrückt! was Sie da sagen, ist abscheulich.“

„Ah! Madame, Ihre Neugierde wird endlich befriedigt werden,“ sagte die andere Person, welche hinter der Herzogin stand. „Man öffnet so eben die Thüre der Loge der zweiten Gallerie gegenüber, welche bis jetzt unbesetzt war, obgleich der Saal gedrängt voll ist und die Leute bis in den Gängen stehen.“

„Ah! mein Gott!“ rief die Gräfin Alix; „die zwei Männer, welche in diese Loge eintreten, sind betrunken! Einer wäre beinahe ins Parterre gefallen!“

„Gut! das ist Montlaur mit seinem getreuen Saint-Marceau! . . . Armer Montlaur! . . . So ist er alle Abende und oft auch des Morgens!“

„Befindet man sich in einem solchen Zustand, so verläßt man das Gasthaus nicht, wo man zu Mittag gespeist hat.“

„Sie werden sicherlich machen, daß man sie vor die Thüre wirft. Alle Welt schaut nach ihnen.“

„Ah! nun grüßen sie das Publikum und schicken ihm Küsse zu.“

„Das ist empörend: Männer der guten Gesellschaft verursachen einen solchen Scandal und stellen sich so zur Schau aus!“

„Was wollen Sie, Frau Herzogin! der Kummer . . .“

„Wie, der Kummer?“

„Ich kenne Montlaur seit zehn Jahren, Madame. Vor seinem unglücklichen Duell mit Saligny war er der glücklichste Mann der Welt; freigebig ohne Verschwendung, sein Vermögen in schönster Ordnung erhaltend, hatte er das trefflichste Haus von Paris und lebte auf das Beste mit Frau von Montlaur.“

„Herr von Surville, ich bitte Sie, sprechen Sie den Namen dieser Frau nicht aus. Sie ist durch ihre

Sittenlosigkeit die Schande ihrer Familie und unserer Gesellschaft geworden. Gott sei Dank, sie hat Frankreich verlassen mit dem elenden kleinen Komödianten, in den sie sich verliebt. Gebe der Himmel, daß sie nie zurückkommt."

„Wenn ich den Namen von Frau von Montlaur ausgesprochen habe, Frau Herzogin, so ist dies geschehen, weil ihre Aufführung, welche Sie mit Recht empört, ihrem Gatten den grausamsten Kummer verursacht hat. Obgleich er von Tisch und Bett von der Marquise getrennt war, führte sie nichtsdestoweniger seinen Namen, und diesen Namen entehrte sie öffentlich durch die gemeinsten Liebschaften. Tief betrübt, fing auch Herr von Montlaur an im Trunke Betäubung zu suchen, und dieses Laster ist leider für ihn eine Gewohnheit geworden."

„Eine Gewohnheit, welche Saint-Marceau theilt, wenn er sie nicht begünstigt, der schamlose Schmarotzer! Er hat sich an diesen armen Montlaur angehängt, er wohnt bei ihm, verläßt ihn nicht einen Augenblick und entlehnt von ihm alles Geld, was er verspielt."

„Ich begreife nicht, daß noch ein Mensch Herrn von Saint-Marceau grüßt. Nachdem er seine unglückliche Frau zu Grunde gerichtet, hat er gemacht, daß sie vor Verzweiflung gestorben ist. . ."

„Das ist aber doch höchst ärgerlich! sehen Sie, welchen Lärmen Montlaur und sein Freund in ihrer Loge machen! Man fängt an sie auszuzischen!"

„Das ganze Parterre steht!"

„Oh! Montlaur beginnt wieder der Menge Küsse zuzuschicken!"

„Die Thüre öffnet sich . . . ein schwarz gekleideter Herr tritt ein und spricht mit Saint-Marceau, der mehr Kaltblütigkeit behalten zu haben scheint."

„Das ist ohne Zweifel ein Polizeicommissär, der sie wegzugehen auffordert."

„Gott sei Dank! sie hören auf ihn und gehen!"

„Meine Liebe," sagte plötzlich leise der Herzog zu seiner Frau, „sehen Sie sie unter den Zuschauern des Balcon, welche aufgestanden waren, als sie den Lärmen der zwei Trunkenbolde hörten? Erkennen Sie sie."

„Wen denn?"

„Die Blumenmacherin und den Lithographen."

„Sprechen Sie mir nicht von diesen Leuten!" versetzte die Herzogin mit einer hoffärtigen Ungeduld; „es ist auch eine von den Großthaten von diesem Herrn von Saint-Marceau, daß er den unanständigen Gedanken gehabt hat, solches Volk zu patronisiren."

„Ei! meine Liebe, sie hatten wahrlich die beste Tafel von Paris; und dann, . . . sind Sie nicht zu ihnen gegangen, wie so viele Andere?"

„Ich habe allerdings dieses Unglück gehabt, und ich schäme mich dessen noch . . .

„Meine liebe Alix, Sie waren noch nicht in die Welt eingetreten, als zwei Abenteurer, die sich lächerlicher Weise Herr Lithograph und Frau Blumenmacherin nennen ließen, ihr Haus unter dem Patronat von Herrn von Saint-Marceau öffneten. Ein Mann der Gesellschaft, obgleich er eine Frau vom Theater geheirathet hatte, übernahm er nicht nur die Einladungen dieser Leute, sondern er war auch dafür besorgt, was nicht leicht, daß diesen Einladungen entsprochen wurde; denn hätten diese Unbekannten einen fremden Namen angenommen, so mochte dies noch passiren: man geht zu einem Fremden nicht mehr oder nicht minder, als man nach England oder nach Italien geht, ohne darum England oder Italien als zu seiner Gesellschaft gehörig zu betrachten; aber zu Leuten gehen, die sich einen frechen Titel aus ihrem ehemaligen Handwerk machten, das war vollkommen lächerlich und äußerst unanständig!"

„Aber, Frau Herzogin, der Herzog sagte so eben, Sie seien auch zu diesen Leuten gegangen?"

„Ei! mein Gott, ja, aus Schwäche, und ich erröthe darüber. Die unerträgliche Prinzessin von Marsan hat mich wider meinen Willen verleitet! Herr von Saint-Marceau hatte die Kunst besessen, dieser Prinzessin, sowie ihrem Manne die Schelle anzuhängen, denn dieser, wenn er nur vortrefflich speist, würde, glaube ich, bei einem Henker speisen, wie die Prinzessin, wenn man nur ihre fünfundvierzig Jahre und ihre Beleibtheit tanzen, walzen, pirouettiren läßt, ich weiß nicht zu wem auf den Ball ginge. Herr von Saint-Marceau hatte auch dieser dicken Korybante so viele Walzer und Contretänze als sie wollte, zu ziehen auf den Herrn Lithographen, wie unsere Geschäftsleute sagen, garantirt. Dem Prinzen und der Prinzessin fügte Herr von Saint-Marceau den Ragout der hirnlosen Frau von Bellefontaine bei, die in Betreff der Föten, welche es auch sein mögen, ungefähr eben so viel Beurtheilungskraft und Zurückhaltung zeigt, als ein Nachtschmetterling den Kerzen gegenüber. Diese Tolle zog natürlich in ihren Kreis Herrn von Blainville und seine arme Frau, denn er hatte die Grausamkeit, sie überall hinzuschleppen, wo sich Frau von Bellefontaine fand, mit der er sich mehr als offen beschäftigte. Dieser Kern gebildet aus Leuten von der besten und höchsten Gesellschaft, wie Sie sehen, liebe Alix, zog noch andere Personen an. Man sagte sich: „„Im Ganzen, da man dahin geht, warum sollten wir nicht gehen?““ Das war die Geschichte der Schafe von Panurgos; viele Männer und Frauen sprangen einander nach über den Graben und liefen nach dem ehemaligen Hotel d'Orbeval, wo dieses Volk, mit Hülfe des Intendanten der armen Gräfin, wirklich ein vortreffliches Haus machte. Ich war, das versteht sich von selbst, diesen schönen Albernheiten, die mich empörten, fremd geblieben, da kommt die Prinzessin eines Morgens zu mir und unternimmt es, mich zu bestimmen, die Föten des Hotel d'Orbeval zu besuchen. Die

Achseln zuckend, bitte ich sie, mich in Ruhe zu lassen und mich nicht ärgerlich zu machen. Sie bleibt beharrlich und sagt mir: „„Oh! kommen Sie doch, meine Liebe! Unsere ganze Gesellschaft geht dahin! Das ist sehr belustigend! man hört dort die beste Musik von Paris! man tanzt dort bis Morgens um sechs Uhr! man soupirt dort auf das Ueppigste! Alles ist mit einer unglaublichen Pracht servirt, und das verbindet zu nichts, zu gar nichts gegen die Gebieter des Hauses, welche Niemand empfängt, und mit denen man nicht vier Worte am Abend spricht. Man nennt sie Frau Blumenmacherin und Herr Lithograph; hat man ihnen aber den Rücken zugewendet, so lacht man laut auf; ihr Haus ist nichts Anderes, als ein herrliches Casino, dessen Kosten sie auf eine glänzende Art tragen, ausschließlich für unsere Gesellschaft, denn Sie fühlen wohl, daß Herr von Saint-Marceau ihnen nie erlauben würde, es zu wagen, irgend Einen, der nicht zu den Unserigen gehörte, einzuladen. Sprechen Sie, woran stoßen Sie sich? Gehen Sie nicht auch, wenn Sie in Aix oder in Baden sind, in's Casino? Empfangen wir bei uns die Leute, welche die Kosten des Casino tragen? Durchaus nicht. Nun! es ist hier ganz dasselbe: das Hotel d'Orbeval ist unser Casino, meine Liebe."" Was soll ich Ihnen sagen? die unerträgliche Prinzessin schwatzte mir so viel von ihrem Casino vor (und die Vergleichung war im Ganzen ziemlich richtig), daß ich es am Ende machte wie die anderen schafartigen Thiere: ich sprang über den Graben. Was wollen Sie, liebe Alix! dieses Volk gab reizende Frühlingsfeste; der Augenblick, auf unsere Güter oder in die Bäder zu gehen, war noch nicht gekommen; alle Häuser, wo man empfing, waren geschlossen: ich ließ mich also wie so viele Andere zu dieser Albernheit bewegen, doch ich wurde bald und mit Recht für meine Schwäche bestraft."

„Was ist Ihnen denn begegnet, liebe Herzogin?"

„Ich gedachte mich eines Abends zu einer Fête zu begeben, welche in unserem Casino d'Orbevál, wie wir sagten, stattfinden sollte, da sah ich die Prinzessin so dunkelroth, so wüthend, so erstickend, als ob sie zwölf Contretänze versäumt hätte, zu mir kommen. „„Sie wissen nicht, meine Liebe?" sagte diese Hurliburli zu mir. „„Die Fête heute Abend findet nicht statt! Diese pöbelhaften Menschen schließen ihr Haus unter dem unverschämten Vorwande, sie haben uns für ihr Geld genug tanzen und essen sehen, und das belustige sie ganz und gar nicht mehr. Begreift man eine solche Frechheit!"" „„So werden wir mit Recht für unser niedriges Benehmen bestraft,"" erwiederte ich Frau von Marsan, „„und ich werde nie vergessen, daß ich Ihren Casinovergleichungen und anderen Albernheiten meinen Theil an dieser schändlichen Demüthigung verdanke.""

„Liebe Herzogin, ein solches Verfahren von Seiten dieses Volks war eine unerhörte Ungezogenheit!"

„Doch Sie sind noch nicht beim Ende: diese Leute waren Diebe oder etwas Gleichbedeutendes!"

„Ah! mein Gott!"

„Sie hatten, man wußte nicht wo, und man weiß es noch nicht, das Geld, das sie vergeudeten, genommen: die Polizei mischte sich darein; sie wurden in's Gefängniß gebracht; man hat sie allerdings nachher wieder freigelassen, doch ihr Vermögen ist unter der Hand der Gerichte geblieben."

„Ich habe sagen hören," fügte der Herzog bei, „die Zeit der Verjährung, wie sie das, glaube ich, nennen, sei gekommen, und es sei nicht unmöglich, daß man ihnen das ungeheure Vermögen, das Niemand in Anspruch nimmt, zurückgebe."

„Das ist mir sehr gleichgültig; immerhin aber bleibt es exorbitant, daß so viele Personen unserer Gesellschaft und ich zuerst zu Leuten gegangen sind, die man gerichtlich verfolgt hat. Und dahin, liebe Alix,

kann das Vergessen des Wohlanstandes und der Selbstachtung führen."

„Frau Herzogin," fragte Herr von Surville leise, „sind Sie begierig, die Frau von Georges Hubert zu sehen?"

„Gewiß . . . Wo ist sie denn?"

„Gerade zwischen dem Lithographen und der Blumenmacherin. Sehen Sie, in diesem Augenblick dreht sie den Kopf um: der Triumph von heute Abend muß sie sehr glücklich und stolz machen."

„Diese Frau Georges Hubert ist aber sehr hübsch," erwiederte die Herzogin lorgnirend; „ sie sieht wahrhaftig vortrefflich aus! Das ist unglaublich!"

„Sie ist mit einer geschmackvollen Einfachheit gekleidet," bemerkte die Gräfin Alix. „Doch wie steht sie in Verbindung mit dem Volke, von dem Sie sprachen, liebe Herzogin? . . . Da plaudert sie abermals mit diesen Leuten!"

„Sie müssen bedenken, liebe Alix, daß die Frau eines Schriftstellers nicht sehr schwierig bei der Wahl ihrer Bekanntschaften sein dürfte."

„Mir scheint jedoch, ich habe sagen hören, Herr Georges Hubert sei einst sehr gut in der Gesellschaft aufgenommen worden!"

„Allerdings. Leider ist er seit langer Zeit äußerst scheu und ungesellig geworden. Wir sehen ihn nicht mehr, und das ist Schade, denn, trotz seines Mangels an Geburt und mancher Starrheit im Charakter, war er zuweilen sehr liebenswürdig und immer ein vortrefflicher Gesellschafter."

„Vielleicht wird er nun, da er verheirathet ist, wieder in die Welt kommen."

„Ich befürchte im Gegentheil, daß er für uns verloren ist; da seine Frau nicht in unserer Gesellschaft empfangen werden kann, so werden wir ihn nicht mehr sehen."

„Gerade aber durch die Originalität, durch die Macht der Erfindung zeichnet sich Georges Hubert so sehr aus!“

„Mein Gott! meine Herren, wenn ich nicht befürchtete, es könnte scheinen, ich wolle meinen Sperrsitz zum Lehrstuhle eines Professors der dramatischen Kunst erheben, so würde ich Ihnen mit ein paar Worten sagen...“

„Wir bitten, mein Herr, sprechen Sie, sprechen Sie, wir hören Ihnen mit dem größten Vergnügen zu.“

„Ich möchte wohl den Namen dieses wackeren Mannes wissen,“ sagte Gilbert zu Louise; „er hat ein vortreffliches, edles Gesicht mit seinen langen weißen Haaren. Wenn wir ihn heute Abend zum Essen einladen würden?“

„Was denkst Du, Gilbert? ihn einladen, ohne ihn zu kennen! . . . Höre ihm doch zu!“

„Meine Herren,“ sprach der alte Stammgast zu seinen um ihn gruppirten Nachbarn, während Louise, Gilbert und Gilberte nicht eines von seinen Worten verloren, „meine Herren, Sie haben ohne Zweifel vor einiger Zeit in den Journalen die Nachricht gelesen: „„Unser berühmter Dichter, Herr Georges Hubert, hat so eben geheirathet und zwar die Witwe des General Poussard, eines der ruhmwürdigen Ueberreste u. s. w. u. s. w.““

„Der General Poussard, das war wohl der bekannte Duellant, der zehn bis zwölf Personen im Duell getödtet hat?“

„Ja, meine Herren, er selbst. Bemerken Sie nun Etwas, was Ihnen bald sehr contradictorisch scheinen wird: ich sprach vorhin von der Erbin, welche, Millionen reich, wie die Verleumdung sagte, und von unserem großen Dichter aus gemeiner Habgier entführt . . .“

„In der That, mein Herr, Sie erinnerten uns an diesen Umstand.“

„Diese reiche Erbin nun (die, beiläufig gesagt, kaum ein Vermögen von zweimalhunderttausend Franken besaß), ist keine Andere, als Madame Poussard, welche unser Dichter geheirathet hat . . ."

„Ah bah!"

„Das ist seltsam."

„Ich bitte, mein Herr, fahren Sie fort."

„Mein Notar ist zufällig auch der Notar von Madame Poussard. Ich habe nicht die Ehre, sie persönlich zu kennen, hörte aber so oft von ihr sprechen. Das wird Ihnen erklären, meine Herren, wie ich von einigen vertrauten Einzelheiten unterrichtet bin, von denen ich ohne Bedenken Gebrauch machen werde, da sie eben so ehrenvoll für Herrn Georges Hubert, als für die ausgezeichnete Frau sind, die er geheirathet."

„Liebe Louise, hören Sie diesen würdigen Mann?" sagte leise Gilberte zu ihrer Freundin. „Ich, ich bin wie Bibi, ich schwärme für diesen guten Greis."

„Ich beschwöre Sie, Gilberte," erwiederte die Gattin des Dichters erröthend, „nehmen Sie sich in Acht, daß Sie nicht die Aufmerksamkeit auf uns ziehen! Wenn ich erkannt würde, wie groß wäre meine Verlegenheit!"

„Ah! Louise, schmälen Sie nicht; ich werde vernünftig sein und nicht mehr schwatzen."

„Meine Herren," fuhr der alte Stammgast fort, „hören Sie, was Ihnen ohne Zweifel contradictorisch scheinen wird: wissen Sie, was, wenigstens nach meinem Dafürhalten, und ich täuschte mich nicht, wissen Sie, was die wirkliche Ursache vom Falle des Stückes war, von dem wir so eben sprachen?"

„Nein, mein Herr."

„Diese Niederlage rührte vom Einflusse der langen Verbindung von Herrn Georges Hubert mit der genannten Erbin her, eine allgemein bekannte Verbindung, von der ich also ohne Indiscretion reden kann."

„Und dennoch, meine Herren, kann nichts natürlicher sein.“

„Erklären Sie sich, mein Herr. Sie reizen ungemein unsere Neugierde.“

„Zur Zeit ihrer ersten Verbindung mit unserem großen Dichter, wollte ihn diese Dame, obgleich sie ihn wahnsinnig liebte, der unabhängigen Existenz zurückgeben, in der er bis dahin die Elemente seiner Triumphe geschöpft hatte; sie besaß den seltenen Muth, den General Poussard zu heirathen, für den sie keine Zuneigung fühlte: dieser war übrigens für sie nur ein Vater, und sie benahm sich gegen ihn bis zu seinem Tode wie die Würdigste der Töchter.“

„Die aufopfernde Ergebenheit für Georges Hubert ist heldenmüthig!“

„Erhaben!“

„Eine solche Frau verdient eben so viel Achtung, als Bewunderung!“

„Gewiß, meine Herren; denn diese Gefühle hege ich für Frau Georges Hubert, obschon ich, wie gesagt, nicht die Ehre habe, sie persönlich zu kennen.“

„Theure Louise,“ sagte leise Gilbert zu der Frau des Dichters, „wir sind nicht die Einzigen, die Sie lieben, bewundern.“

„Ah! meine Freunde,“ erwiederte seufzend Frau Georges Hubert, „es ist peinlich für die Schamhaftigkeit der Seele, die Acte unseres inneren Lebens, unsere geheimen Gedanken so der öffentlichen Neugierde preisgegeben zu sehen! Doch man muß sich darein fügen: die Strahlung des Genies setzt nothwendig die Ergebenheiten, die es einflößt, so dunkel sie sein mögen, ins Licht.“

„Mein Herr, erlauben sie,“ sprach Einer von der Gruppe des alten Stammgasts, „Folgendes scheint mir abermals contradictorisch zu sein: diese Dame hatte sich während ihrer ersten Verbindung mit unserem berühmten

Schriftsteller, eine Verbindung, die ich eine wahre Ehe nennen möchte, überzeugt, wie Sie sagen, die friedliche Existenz am häuslichen Herde fessele die Entwickelung des Genies von Georges Hubert; warum hat sie dann, als sie Witwe geworden, eingewilligt, ihn zu heirathen?

„Der Herr hat Recht, das hieß in das Leben eines Hanshammels zurückfallen, von dem die muthige Frau in ihrer aufopfernden Ergebenheit den Dichter hatte befreien wollen."

„Ich sagte Ihnen auch, meine Herren, es finde ein Widerspruch statt, er bestehe indessen nur auf der Oberfläche."

„Wie so?"

„Hören Sie: und vor Allem erfahren Sie, meine Herren, daß Herr Georges Hubert, schon vor der Witwenschaft von Madame Ponssard durch einen seltsamen Zufall von der heldenmüthigen Aufopferung dieser Dame unterrichtet, als ein Mann von Herz sie heirathen wollte, wenn sie frei wäre, denn er liebte sie mehr als je!"

„Ich glaube es wohl! es war Anbetung, was sie nach ihrem heldenmüthigen Opfer einflößen mußte."

„Ja, meine Herren, doch die junge Witwe weigerte sich, Georges Hubert zu heirathen."

„Sie weigerte sich?"

„Ah! das heißt die Liebe für das Opfer zu weit treiben!"

„Das heißt übertreiben!"

„Das ist fast lächerlich."

„So sind die Frauen! sie wissen weder im Guten, noch im Bösen eine richtige Mitte zu beobachten."

„Sie steigern Alles auf das Extreme."

„Sie brauchen vor Allem das Excentrische!"

„Von sich sprechen machen!"

„Die Bewunderung, was es auch kosten mag, erzwingen!"

„Erlauben Sie, meine Herren," entgegnete der alte Stammgast, „erlauben Sie, Sie sind, wie mir scheint,

streng in Ihrer Würdigung des Benehmens von Frau Georges Hubert. Ich bitte, antworten Sie mir auf die Frage: für was hatte sich bis dahin diese Dame geopfert?“

„Für den Ruhm unseres großen Schriftstellers.“

„Vortrefflich! Folgendes hat nun Herr Georges Hubert zu der Witwe gesagt, nachdem es ihm, nicht ohne lange Nachforschungen, gelungen war, den Ort zu entdecken, wo sie in der Zurückgezogenheit lebte: „„zur Zeit Ihrer Verheirathung, deren geheimen, muthigen Beweggrund ich nicht kannte, glaubte ich, Sie liebten mich nicht mehr; ich versuchte es, Sie zu vergessen, indem ich in neuen Arbeiten eine Zerstreuung für meinen Kummer suchte; bald aber von der wahren Triebfeder eines Benehmens unterrichtet, über das ich Anfangs entrüstet gewesen war, erfüllten die Liebe, das Beklagen, die Verzweiflung meine traurigen Tage und ließen keinen Platz mehr darin für das Studium, für die Begeisterung. Heute sind Sie frei; sagen Sie mir nicht, der Einfluß des häuslichen Lebens werde abermals nachtheilig für mein Talent sein. Nein! während der letzten Zeiten haben die Jahre meinen Charakter modificirt, beinahe verwandelt: mit der Reife des Alters sind mein Geschmack, meine Bedürfnisse anders geworden, als sie in meiner Jugend waren; mit einem Worte, wenn Sie mich heirathen, werde ich, ich fühle es, ein Meisterwerk schreiben. Verweigern Sie mir Ihre Hand, so zerbreche ich, ich schwöre es, meine Feder für immer. Ihr Opfer wird unnütz sein; es wird nur das Unglück von uns Beiden gemacht haben!““ Ich füge nur bei, meine Herren, daß die Drohung des Dichters nicht leer war; hätte er auch seine Arbeiten wieder aufnehmen wollen, er würde weder moralisch, noch physisch die Macht dazu besessen haben. Mein Notar, von dem ich alle die erwähnten Einzelheiten habe, und an den sich Georges Hubert oft wandte, um ihn inständig zu bitten, er möge ihm

den Widerstand der jungen Witwe besiegen helfen, hat mir damals gesagt, sein Anblick schmerze ihn. Es war nur noch der Schatten von ihm selbst; seine finstere, tiefe Verzweiflung war gräßlich."

„Armer Georges Hubert!"

„Allerdings zeigte sich Madame Poussard heldenmüthig wie eine wahre Spartanerin; doch mit diesem Heldenmuthe, mein Herr, kann man das Unglück der Leute machen!"

„Ja, die Frauen sagen aber: „„Ich habe etwas Außerordentliches, etwas sehr Starkes gethan!""

„Ich, an der Stelle von Georges Hubert, hätte Madame Poussard und ihren Stoicismus liegen lassen."

„Kurz, das häusliche Leben hat nicht wie früher einen nachtheiligen Einfluß auf das Talent von Georges Hubert gehabt; denn nie, um nach den vier ersten Acten zu urtheilen, hat sich sein Genie auf diese Höhe emporgeschwungen."

„Und hören Sie, warum, meine Herren," sprach der alte Stammgast: „„Verweigern Sie mir Ihre Hand, so zerbreche ich meine Feder für immer. Heirathen Sie mich, so schreibe ich ein Meisterwerk,"" hatte Georges Hubert gesagt. Nach langem Zögern gab die junge Witwe endlich nach."

„Das ist wahrlich ein Glück!"

„Es ist wohl der Mühe werth, sich so bitten zu lassen!"

„Ja, doch man hat das Vergnügen, zu seinen Füßen einen Mann von Genie flehend, trostlos zu sehen!"

„Oh! die Weiber! die Weiber! man muß sie immer mit gefalteten Händen beschwören, das zu bewilligen, was sie zu geben vor Verlangen brennen!"

„Es war offenbar für Madame Poussard eine herrliche Stellung, Georges Hubert zu heirathen, doch man mußte sich lange bitten lassen . . ."

„Meine Herren," sprach der alte Stammgast, „ich versichere Sie, Sie täuschen sich in Betreff der Motive der Entscheidung dieser Dame. Immerhin bleibt es gewiß, daß wir ihr ein Meisterwerk verdanken, denn Georges Hubert hat Wort gehalten: er hat Madame Poussard geheirathet und ein Meisterwerk geschrieben!.. Nur noch zwei Worte .. man fängt an wieder seinen Platz für den fünften Act zu nehmen: nein, die Ehe hat dem Genie unseres berühmten Schriftstellers nicht geschadet, sondern ihm im Gegentheil einen neuen herrlichen Aufschwung gegeben. Abermals ein Widerspruch! werden Sie vielleicht sagen, meine Herren, indem Sie an die Vergangenheit denken. Erlauben Sie mir jedoch: nicht wahr, es sind ungefähr vier Jahre, daß Georges Hubert die Niederlage erlitten hat, von der wir vorhin sprachen? Glauben Sie etwa, vier Jahre, besonders in der Epoche des Lebens, zu der Georges Hubert gelangt ist (er hat nun das vierzigste Jahr zurückgelegt), bringen keine tiefe Modification im Charakter, in den Gewohnheiten eines Menschen und im Ausdrucke seines Talentes hervor? So lange unser Dichter noch jung gewesen ist, war dieses abwechselnd nomadische, abenteuerliche Leben, das sich so wunderbar in seinen Werken reflectirt, gleichsam nothwendig für die Entwickelung seines Genies; doch es ist das reifere Alter gekommen, und mit ihm sind eine tiefere Sammlung der Gedanken, mehr bewältigte Aufstrebungen der Seele, eine festere Neigung für eine sitzende Lebensart gekommen: eine Verwandlung, die sich durch den männlichen, gemäßigten und mächtigen Charakter des Werkes von heute Abend übersetzt hat, — ein Werk, das einen ganz andern Anblick bietet, als die aus seiner Jugend. Diese gleichen meiner Ansicht nach üppigen, wechselreichen, waldigen, grünen, von Luft und Sonne glänzenden Landschaften: die schäumenden Sturzbäche, die schattigen Gehölze, die schroffen Berge, die weiten Horizonte entzücken unser Auge durch ihre großartige

Schönheit. Beim Anblick dieser reichen, abwechselnden, lebendigen Natur möchten wir gern umherschweifen unter diesen kühlen Schatten, lustwandeln an diesem Flusse, diesen Berg erklettern und dann den zweiten, und die andern, welche man dort am äußersten Horizont erblickt. Wir fühlen uns jung, glühend, bereit, eine endlose Wanderung durch so viele malerische Landschaften zu unternehmen. Doch das Werk von heute Abend, das erste vom reiferen Alter des Dichters und von seiner zweiten Manier (da die Reife des Alters tief bei den großen Meistern, und zwar zur Fortdauer ihres Ruhmes, den ersten Charakter ihres Talentes modificirt), das Werk von heute Abend erinnert mich an den Anblick eines herrlichen englischen Kupferstichs, den ich gestern in einem Laden des Boulevard bemerkt habe: meine Herren, stellen Sie sich den innern Hof von jenen, in Schottland noch so zahlreichen, gothischen Schlössern vor, welche dem Hofe eines Klosters ziemlich ähnlich; die sinkende Sonne warf ihre letzten Strahlen auf einen von Blumen umgebenen Brunnen, den Mittelpunkt dieses Hofes, an dessen Seiten schon in den Schatten getauchte gewölbte Gallerien hinliefen; durch einen ihrer Bögen erblickte man in der Ferne die Gipfel einiger Berge mit einfachen, strengen Linien, hinter denen die Sonne bald verschwinden sollte. Bei dem Brunnen sitzend, die Stirne auf seine Hand gestützt, ein Buch auf seinem Schooße, einen schönen Windhund zu seinen Füßen liegend, betrachtete ein Mann von reiferem Alter mit einer sanften Sammlung des Geistes seine Frau, welche ein Kind stillte. Der Anblick dieses Bildes versetzte mich in eine ernste und zugleich zarte Gemüthsbewegung; ich hätte meine Tage in diesem edlen Asyl beschließen mögen, wo Alles den Frieden, den Zauber, die heitere Größe des häuslichen Herdes athmete! Nun! meine Herren, diesen Eindruck macht das Drama von heute Abend auf mich. Kurz gesagt: die ersten Werke von Georges Hubert reflectirten die aben-

teuerliche Gluth und die anbetungswürdigen Verwegenheiten der Jugend: sein letztes Werk reflectirt die Ruhe, die Stärke und die Majestät des reiferen Alters... Doch der Vorhang geht auf, meine Herren; sehen wir, ob, wie man versichert, der fünfte Act auf der Höhe der vier ersten steht."

Nachdem er so gesprochen, nahm der alte Stammgast voll Eifer seinen Platz wieder ein, und seine Nachbarn ahmten ihm nach.

Ist es nöthig, zu sagen, mit welchem Interesse Gilbert und Gilberte auf das hier wiederholte Gespräch horchten? Louise aber fühlte sich, bei ihrer außerordentlichen Zartheit, grausam verletzt durch die indiscrete Oeffentlichkeit, die man den Acten ihres inneren Lebens gab, Acte so verschiedenartig und häufig so falsch ausgelegt durch diese Unbekannten, welche ganz in ihrer Nähe von ihr sprachen und, nachdem sie ihre Hingebung für den Dichter in den Himmel erhoben hatten, sie tadelten, sie anschuldigten, sie übertreibe in ihren Grundsätzen, sie ziele auf das Heldenthum ab, sie fordere den Preis verzweifelter Bitten von Georges Hubert für eine Heirath, welche zu schließen sie vor Begierde brenne. Doch in diese Wunden der Seele fügte sie sich. Es mußte so sein; sie wußte es; das war eine von den Bitterkeiten, welche unzertrennlich vom Ruhme des Dichters, den sie anbetete, und mit dem sich die öffentliche Neugierde auf das Lebhafteste beschäftigte; Alles, was ihn betraf, wurde, wenn man so sagen darf, außer das Gesetz der gewöhnlichen Discretion gestellt, durch seine Feinde oder durch seine bekannten und unbekannten Freunde. Die Letzteren, wie der alte Stammgast, konnten nicht der (für den Dichter so schmeichelhaften) Eitelkeit widerstehen, sich unterrichtet zu zeigen über die geringsten Einzelheiten der Existenz dieses berühmten Mannes, denn wie Louise zu Gilbert gesagt hatte: „Die Strahlung des Genies setzt immer die Ergebenheiten, die er

einflößt, so dunkel sie sein mögen, ins Licht." Louise besaß im höchsten Grade jene mißtrauische moralische Schamhaftigkeit, welche noch viel schmerzlicher empfindlich, als die physische Schamhaftigkeit. Man denke sich auch, was sie am Ende dieses Abends empfand, der doch Georges Hubert den glänzendsten Triumph eintrug!

Wir müßten das Bewunderungswörterbuch erschöpfen, um den durch den fünften Act des neuen Stückes hervorgebrachten Eindruck zu schildern; er machte die vorhergehenden Triumphe des Dichters erbleichen, und der Vorhang senkte sich unter einem Beifallsdonner und einem wüthenden den Verfasser verlangenden Geschrei.

Der Vorhang ging wieder auf; da ereignete sich aber ein sehr unvorhergesehener Vorfall, der von der Hast der Maschinisten herrührte. In dem Augenblicke, wo diese, ohne den Befehl des Regisseur abzuwarten, den Vorhang wieder zu den Friesen aufziehen zu lassen sich beeilten, erblickten die Zuschauer im Hintergrunde des Theaters Georges Hubert umgeben, bedrängt, aufgehoben von einer Gruppe von Schauspielern im Costume und auf der Bühne zugelassener Literaten, die ihn abwechselnd in die Arme schlossen, ohne in ihrem Enthusiasmus zu bemerken, daß sie sich im Angesichte des Publikums befanden.

Eine keuchende, durch den Paroxismus einer an den Fieberwahnwitz grenzenden Bewunderung gehemmte, Stimme erhob sich in diesem Moment mitten auf dem Parterre und rief:

„Georges Hubert! Donner und Teufel! Er soll erscheinen! Georges Hubert! Georges Hubert!"

„Minette, das ist der wüthende Marseiller!" sagte Gilbert zu seiner Frau. „Es scheint, dieser wackere Fanatiker unseres Freundes ist von seinem Nervenanfall genesen."

Es war in der That der würdige Marseiller. Sein

pathie, dieses Gefühl der Ehrfurcht gegen die Gefährtin des berühmten Schriftstellers nicht. Das war die stolze Herzogin, welche, im Zwischenacte sich mit ihrer jungen Freundin, der Gräfin Alix, unterhaltend, dieser mit einer aristokratischen Impertinenz ihre Unannehmlichkeiten in Beziehung auf das erzählte, was sie das Casino d'Orbeval nannte. In dem Augenblick, wo Louise an der Herzogin sich auf den Arm von Gilbert stützend vorüberging, hörte dieser die vornehme Dame mit einer hoffärtigen, spöttischen Miene, auf die an Frau Georges Hubert verschwendeten Zeichen der Ehrerbietung anspielend, zu ihrer Freundin sagen:

„Wahrhaftig, meine Liebe, ich frage mich, was man mehr beim Vorübergehen einer Prinzessin von Geblüt thun könnte! Alle diese Fuchsschwänzereien sind völlig lächerlich."

„Verzeihen Sie, Frau Herzogin," erwiederte Gilbert, indem er sie fest anschaute, „etwas völlig Lächerliches, denn es hatte keine Entschuldigung, waren die Fuchsschwänzereien von denjenigen, welche zur Zeit, um zu schwelgen, in unser Hotel kamen."

Purpurroth vor Aerger, wandte die Herzogin Gilbert ungestüm den Rücken zu, und dieser ging weiter durch die Gruppen mit Louise und Gilberte, welche wie eine Tolle über die Erwiederung ihres Mannes lachte.

Bald erreichten die drei Freunde, das Theater verlassend, den Platz des Palais-Royal und stiegen in einen Fiacre, der auf ihren Befehl sodann an der Ecke der Rue de Valois anhielt, wo Georges Hubert, welcher aus dem Theatre-Français durch den den Schauspielern speciell vorbehaltenen Ausgang weggehen würde, mit ihnen zusammentreffen sollte.

Der Wagen hatte kaum angehalten, als Gilbert den Schlag aufstieß und freudig ausrief:

„Hier kommt unser Freund Georges mit seinem Ruhme; der eine trägt den andern!"

Der Dichter sprang beinahe in demselben Augenblick in den Wagen; er ergriff und küßte die Hände seiner Frau, und seine ersten Worte waren:

„Ah! Louise, ah! meine Freunde! welch ein Abend! welche Qual! . . was habe ich gelitten!“

Und er warf sich auf den Vordersitz und blieb einen Augenblick stumm und wie gelähmt, während er den Schweiß abwischte, in dem sein bleiches, verstörtes Gesicht gebadet war. Endlich, nachdem er einige Augenblicke geschwiegen, sprach er mit schwacher Stimme:

„Ich bin vernichtet! . . das tödtet! . . das tödtet!“

„Georges!“ rief Gilbert immer mehr besorgt, „was ist Ihnen denn begegnet? Welches Unglück trübt Ihren unerhörten Triumph?“

„Ah! meine Freunde,“ erwiederte der Dichter mit einem Ausdrucke unbeschreiblicher Bangigkeit, „ich hatte zu Louise gesagt: Sei meine Frau, und ich werde ein Meisterwerk schreiben.“

„Ja,“ sprach Louise voll Trunkenheit, „und dieses Meisterwerk ist durch einstimmigen Zuruf begrüßt worden, mein glorreicher Georges.“

„Und wenn man es ausgezischt hätte, dieses Meisterwerk!“ murmelte der Dichter mit einer Stimme, in der noch das Echo seiner vergangenen Bangigkeiten bebte. Man hätte glauben sollen, er schaudere bei der Erinnerung an eine Todesgefahr, der er kaum entgangen.

Die Worte: „Und wenn man es ausgezischt hätte, dieses Meisterwerk!“ faßten die furchtbaren Beklemmungen, die moralischen Qualen zusammen, denen Georges Hubert während dieser Vorstellung bis zu dem Augenblick, wo ihr Erfolg gesichert sein mußte, preisgegeben gewesen war.

„Oh! der Ruhm!“ dachten Gilbert und Gilberte. „Nach einer Huldigung ohne Gleichen in den Jahrbüchern des Theaters kommt dieser große Dichter zu einer angebeteten Gattin, zu ergebenen Freunden zurück. Ach!

dringlichen grünen Vorhang. Im Sommer ließ sich nichts Schattigeres, Kühleres, Duftenderes als dieser ländliche Salon finden. Die Thüre, die er beschirmte, führte in ein kleines Vorzimmer, auf dessen linker Seite ein Speisezimmer und eine Küche waren; diese stand durch eine Treppe mit der von Frau Badureau bewohnten Mansardenstube in Verbindung. Ein Speisetisch, ein Schrank zu Aufbewahrung des Tischgeräthes, eine Etagère und Stühle von sehr glänzendem Nußbaumholz, Vorhänge von blau und weiß gestreiftem Trilch, mit einer rothen wollenen Borte eingefaßt, ein Fayence-Ofen in seiner Nische glänzend wie Porzellan, so war die Ausstattung dieses Zimmers, dessen Boden unter einer Rohrgeflechte nachahmenden Wachsleinwand verschwand, ein durchaus nicht theurer und leicht sehr sauber zu erhaltender Gegenstand. Eine dem Trilch eines Zeltes gleichende Papiertapete, ähnlich dem Stoffe der Vorhänge, sowie die Thüren und das Holz der Fenster, bemalt mit der Farbe des natürlichen Nußbaumholzes, harmonirten mit dem Ameublement. Es kam endlich die Küche, das Gebiet von Frau Badureau. Unter ihren thätigen Händen funkelte das Kupfer der Casserollen wie polirtes Gold und das Weißblech der Kaffeekannen und der andern Geräthschaften spiegelte wie Silber. Das Porzellan und das Glaswerk, sehr einfach und um einen geringen Preis gekauft, aber mit Geschmack ausgewählt, füllten einen Schrank von weißem Holze, und ihre glänzende Reinlichkeit, die Kunst ihrer Aufstellung auf jedem Brette gaben diesen Dingen den Anschein der Auslage eines Kaufmanns.

Rechts von der kleinen Hausflur fanden sich die Werkstätte und das Schlafzimmer. Durch zwei auf den Garten gehende Fenster erleuchtet, schien die Werkstätte zugleich ein Arbeitszimmer, ein Salon und ein Museum zu sein. Die grüne Papiertapete war beinahe gänzlich verborgen unter einer großen Anzahl Rahmen von weißem, ge-firnißtem, das Citronenholz zum Täuschen nachahmen-

dem Holze; diese Rahmen enthielten unter ihren Gläsern die besten Lithographien von Gilbert und eine Auswahl vortrefflicher alter Kupferstiche, die er mit geringen Kosten bei ambulanten Auslagen auf seinen Sonntagsspaziergängen mit seiner Frau gekauft hatte. In einer der Ecken der Werkstätte erhob sich auf ihrem breiten Sockel ein Gypsabguß des unnachahmlichen Meisterwerks der griechischen Kunst: Venus von Milo; in einer andern Ecke und ein Gegenstück hiezu bildend, sah man einen Abguß des kleinen Flötenspielers, auch ein wunderbares Meisterwerk, das Phidias zugeschrieben wird. Diese zwei Statuen boten dem entzückten Auge, obgleich sie nur vierzig Franken gekostet, denselben Anblick wie die Originalien mit ihrem unschätzbaren Werthe. Auf einer Etagère von gefirnißtem Eichenholze, welche an die Wand im Hintergrunde der Werkstätte angelehnt stand, erblickte man eine Sammlung von Statuetten und Abformungen von Medaillen, von Schaalen aus der Renaissance oder antiken Kameen von der größten Schönheit; Alles in Gyps- oder Schwefelabguß kostete höchstens hundert und fünfzig Franken; doch abgesehen von der Materie, hatte diese Sammlung durchaus denselben künstlerischen Werth wie die Originalien, nach denen man diese Gegenstände geformt hatte, und deren Preis eine Million überstiegen haben würde.

Ueber dieser Etagère zog eine Panoplia die Blicke auf sich. Sie bestand aus einem prächtigen Helme aus dem Mittelalter, einem ungeheuren Schilde und zwei Streitkolben: diese Waffen, Wunder der florentinischen Kunst (der Schild stellte den Kampf der Lapithen und der Centauren in erhabener Arbeit vor), waren von Steinpappe, überzogen mit einer leichten Lage von Bleierz, und hatten ganz den Anschein von ciselirtem Eisen. Ihr Kaufswerth belief sich nicht auf zwei Louis d'or, und die Originalien, von denen sie sich in keiner Hinsicht durch die kostbare Vollendung der Arbeit unterschieden,

von unfreundlichem Ansehen und garstiger Form zu kaufen, hatten sich Gilbert und Gilberte gegen eine mäßige Summe eine Commode, eine Chiffonnière und einen Secretaire aus der Zeit von Ludwig XV. von eingelegter Arbeit in exotischem, rosenfarbig und grünem Holze gekauft. Der Frisirtisch von Gilberte bestand aus einem Tische von weißem Holze mit gerundeten Ecken, bedeckt mit einem Kattunstoffe und überragt von einem eiförmigen Spiegel, den lange weiße Ueberhänge von Mousseline umgaben. Der Toilette gegenüber stand ein Canapé, und Gilberte hatte in ihren Abenden für dieses Allerheiligste vier hübsche Stühle mit weißem Grunde, bestreut mit Rosensträußen, welche von kleinen Bändern zusammengehalten wurden, sorgfältig gearbeitet. Der Boden verschwand unter einem Teppiche dem der Werkstätte ähnlich. Auf dem Kamin endlich, über welchem ein Spiegel angebracht war, sah man eine Pendeluhr mit Figuren und zwei kleine Candelaber bildende Gruppen, das Ganze von mattweißem Sèvres-Porzellan, ein in unsern Tagen sehr verachteter Zierath, ohne Zweifel wegen seines niedrigen Preises, obgleich man die Modelle davon beinahe alle dem reizenden Talente von Houdon, einem der ausgezeichnetsten Bildhauer des vorigen Jahrhunderts, verdankt.

Der ungefähr hundert Quadratklafter große Garten war, in einer von seinen Ecken mit einer rautenförmigen Gruppe von Acacien und Linden bepflanzt, dem Vergnügen geweiht. An den Zugängen eines kleinen Rasens, der sich vor der ländlichen Rotunde erstreckte, sah man einige Körbe von Rosensträuchen und ausdauernden Pflanzen, mit Liebe gepflegt von den zwei jungen Leuten. Die Erfahrung benützend, die sie während ihres prunkvollen Aufenthaltes im Hotel d'Orbeval erlangt hatten, da sie ihre Gärtner bei der Arbeit sahen, hatten sie einen Winkel des Bodens besonders zum Einsäen vorbehalten; später stachen sie dann die Pflanzen heraus

und versetzten sie in Blumentöpfen halb blühend in die Körbe des Rasens, welche so immer mit frischen neuen Gewächsen geschmückt waren, wie die Jardinièren, mit denen man die Zimmer verziert.

Der Tag von Gilbert und Gilberte wurde unabänderlich also verwendet: Im Winter standen sie beinahe mit der Dämmerung auf; die junge Frau brachte das Schlafzimmer in Ordnung, stäubte die Meubles aus, kehrte den Teppich. Diese ängstliche Sorge für eine tadellose Reinlichkeit wollte sie Niemand anvertrauen. Gilbert seinerseits war ebenso für die Ordnung und Reinlichkeit in der Werkstätte bemüht, während sich Frau Badureau mit dem Vorzimmer, dem Speisezimmer und der Küche beschäftigte. Um neun Uhr frühstückte man. Frau Badureau servirte, setzte sich aber auch mit den zwei jungen Eheleuten zu Tische, ein patriarchalischer Gebrauch, der sich in vielen kleinen Wirthschaften erhalten hat und das Verhältniß von Herr und Diener sehr vertraulich und süß macht. Nach dem Frühstück begab sich Gilbert zu seinem Arbeitstische, Gilberte zu dem ihrigen. Um Mittag ergingen sich Beide im Garten, um ihre durch eine lange Anstrengung ermüdeten Augen ausruhen zu lassen; und nach einer halben Stunde der Erholung setzten sie ihr Geschäft bis zum Einbruch der im Winter so frühe herabsinkenden Nacht fort. Dann, was auch die Ungunst der Jahreszeit sein mochte, denn sie fanden sogar einen gewissen Reiz darin, dem Regen und dem Schnee zu trotzen, um bei ihrer Rückkehr die milde Behaglichkeit des Herdes zu genießen, dann verließen sie ihr Haus, erreichten die breiten, glänzend erleuchteten Trottoirs, die sich an der Seine, auf der Seite der Jena-Brücke hinziehen, spazierten bis um sechs Uhr umher, kamen in ihre Wohnung zurück und machten ihre Toilette für das Mittagessen. Jedes zog seine feuchten oder nassen Kleider aus, um einen bequemen, sehr ein-

fachen Schlafrock, jedoch von zierlichem Schnitte, anzuziehen; Gilberte ordnete noch einmal ihre Haare, setzte eine hübsche Haube auf und bekleidete ihre Füße mit niedlichen Pantoffeln; Gilbert gab sich auch ein gefälliges Aeußeres, und man speiste mäßig, aber heiter bei der lauen Wärme des Ofens zu Mittag, wonach man in die Werkstätte zurückkehrte. Ein gutes Feuer flammte im Kamine; sorgfältig geschlossen hielten die Fenster und die Vorhänge den außen wehenden Nordost ab; eine Lampe verbreitete ihre muntere Helle auf den Statuen, den Kupferstichen, den Büchern der Bibliothek, Gegenständen der Kunst und der Literatur, von denen unsere zwei jungen Leute die reinen und edlen Genüsse ihres Abends, unerschöpfliche und immer neue Genüsse forderten! Bald bewunderten sie unter verschiedenartiger Beleuchtung Stunden lang die einen und die andern von ihren kleinen Kunstschätzen, bald widmeten sie sich dem Lesen älterer und neuerer Schriftsteller. Die zwei jungen Leute hegten eine besondere Vorliebe für la Fontaine und für Molière, diese zwei unsterblichen Genies von einer so einfachen Größe, von einer so naiven Tiefe und zugleich so bewunderungswürdig menschlich, daß sie für alle Intelligenzen zugänglich sind! Gilbert und Gilberte lasen als ächte Feinschmecker an einem Abend immer nur eine Fabel oder nur eine Komödie; doch mit welch einer klugen, geschickten Sinnlichkeit, wenn man so sagen darf, verkosteten sie, genoßen sie das Werk ihres Schriftstellers! Gilberte zeichnete sich im Lesen der Fabeln von treuherzigem, zartem und rührendem Charakter aus, Gilbert im Lesen der Lustspiele von Molière, die oft bis zu Thränen Frau Badureau lachen machten, denn wenn diese ihren Dienst beendigt hatte, gesellte sie sich den zwei jungen Leuten bei und beschäftigte sich mit dem Ausbessern der Wäsche des Hauses, wobei sie von Gilberte unterstützt wurde, wenn diese nicht, während sie auf die Vorlesung ihres Mannes hörte, von einer Stickerei oder

einem dringenden Auftrage in Anspruch genommen war. Dann kamen Plaudereien über die vergangene Zeit, eine unerschöpfliche Quelle von anziehenden und wechselreichen Erinnerungen. Das waren abermals lange Gespräche, in denen, wie man sich denken kann, zahllose Schlösser in den andern Welten aufgebaut wurden, denn obgleich Gilbert und Gilberte keine Eile mehr hatten, diese Welt zu verlassen, so blieb doch ihr glühendes Verlangen in Betreff jener wunderbaren Sphären, wo man nach ihrem Glauben wiederaufleben soll, selbst zu schauen und zu wissen, immer ungestillt, so daß sie, ohne gerade den Tod zu wünschen, ihn heiter und mit einem Gefühle unbeschreiblicher Neugierde hätten kommen sehen.

Am Sonntag reisten sie, wie sie sagten, nach ihrem lieben Paris ab, besuchten die verschiedenen Museen gefüllt mit Schätzen, die den Parisern beinahe unbekannt sind, und speisten dann in einem der Wirthshäuser zu Mittag, welche ausschließlich von den kleinen Rentiers besucht werden, und wo man um geringe Kosten vortrefflich ißt; sie beendigten ihren Abend im Theater; der Omnibus führte sie bis zur Barrière, und von da wanderten sie muthig nach ihrer Wohnung. Einmal in der Woche überließen sie Frau Badureau die unumschränkte Verfügung über ihren Tag und Abend, damit sie sich erholen und ihre Freundinnen besuchen könnte. Durch ihren früheren Beruf als Portière sehr an eine sitzende Lebensart gewöhnt, benützte diese würdige Frau selten ihren Ferientag, wenn sie ihn aber benützte, so war dies ein kleines Fest für die jungen Leute. Gilberte besorgte an diesem Tage das Essen; Gilbert half ihr bei ihren culinarischen Functionen, und Gott weiß, wie viel hiebei gelacht und getollt wurde.

Kam die schöne Jahreszeit, so brachte der Anbau des Gärtchens Abwechselung in die Vergnügungen der jungen Eheleute. Sie standen um fünf Uhr auf, und nachdem

Gilbert so eines Tages in absoluter Verbindung des Geistes, der Eindrücke mit ihm, Georges Hubert, befunden? Genöthigt, sich in die Evidenz der Thatsache zu fügen, erschöpfte auch der Dichter vergebens seinen Geist in der Aufsuchung der unbegreiflichen Ursache dieser Thatsache, denn seine Vernunft weigerte sich als möglich die übernatürliche Vermittelung der Korrigan anzunehmen.

Die seltsame Anziehungskraft, welche die zwei jungen Eheleute auf den Dichter und seine Lebensgefährtin übten, verband sich noch mit einem ganz besondern Reize. Gilbert und Gilberte waren nicht ungestraft in das Leben des Marquis und der Marquise von Montlaur, so wie in das von Georges Hubert und Louise eingetreten; so kurz sie diese verschiedenen Personen gewesen, so hatten sie doch etwas von ihnen in ihrer Sprache, in ihrer Gewohnheiten, in ihrer Art, zu sein, zu sehen und zu fühlen, bewahrt.

Abgesehen von dem, was völlig Unbegreifliches in gewissen Theilen ihres Daseins lag, machten eine Mischung von Erfahrung und von Unschuld, von Erhabenheit und Niedrigkeit der Sprache, ihre Heiterkeit, ihre unstörbar gute Laune, ihre rührende Liebe, ihr außerordentlicher Kunstverstand, ihr arbeitsames Leben, das sie mit so edlen Erholungen versüßten, die vollkommene Eleganz ihres bescheidenen Wohlstandes den Umgang mit ihnen Georges Hubert und Louise äußerst angenehm, und es vergingen wenig Tage, ohne daß die zwei Paare, welche in sehr geringer Entfernung von einander wohnten, sich besuchten... Es war nun an diesem Tage zwischen ihnen verabredet worden, daß nach der Vorstellung des neuen Drama Georges Hubert und seine Frau bei unsern jungen Leuten Abendbrod nehmen sollten.

Dieses Abendbrod wurde, wie man sich denken kann, für Frau Badureau eine wichtige Angelegenheit. obgleich es nur aus wenigen und einfachen Gerichten bestand.

Die Ankunft der Gäste erwartend, warf Frau Ba-

bureau einen Blick auf den gedeckten Tisch, der im Sommerspeisezimmer stand, denn der Abend war milde und heiter.

Eine Lampe von Bronze erleuchtete innerlich diese Rotunde, und nach einem von Gilberte angenommenen reizenden Gebrauche verbargen einige biegsame Zweige von Epheu und blühenden Waldreben, die sich um die Hängeketten der Lampe geschlungen hatten und stellenweise niederfielen, halb ihre mattgeschliffene gläserne Kugel. Das Licht gab einen beinahe metallischen Glanz dem Grün der Pflanzen, die sich an das Gitterwerk angehängt oder um die ländlichen Pfeiler der Thüre gerollt hatten. Blüthen von Rosenstöcken, Jasmin und Geisblatt schaukelten sich, wie eben so viele lustige Sträuße, bewegt von einem leichten Nachtwind und verbreiteten ihre süßen Wohlgerüche in dem Sommerspeisezimmer. In der Mitte von diesem stand, wie gesagt, der Tisch bedeckt mit einem Baumwollendamasttuche von blendender Weiße und servirt um geringe Kosten mit einem Geschmack und einer Eleganz, daß man über dem einfachen, aber funkelnden Silberzeug, über der zierlichen Form des Porzellans, das zum beständigen Wechseln, wie die glänzenden Bestecke, in mehr als genügendem Vorrath aufgestellt war, die üppigen Genüsse eines prachtvollen Aufwands vergaß. Ein Binsenkörbchen nahm den Mittelpunkt des Tisches ein und enthielt Blumen aus dem Garten, welche Gilberte mit Kunst gruppirt und mit Weinblättern und Epheuzweigen vermengt hatte. Gehen wir indessen nicht in weitere Einzelheiten über die Tafel, ihre Bestellung und Umgebung ein. Bemerken wir nur noch, daß Alles in seiner Einfachheit, in seiner geschmackvollen Anordnung, in der Auswahl des Geschirrs und der Geräthschaften davon zeugte, welchen Grad von elegantem Comfort man erreichen kann, ohne die Gränze eines bescheidenen Wohlstandes zu überschreiten.

Während der Kapaun briet, warf Frau Badureau einen letzten Blick auf die Tafel, um sich zu versichern, daß nichts bei dem Service fehlte. Die würdige Frau hatte keinen außerodentlich entwickelten poetischen Sinn; dennoch erging sie sich in folgendem Selbstgespräch:

„Ist das hübsch! ist das heiter! ist das frisch! ist das angenehm für das Auge! Dieser kleine Tisch mit seinem Blumenkörbchen in der Mitte, seinem schneeweißen Tuche, seinem Silberzeug, seinen Gläsern, seinen Flaschen, welche glänzen, um sich darin zu spiegeln! Und dieses so reinliche Gedecke in dem duftenden Zimmerchen bei der schönen Sommernacht mit dem Monde, der dort hinter den Höhen von Meudon aufgeht. Nein: mein junger Herr und seine junge Frau, als sie Millionen und Milliarden, und Hotels und Bedienten, und den ganzen Troß hatten, nein, mein junger Herr konnte keinen zierlicher bestellten Tisch haben! kein besseres gedämpftes Ochsenfleisch! keinen besseren Kapaun! keinen besseren Salat! keine bessere Crême! keine besseren Pfirsiche, und besonders keine bessere Gesellschaft, da heute zum Abendbrod hierher der große, der berühmte Georges Hubert kommt, der mir trotz meines Alters und meines Geschlechts einst Lust gemacht hat, ihm nachzulaufen. Doch ich höre einen Wagen. Sie sind es ... Oeffnen wir ihnen schnell! Sie kommen zu rechter Zeit, denn mein verdammter Kapaun ist gar gekocht.“

* * *

Frau Badureau öffnete eiligst ihren Gebietern eine kleine Gitterthüre.

Bald traten die zwei Paare in den Garten ein.

„Guten Abend, meine gute Frau Badureau,“ sagte heiter der Dichter. „Zanken Sie Gilbert nicht, denn wenn wir im Verzuge sind, so ist es meine Schuld.“

„Herr Georges Hubert, und das Stück heute Abend?“ fragte Frau Badureau mit Bangigkeit; „ist es geglückt? das Publikum ist zuweilen so schändlich!“

„Ein berauschender Triumph, Frau Badureau!“ erwiederte Gilbert. „Unser Freund Georges mußte auf der Bühne erscheinen. Nie habe ich eine solche Begeisterung gesehen.“

„Herr Georges Hubert!“ rief die Exportière im Ergusse ihrer Bewunderung, einen der größten Reize ihres Geschlechtes, die schamhafte Zurückhaltnng, vergessend, „oh! ich muß Sie umarmen; seit Jahren sterbe ich vor Verlangen, dies einmal zu thun.“

„Von Herzen gern, Frau Badureau,“ versetzte der Dichter, der sich auf das Allerfreundlichste dieser Umarmung hingab. „Nie werde ich eine redlichere und vortrefflichere Frau umarmt haben!“

„Ich habe den berühmten Georges Hubert umarmt! ich bete meine zwei jungen Leute an! sie haben gemacht, daß ich das Unglück vergessen, welches mir widerfahren ist! Es gibt auf Erden kein glücklicheres Geschöpf, als ich bin!“ rief die würdige Frau mit Rührung und einer grotesken Exaltation, welche jedoch aus einem so aufrichtigen Gefühle hervorging, daß ihr die Thränen in die Augen traten; dann aber schämte sie sich dieser Schwäche, raffte sich rasch zusammen und rief: „Und ich vergesse meinen Kapaun! Er ist im Stande, zu verbrennen, um mir einen Streich zu spielen, dieser Schuft! Junge Leute, ich will nun das gedämpfte Ochsenfleisch auftragen. Sie werden immerhin hiemit anfangen.“

Georges und Louise, Gilbert und Gilberte folgten der mit Sand bestreuten kleinen Allee und näherten sich der Rotunde.

„Ah! meine Freunde,“ sagte der Dichter, „welch eine reizende Idee habt Ihr gehabt, daß Ihr uns unter dieser grünen Laube speisen laßt! . . . Das ist zum Entzücken . . . Dieser so zierlich gedeckte Tisch, diese St

diese balsamisch duftenden Blumen, diese herrliche Nacht, dieser frische Garten, den der Mond zu bescheinen anfängt . . . ich wiederhole, das ist zum Entzücken!"

„Ich weiß nicht, ob zu dieser Stunde viele Personen zu Nacht speisen," sagte Louise, „doch ich fordere den tollsten Reichthum heraus, mit diesem wahrhaft bezaubernden Gemälde, das wir vor Augen haben, zu rivalisiren."

„Ei! mein Gott, Frau Louise," erwiederte Gilbert, „dies faßt sich hierin zusammen: Das haben, was alle Welt haben könnte, und was Niemand in unserer bescheidenen Lage zu haben weiß."

„Mein lieber Gilbert, das ist so, weil nicht Jedermann Ihre Erfahrenheit hat und haben kann; diese These werden wir philosophirend nach dem Abendbrod entwickeln."

„Ah! schön, Georges, wir werden philosophiren! Es ist morgen Sonntag, Minette und ich können erst bei Tag zu Bette gehen und spät aufstehen."

„Zu Tische, meine liebe Louise," sprach Gilberte, indem sie mit einer sanften Vertraulichkeit die Lebensgefährtin des Dichters beim Arme nahm. „Ich fühle mich sehr in der Stimmung, Ihnen das Beispiel zu geben und unserem kleinen Abendbrod alle Ehre anzuthun."

„Zu Tische," wiederholten Gilbert und Gilberte, „zu Tische!"

Die beiden Paare setzten sich an die kleine Tafel und speisten köstlich unter dem grünen Blätterwerk und den Blumen in dieser so lauen, so heiteren, so von Wohlgerüchen erfüllten Nacht, welche noch verschönert wurde durch die strahlende Klarheit des Mondes, der bald aufging.

Nach dem Abendbrode philosophirten also, wie der Dichter gesagt hatte, die beiden Freundespaare, während sie die Schönheit der Nacht genoßen, unter der ländlichen Rotunde versammelt; doch dieses Philosophiren wurde [illegible]t durch einen seltsamen Vorfall. Das Gespräch

dauerte noch fort und die Sterne fingen schon an im Osten zu erbleichen; ein rosiger, beinahe unmerkbarer Schimmer verkündigte die Rückkehr des am Ende des Monat Juni so rasch und frühe eintretenden Morgens.

„Ja," sprach Georges Hubert, „dieser Glaube der Gallier, unserer Voreltern, an die Fortdauer des Lebens . . . mit Leib und Seele war ein erhabener Glaube! Er befreite den Menschen von der Furcht vor dem körperlichen Tode, ein unseliger Hintergedanke, der die edelsten Gefühle und Empfindungen vergiftet. Wir lieben einen Vater, eine Mutter, eine Schwester, eine Gattin... eine zärtliche Zuneigung verbindet uns mit einem Freunde, doch am Horizont unseres kurzen Lebens erhebt sich immer das unbarmherzige Gespenst des Todes, der in einem gegebenen Augenblick in Trauer, in Verzweiflung diese anbetungswürdigen Genüsse des Herzens verwandelt! Allerdings versprechen uns gewisse Theogonien die Wiedergeburt der Seelen; doch der Leib, der so innig mit der Seele verbunden ist, daß er auf sie reagirt, wie sie auf ihn reagirt, der Leib sollte, einer ewigen Zerstörung anheimgegeben, nicht wiedergeboren werden? Irrthum! dachten unsere Väter; der Mensch ist nicht nur Geist, er ist auch Materie. Der Geist ist unsterblich, der Leib muß es auch sein."

„„Plunder, wenn man will!"" hat unser Molière gesagt," fügte Gilbert bei, „und er hatte ganz Recht! denn mit welchem Undank behandelt man diesen angeblichen Plunder, diese angebliche Hülle, der die griechische Kunst die Eingebung ihrer göttlichsten Werke zu verdanken gehabt hat! Ja, wenn unsere Seele den Leib verläßt, um nach dem Glauben der Gallier einen neuen zu beleben, so scheint man diesem Plunder, dieser Puppe von einer unserer endlosen Verwandlungen zu sagen: „„Gehe und verwese auf immer in der Erde, gehe, Abscheuliche, du bist nur ein Nichts, du bist nur Unrath, gut für das Beinhaus und um die Erde zu düng-

Endlich ist die Seele für die Ewigkeit von dir befreit, Verfluchte.““

„In der That, was besonders zu der beklagenswerthen Angst vor dem Tode beiträgt, ist das Leichengepränge, mit dem man die Hingeschiedenen umgibt, es sind die Todtenklagen, die schwarzen Draperien,“ sprach Louise. „Die Seele ist aber, wie Georges sagt, so enge mit dem Leibe verbunden, mit ihm vermischt, daß der Gedanke der ewigen Zerstörung unserer fleischlichen Hülle selbst auf die festesten Geister einen erschütternden Eindruck hervorbringen muß.“

„Unsere Väter,“ sprach der Dichter, „unsere Väter, die Gallier, machten aus dem Ende unseres Lebens das lachendste Bild. Erinnerst Du Dich, Louise, jenes reizenden Gemäldes, das Jean Reynaud nach einem druidischen Gesange geschaffen hat? Es sind Barken voll von Kindern, Mädchen, Frauen, jungen oder alten Männern in glänzenden Gewändern und mit Blumen bekränzt. Alle verlassen strahlend von Heiterkeit und Neugierde, schwimmend in dem Raume, wo die Sterne gravitiren, eine Welt, um in eine andere einzutreten. Welch ein reizendes Bild von dem, was man den Tod nennt!“

„Und dann,“ versetzte Gilberte, „ich habe mit Bibi gelesen, daß die Alten die Todten verbrannten. Das ist gut! das gefällt mir! Ein schöner Scheiterhaufen, eine glänzende Flamme, die zum Himmel auflodert, und hernach ein wenig weiße Asche! Doch diese abscheulichen Leichenträger! dieser Sarg! dieses schwarze Loch! diese feuchte Erde! pfui! pfui! Ah! wie häßlich ist das! dies allein würde genügen, um einen Ekel gegen das Sterben beizubringen.“

„Abgesehen davon, daß die Todten am Ende die Lebendigen nöthigen werden, auszuziehen,“ fügte Gilbert bei. „Die Gräberstädte dehnen ihre Ringmauern jeden Tag auf Kosten der Häuserstädte aus. Obgleich man es schwerem Gelde bezahlt, verkauft man doch nicht

mehr Boden auf ewige Zeit. Um den Preis der eiskalten Wohnung eines Verstorbenen könnte man hundert Lebenden vortreffliches Quartier geben. Ich begreife auch nicht, warum man nicht, wie Minette sagt, die Todten verbrennt."

„Sie haben, bei meiner Treue, Recht, mein lieber Gilbert," sagte Georges, „diese Zerstörung durch das Feuer hat wenigstens etwas Edles für die Hülle, die wir verlassen. Sie löst sich so in den Flammen auf und steigt in glänzenden Atomen zum Himmel empor; ihre unterirdische Auflösung erscheint mir im Gegentheil demüthigend für das Geschöpf, das Gott, wie man sagt, nach seinem Bilde gemacht hat. Die Edelleute forderten die Ehre, durch das Schwert getödtet zu werden, indem sie den Galgen als eine Schande betrachteten. Ich, ich würde sagen: verbrennt meinen Leib, aber beerdigt ihn nicht."

„Wissen Sie auch, Georges, was ich bewunderungswürdig an dem Glauben finde, den uns die Korrigan gegeben hat?" sprach Gilbert; „das ist der Gedanke, der besonders uns arbeitsamen Leuten, den erklärten Feinden des Müssiggangs, theuer, „„der Mensch werde unabläßig wiedergeboren, um bis ins Unendliche die nützliche Thätigkeit seines moralischen und materiellen Lebens fortzusetzen;"" ich sage nützlich, weil Gott den Menschen nur zu Endzwecken des Nutzens hat schaffen können."

„Nichts kann wahrer sein," erwiederte der Dichter; „der Aufschwung der sichtbaren und unsichtbaren Menschheit ist unendlich. In dieser Welt, wie außer derselben, bessert sich, erhebt sich die Menschheit nur durch stufenweise, unabläßige Umwandlungen. Ei! mein Gott, meine Freunde, ich sehe ein Beispiel von diesem göttlichen Gesetze in der Geschichte von Euch Beiden. Ja! Ihr seid ein lebendiger Beweis von dem, was man durch stufenweise Verwandlungen gewinnen kann: Ihr waret gut.

und Ihr seid noch besser geworden während Eurer Wanderungen durch andere Lebenslagen als Eure ursprünglichen. Nachdem Ihr lange Zeit Lithograph und Blumenmacherin gewesen, waret Ihr, wie Ihr sagt, ich, Georges Hubert, und Louise (und wahrhaftig, Ihr habt zu Unterstützung Eurer Angabe so geheime Einzelnheiten über meine Frau und mich angeführt, daß sie ganz unerklärlich sind, schreibt man sie nicht der mysteriösen Macht eines noch unbekannten Agenten zu, der vielleicht einige Analogie mit dem heute noch in seiner Wiege befindlichen Magnetismus hat); immerhin ist es sicher, daß Ihr nach Eurer Ansicht nach und nach vornehmer Herr und große Dame, Dichter von einigem Ruf und stoische Frau gewesen seid. Eine unleugbare Thatsache ist es, daß Ihr Millionäre und dann arm und in die äußerste Noth versetzt gewesen seid. Nun wohl! glaubt Ihr, wenn Ihr Lithograph und Blumenmacherin geblieben wäret, Ihr hättet sie erlangt, diese tiefe und seltene Kenntniß der Menschen und Dinge, diese Verachtung der vom gemeinen Haufen so sehr beneideten Eitelkeit, dieses Bewußtsein der von dem, was man den Ruhm nennt, unzertrennlichen Qualen und Täuschungen, diese aufrichtige Geringschätzung der Reichthümer, diesen edlen Widerwillen gegen die Schändlichkeiten, welche auf eine beinahe verhängnißvolle Weise der Reichthum nach sich schleppt, dieses Bedürfniß nach den reinen Genüssen des Geistes und, dem zu Folge, diese unglaubliche geistige Entwickelung, die Euch zu dieser Stunde erlaubt, zu philosophiren, die höchsten Fragen anzugreifen, welche dem Menschen zu erörtern, wenn nicht zu lösen gegeben sind, während Euch der Zufall der Wohlthaten des Unterrichts beraubt hatte? Glaubt Ihr endlich, Ihr hättet diese Weisheit erlangt, welche aus der Erfahrung hervorgeht, und das Glück, das aus der Weisheit hervorgeht? Ja, Ihr seid Beide weise, tief weise gewesen, denn um Eure ...che zu sprechen und eine Unmöglichkeit annehmend:

wäret Ihr Beide im Leben von Louise und mir geblieben, so würdet Ihr allerdings so glücklich sein, als wir sind; doch dieses Glück, statt, wie das Eurige, von einer unbegrenzten Seelenruhe erfüllt zu sein, wäre gerade durch die Natur der Dinge harten Schlägen ausgesetzt . . . Sie sind, wie Sie sagen, ich selbst gewesen, mein lieber Gilbert, Sie haben mir wenigstens mit einer unfaßlichen Treue meine Bangigkeiten, meine Qualen bei der Aufführung jenes Drama erzählt, das einen so großen Durchfall erlitten hat. Nun denn! heute Abend, meine Freunde, heute Abend sind diese Bangigkeiten, diese Qualen noch viel peinlicher gewesen, als in der Vergangenheit! Ja, denn ich hatte zu Louise gesagt: „„Heirathe mich, und ich schreibe ein Meisterwerk!““

„Armer großer Dichter!“ versetzte Gilbert mit einem zärtlichen Mitleid. „In der That, heute Abend, als Sie nach einem wahren Triumphe zu Ihrer Frau und zu uns, Ihren Freunden, die wir noch von Ihrem unerhörten Successe berauscht, zurückkehrten, waren Ihre ersten Worte: „„Leiden und Qual!““ Und ich sagte zu mir selbst: Oh! der Ruhm! der Ruhm!“

„Meine Freunde, in dieser Hinsicht glücklicher als Louise und ich, erfreut Ihr Euch der göttlichen Genüsse des Geistes, ohne die verzehrenden Bangigkeiten von denjenigen zu empfinden, welche sich, wie wir Dichter, erschöpfen, um sich diese Genüsse zu verschaffen.“

„Ihr seid auch dadurch glücklicher,“ fügte Louise bei, „daß Eure reizende Liebe, geschützt durch eine sanfte Dunkelheit, nicht an das Tageslicht geschleppt und der öffentlichen Neugierde preisgegeben wird! Ihr werdet nie empfinden, was ich, wie ich Euch gesagt, heute Abend empfunden habe, als Unbekannte, so wohlwollend sie sich auch gegen Georges Hubert und mich zeigten, laut über unsere innersten Gefühle sprachen! Nein, nein, meine Freunde! Ihr werdet sie nie kennen lernen, diese für eine Frau unbeschreibliche Qual, den schamhaften und

heiligen Vorhang, mit dem sie frommer Weise die theuersten Zuneigungen Ihres Herzens verhüllt, aufheben zu sehen! Wenn Ihr wüßtet, was ich gelitten habe, da ich von Fremden, als wäre es eine öffentliche Neuigkeit, meinen Entschluß, Georges zu heirathen, colportiren, erörtern, leichtsinnig oder falsch beurtheilen hörte, während ich doch diesen Entschluß in der heiligen Sammlung meines Gewissens, nach schlaflosen Nächten, nach Tagen tiefer, beinahe furchtbarer Reflexionen, denn meine Zukunft und die von Georges Hubert hingen von dieser feierlichen Entscheidung ab, gefaßt habe. Ah! wir empören uns nicht gegen diese Leiden! Sie entspringen aus der Natur der Dinge, sie sind eine von den unseligen Folgen des Ruhmes, der sie kaum ausgleicht! Wir unterziehen uns denselben mit Festigkeit; aber glücklich, sehr glücklich macht uns der Gedanke, daß Ihr sie nie werdet kennen lernen."

„Und dennoch, Frau Louise, ist die Existenz von Ihnen und von diesem theuren Georges ein Paradies im Vergleiche mit der, in welche wir auch eingetreten sind oder in die wie einzutreten gewaltig Lust hatten; denn würden wir im Leben des Marquis und der Marquise von Montlaur geblieben sein, so frage ich Sie, was wäre ich zu dieser Stunde?... ein unglücklicher Mensch, den der Kummer zur verthierenden Verderbniß der Trunkenheit geführt hat... Und meine arme Gilberte, was wäre sie?... Eine von jenen sittenlosen Frauen, deren Namen man nur mit Ekel und Mitleid ausspricht. Wären wir in das Leben von Frau von Saint-Marceau und ihrem Manne eingetreten, wie wir dies zu thun große Lust hatten, so wäre meine Frau gestorben vor Kummer in der Blüthe des Alters, nach einem langsamen Todeskampfe und genöthigt, auf die Kunst zu verzichten, die ihr den Reichthum und den Ruhm gab, indeß ich wäre, was Herr von Saint-Marceau ist, ein gemeiner und schamloser Schmarotzer!

Wären wir endlich in das Leben der Gräfin d'Orbeval und das von Herrn von Baudricourt eingetreten, wie wir dies auch einen Augenblick, verführt durch das ideale Glück, das diese zwei Liebenden in ihrer köstlichen Einsamkeit am Annecy-See genossen, zu thun gedachten, so wären wir zu dieser Stunde, ich unter der Klaue einer großen spitzbübischen Gauklerin, auf die heute Abend im Theater alle Welt, entrüstet über das Benehmen von Herrn von Baudricourt, deutete, und . . ."

„Und Frau Gilberte," fiel Georges Hubert ein, „lebte in diesem Augenblick in ein Kloster in Italien zurückgezogen, wo sie, einer Art von Fanatismus preisgegeben, der an Wahnsinn grenzt, ein paar Jahre des Glücks in entsetzlich strengen Uebungen büßen würde."

„Mein Gott, Herr Georges," fragte Gilberte, „Sie, der Sie die Gräfin d'Orbeval und Herrn von Baudricourt so genau kennen, wie erklären Sie sich ihren Bruch? Leute, die einander bis dahin so ergeben waren!

„Meine Freunde, ich vermöchte Euch nicht das zu erklären, was, wie ich glaube, selbst für Herrn von Baudricourt unerklärlich ist. Ich habe kürzlich die vertraute Kammerfrau der Gräfin d'Orbeval gesehen, welche diese, nachdem sie ihr freigebig ihre Zukunft gesichert, weggeschickt hat; denn die arme Gräfin, die ein Muster ausgesuchter Eleganz war, schleppt sich jetzt mit nackten Füßen auf den Steinplatten ihrer Zelle und schläft mit einem härenen Hemde auf der Haut in der Asche."

„Das ist gräßlich."

„Ach! ja, meine liebe Frau Gilberte. Doch um auf die zwei Liebenden zurückzukommen, — die Kammerfrau hat mir die Sache erzählt; sie ist von einer entsetzlichen Einfachheit; hören Sie: Baudricourt und die Gräfin hatten für den Augenblick ihre Einsamkeit verlassen, um einen Ausflug nach Italien zu machen; sie kommen in Venedig so verliebt als je an. Eines Abends

heiligen Vorhang, mit dem sie frommer Weise die theuersten Zuneigungen Ihres Herzens verhüllt, aufheben zu sehen! Wenn Ihr wüßtet, was ich gelitten habe, da ich von Fremden, als wäre es eine öffentliche Neuigkeit, meinen Entschluß, Georges zu heirathen, colportiren, erörtern, leichtsinnig oder falsch beurtheilen hörte, während ich doch diesen Entschluß in der heiligen Sammlung meines Gewissens, nach schlaflosen Nächten, nach Tagen tiefer, beinahe furchtbarer Reflexionen, denn meine Zukunft und die von Georges Hubert hingen von dieser feierlichen Entscheidung ab, gefaßt habe. Ah! wir empören uns nicht gegen diese Leiden! Sie entspringen aus der Natur der Dinge, sie sind eine von den unseligen Folgen des Ruhmes, der sie kaum ausgleicht! Wir unterziehen uns denselben mit Festigkeit; aber glücklich, sehr glücklich macht uns der Gedanke, daß Ihr sie nie werdet kennen lernen."

„Und dennoch, Frau Louise, ist die Existenz von Ihnen und von diesem theuren Georges ein Paradies im Vergleiche mit der, in welche wir auch eingetreten sind oder in die wie einzutreten gewaltig Lust hatten; denn würden wir im Leben des Marquis und der Marquise von Montlaur geblieben sein, so frage ich Sie, was wäre ich zu dieser Stunde?... ein unglücklicher Mensch, den der Kummer zur verthierenden Verderbniß der Trunkenheit geführt hat ... Und meine arme Gilberte, was wäre sie? ... Eine von jenen sittenlosen Frauen, deren Namen man nur mit Ekel und Mitleid ausspricht. Wären wir in das Leben von Frau von Saint-Marceau und ihrem Manne eingetreten, wie wir dies zu thun große Lust hatten, so wäre meine Frau gestorben vor Kummer in der Blüthe des Alters, nach einem langsamen Todeskampfe und genöthigt, auf die Kunst zu verzichten, die ihr den Reichthum und den Ruhm gab, indeß ich wäre, was Herr von Saint-Marceau ist, ein gemeiner und schamloser Schmarotzer!

Wären wir endlich in das Leben der Gräfin d'Orbeval und das von Herrn von Baudricourt eingetreten, wie wir dies auch einen Augenblick, verführt durch das ideale Glück, das diese zwei Liebenden in ihrer köstlichen Einsamkeit am Annecy-See genossen, zu thun gedachten, so wären wir zu dieser Stunde, ich unter der Klaue einer großen spitzbübischen Gauklerin, auf die heute Abend im Theater alle Welt, entrüstet über das Benehmen von Herrn von Baudricourt, deutete, und . . ."

„Und Frau Gilberte," fiel Georges Hubert ein, „lebte in diesem Augenblick in ein Kloster in Italien zurückgezogen, wo sie, einer Art von Fanatismus preisgegeben, der an Wahnsinn grenzt, ein paar Jahre des Glücks in entsetzlich strengen Uebungen büßen würde."

„Mein Gott, Herr Georges," fragte Gilberte, „Sie, der Sie die Gräfin d'Orbeval und Herrn von Baudricourt so genau kennen, wie erklären Sie sich ihren Bruch? Leute, die einander bis dahin so ergeben waren!

„Meine Freunde, ich vermöchte Euch nicht das zu erklären, was, wie ich glaube, selbst für Herrn von Baudricourt unerklärlich ist. Ich habe kürzlich die vertraute Kammerfrau der Gräfin d'Orbeval gesehen, welche diese, nachdem sie ihr freigebig ihre Zukunft gesichert, weggeschickt hat; denn die arme Gräfin, die ein Muster ausgesuchter Eleganz war, schleppt sich jetzt mit nackten Füßen auf den Steinplatten ihrer Zelle und schläft mit einem härenen Hemde auf der Haut in der Asche."

„Das ist gräßlich."

„Ach! ja, meine liebe Frau Gilberte. Doch um auf die zwei Liebenden zurückzukommen, — die Kammerfrau hat mir die Sache erzählt; sie ist von einer entsetzlichen Einfachheit; hören Sie: Baudricourt und die Gräfin hatten für den Augenblick ihre Einsamkeit verlassen, um einen Ausflug nach Italien zu machen; sie kommen in Venedig so verliebt als je an. Eines Abends

haben Sie den Einfall, in irgend ein kleines Theater zu gehen, wo eine Truppe von spanischen Zigeunern eine Vorstellung gab. Eines von diesen Mädchen tanzt einen andalusischen Pas, der kaum zehn Minuten dauert; Herr von Baudricourt scheint sehr gleichgültig gegen diese Tänzerin und applaudirt ihr nicht einmal; er schützt eine Migräne vor, bittet die Gräfin, mit ihm in ihr Hotel zurückkehren zu wollen, geht wieder nach einigen Augenblicken von hier weg, wobei er seine Creditbriefe mitnimmt, läuft um zehn Uhr Abends zu seinem Banquier, läßt sich fünfzigtausend Franken ausbezahlen, begibt sich abermals nach dem Theater, bestimmt, was äußerst leicht ist, die Tänzerin, noch in derselben Nacht mit ihm von Venedig abzureisen, und schreibt an die Gräfin nur die paar Worte: „„Ich bin ein elender Wahnsinniger, ich verlasse Sie, ich verdiene nicht einmal Ihr Mitleid. Vergessen Sie mich!““

„Dieser Mann war also, wie er es in seinem Briefe sagte, wirklich wahnsinnig!“ rief Gilberte. „Sind Sie nicht meiner Ansicht, Louise?“

„Das war in der That Schwindel; denn nach dem, was uns Georges erzählt hat, war Herr von Baudricourt bis dahin ein redlicher, biederer Mann in der vollen Bedeutung des Wortes gewesen.“

„Und ein Mann von unendlich viel Geist,“ fügte der Dichter bei, „ein Mann von ausgezeichnetem Urtheil, von einem festen Charakter und einem vortrefflichen Herzen. Ich bin auch fest überzeugt, früher oder später wird Herr von Baudricourt den Eindruck eines nüchternen Mannes empfinden, den man wider seinen Willen trunken gemacht hätte, und der mit Erstaunen, Ekel und Schrecken aus einem unwillkürlichen Rausche erwachen würde.“

„Welch ein Abgrund ist doch das menschliche Herz!“ sagte Gilbert. „Das Benehmen von Herrn von Baudri-

court ist wahnsinnig, grausam, und dennoch begreife ich es."

„Wie, Du Ungeheuer!" rief heiter Gilberte. „Hören Sie, meine Freunde, dieser Herr Bibi begreift eine solche Abscheulichkeit!"

„Minette, ich begreife vollkommen, daß unser Freund Georges Meisterwerke macht, wie das von heute Abend, und dennoch wäre ich ebenso unfähig, ein Meisterwerk zu schreiben, als dem beklagenswerthen Streiche von Herrn von Vaudricourt nachzuahmen."

„Das lasse ich mir gefallen, Geliebter; doch ich behaupte, daß sein Benehmen unbegreiflich ist, — so ist mein Charakter!"

„Ho! ho! Frau Gilberte," versetzte lachend der Dichter, „das ist von Ihrer Seite weder gerecht, noch liebreich, noch dankbar!"

„Was wollen Sie damit sagen, Herr Georges Hubert?"

„Sie weigern sich, die Möglichkeit meiner Erzählung zuzugeben, und wir, Louise und ich, geben das noch ganz anders und furchtbar unerklärbare Factum zu, daß Sie und Gilberte wir gewesen sind, nachdem Sie der Marquis und die Marquise von Montlaur gewesen waren."

„Was das betrifft, Herr Georges Hubert, das ist ein Unterschied."

„Gut!" sprach Gilbert, „unser ewiger Streit über die Wirklichkeit der Macht unserer Korrigan wird wieder anfangen. Wenn wir übrigens auch über hundert Jahre lebten, dieser Streit würde immer fortwähren. Desto besser! wir sind doch wenigstens sicher, lange Zeit der Gegenstand einer Controverse gewesen zu sein . . ."

„Oh! mein lieber Gilbert," sagte der Dichter, indem er sich vor die Stirne schlug, „ich vergaß ganz,

Ihnen eine wichtige Nachricht mitzutheilen: es scheint gewiß, daß Ihnen Ihr Vermögen zurückgegeben wird."

„Ah! bah! wahrhaftig?"

„Ich bin heute Abend einem hochgestellten Beamten begegnet. „„Sie kennen Herrn Gilbert,"" sagte er zu mir. „„Es ist nun bald die Verjährungsfrist in Betreff der unter Sequester gelegten ungeheuren Werthe gekommen, welche Niemand reclamirt; offenbar gilt aber für diejenigen, welche Besitzer waren, der Besitz als Eigenthumsrecht, und diese Werthe müssen demnächst Herrn Gilbert zurückgegeben werden.""

„Oh! Geliebter!" rief Gilberte, mit Thränen in den Augen, während sie ihrem Manne um den Hals fiel, „welch ein Glück für die armen alten Leute von unseren Ständen!"

Dieser Erguß war so naiv, die Worte, die ihn begleiteten, wurden mit einer solchen Aufrichtigkeit gesprochen, daß Georges und Louise tief bewegt einander anschauten."

„Oh! meine Geliebte," sprach Gilbert, dessen Augen sich auch mit Thränen befeuchteten, indem er seine Frau mit einer leidenschaftlichen Zärtlichkeit in seine Arme schloß, „welch ein Herz hast Du! wie ist es immer mehr werth, als das meinige!"

„Was willst Du damit sagen?"

„Meine Freunde, ich will offenherzig sein," sprach Gilbert: „als mir so eben Georges mittheilte, unsere Millionen werden uns zurückgegeben werden, ist da mein erster Gedanke aus freien Stücken edel gewesen, wie der von Gilberte? Ach! nein."

„Pfui! der Abscheuliche! er sagt mir das, um mir auf seine Kosten zu schmeicheln!" versetzte Gilberte; „glaubt ihm nicht, meine Freunde!"

„Arme Geliebte, Dir schmeicheln!" rief Gilbert mit dem Ausdruck unaussprechlicher Liebe, „hast Du es nöthig, daß man Dir schmeichelt? Nein, nein, ich sage

die Wahrheit, meine Freunde; als mir Georges von der Zurückgabe unseres Vermögens sprach, erfaßte mich unwillkürlich eine Art von Blendung, da ich sah, wir seien auf dem Punkte, wieder ungeheuer reich zu werden, gerade wie ich, als wir uns nach dem weisen Rathe von Frau Louise entschlossen hatten, unser Vermögen der Stadt Paris abzutreten, eine Art von Herzensangst empfand. Die Habgier hat und hatte gewiß keinen Theil an diesen beiden Empfindungen! Das unstörbare Glück, das wir seit mehreren Jahren unserem bescheidenen Wohlstande und unserer Arbeit verdanken, macht mich mehr als je zum Todfeinde dieser verfluchten Millionen, die uns so viel Kummer verursacht haben; doch der Mensch ist nun einmal so beschaffen, meine Freunde, daß ihm dieses Teufelsgeld immer mehr oder weniger Schwindel gibt. Dieser Schwindel ist nun vorbei; ich sage wie meine Gilberte: „„Welch ein Glück für die armen Leute von unseren Ständen!““ Oh! ja, das wird für sie ein großes Glück sein! wir wissen, was sie leiden müssen, wenn wir nach dem grausamen Elend urtheilen, dessen Qualen wir ausgestanden haben, als meine Frau und ich uns in der Unermeßlichkeit von Paris suchten! Und wir waren noch jung! wir wurden aufrecht gehalten durch die Hoffnung, uns eines Tags wiederzufinden, und durch die Hoffnung, bald gleichzeitig aus dieser Welt wegzugehen, wo wir zu viel Unglückliche fanden. Ich wiederhole auch, meine Gilberte: „„Unser Vermögen wird uns zurückgegeben, welch ein Glück für die armen alten Leute von unseren Ständen!““ Doch dieser hochherzige Gedanke ist Dir zuerst gekommen, meine angebetete Frau!“

„Gute Herzen!“ sagte plötzlich die sanfte Stimme der Korrigan unter dem Stillschweigen, das auf die letzten Worte von Gilbert gefolgt war.

„Die Korrigan!“ riefen Gilbert und Gilberte mit

einem Erstaunen und mit einer Freude, die an den Wahnwitz grenzte; „die kleine Fee!“

Die Verwunderung von Georges und Louise zu schildern, wäre unmöglich. Bei den ersten Worten, welche diese Stimme sprach, deren unbeschreibliche Melodie nichts Menschliches hatte, schlugen sie die Augen zum Himmel auf, von wo sie herabzukommen schien; dann stumm vor Erstaunen, fragten sie sich mit dem Blicke, ob sie nicht das Spielzeug einer Sinnentäuschung seien. Gilbert errieth ihren Gedanken und sagte lachend:

„Ich wette, so skeptisch als unsere wackere Badureau, welche zu dieser Stunde den Schlaf der Gerechten schläft, glaubt Ihr, meine Freunde, ich spiele den Bauchredner?“

„Ich glaube, daß diese Stimme nichts Menschliches hat,“ rief bebend der Dichter; „ich glaube, daß etwas Uebernatürliches hier vorgeht!“

„Das ist, bei Gott! ganz einfach!“ sagte Gilbert mit ungezwungenem Tone.

„Oh! liebe Louise,“ sprach Gilberte, „wenn sich die Korrigan Ihnen zeigen wollte, Sie würden sehen, wie niedlich sie ist!... Ich will sie bitten, sich sehen zu lassen, vielleicht wird sie mir das nicht abschlagen.“

Und die Stimme erhebend, rief Gilberte zur großen Verwunderung von Louise und Georges:

„Liebe kleine Fee, Gilbert und ich bitten Sie inständig, zeigen Sie sich unsern Freunden; wir bitten Sie, weil wir nicht mehr die Macht haben, Ihnen zu befehlen.“

„Ihr sollt befriedigt werden, meine Freunde,“ antwortete die sanfte Stimme, „Ihr sollt befriedigt werden, denn Georges und Louise sind gut wie Ihr.“

Dann, ein neues Phänomen, enthüllte sich die Gegenwart der kleinen Fee nicht mehr durch einen plötzlichen, sanften, silbernen Schimmer, sondern durch eine un-

ermeßliche Strahlung von Sternenhelle, welche blendend an dem Orte, wo der kleine, rosige, durchsichtige Körper der Korrigan erschien, die Intensität ihres leuchtenden Streifens vermindernd, in der diamantenen Laufbahn von einem der noch im Osten sichtbaren Sterne zerschmolz.

„Das ist unsere liebe kleine Korrigan," rief Gilberte freudig und bis zu Thränen gerührt. „Sehen Sie, sehen Sie, Louise, wie niedlich sie ist?"

„Nun, mein lieber Georges," sprach Gilbert mit Wohlbehagen, denn er fühlte sich in bekanntem Lande, „werden Sie endlich an die Korrigan glauben?"

„Ah!" rief die Stimme von Frau Badureau, welche athemlos herbeilief, „junge Leute das ist nicht artig von Ihnen. Sie machen wieder Taschenspielerstücke wie zur Zeit, da Sie Herr und Madame Bosco waren, und laden mich nicht ein? Die Helle hat mich aufgeweckt da oben in meiner Stube, wo ich, um diesen Morgen früher bereit zu sein, ganz angekleidet auf einem Stuhle schlief."

„Beim Himmel! Sie kommen zu rechter Zeit," rief Gilbert triumphirend, denn er sah schon die unbezähmbare Ungläubigkeit von Frau Badureau durch die übernatürliche Erscheinung beschämt. „Was sagen Sie zu diesem Wunder?"

„Das?" versetzte unerschrocken die Zweiflerin, während sie vor dem leuchtenden Strahle mit den Augenlidern blinzelte: „obgleich es die Augen flimmern macht, ist dieses Stück schön, sehr schön, aber bekannt."

„Was?" versetzte Gilbert versteinert. „Wie? . . . Sie sagen?"

„Ich sage: bekannt! . . . weil ich dieses Stück auf dem Pont-Neuf gesehen habe."

„Auf dem Pont-Neuf?"

„Bei Gott! in einer der kleinen Buden, welche über dem Flusse sind: sie nennen dieses Stück das . .

elep . . . elec . . . ah! ja, das elektrische Licht! Das war ein großer Teufel von einem Strahle, wie der, den ich hier sehe; das blendete bei der Stelle, wo es anfing . . . und dann endigte es in einem Fischschweife und im Unabsehbaren, in den Sternen, immer wie hier. Nur war im andern elep . . . elec . . . Satansname! nicht wie in diesem ein Frauchen, das mit den Beinen zappelte, doch ich habe schon gute Weibchen von dieser Art gesehen; sie waren im Glase und tanzten auf Wasserstrahlen, was ganz dasselbe ist, wenn auch nur diese hier mitten im Lichte zappelt. Gleichviel, das Stück ist artig, aber bekannt!"

„Korrigan!" rief Gilbert außer sich: „ich beschwöre Sie, werden Sie wieder unsichtbar, denn ich glaube, beim Himmel! ich würde unsere vortreffliche Badureau schlagen, so sehr bringt mich ihre Ungläubigkeit in Verzweiflung, so grausam macht sie mich."

„Du sollst befriedigt werden," antwortete die Stimme mit einem Ausdrucke sanften Spottes; „ich werde Dir das entsetzliche Verbrechen ersparen, zu welchem Du Dich hinreißen zu lassen befürchtest."

Und allmälig abnehmend, verschwand der Strahl wie die Korrigan unter dem ersten Schimmer der Morgenröthe.

„Ah! gut," sagte Frau Badureau, welche die Stimme der wieder unsichtbar gewordenen Fee gehört hatte; „junger Mann, Sie fangen abermals an den Bauchredner zu spielen, wie einst! . . Bekannt! . . Ich will meine Küche in Ordnung bringen, denn es wird Tag."

Und die unbändige Skeptikerin kehrte in das Innere des Hauses zurück, während Georges und Louise, das Auge starr, den Hals gespannt, den Athem stockend, unfähig, ein Wort zu sprechen, zu träumen glaubten.

„Korrigan," sprach Gilberte, „Sie sind also nicht Ihren Schwestern nachgefolgt?"

„Doch, meine Freunde," antwortete die Stimme;

„aber von der Welt, wo ich bin, höre ich, sehe ich, weiß ich, was in dieser Welt vorgeht, und von da oben habe ich den Prüfungen beigewohnt, die Ihr muthig ausgestanden, wackere, gute Herzen!"

„Ah! Korrigan, Gilbert und ich haben Sie in einem der kritischsten Augenblicke unseres Lebens um Ihren Beistand angerufen."

„Ja, als man Euch ins Gefängniß führte," antwortete die Stimme, „ich habe Euren Ruf gehört."

„Und Sie sind uns nicht zu Hülfe gekommen, gute kleine Fee, Sie, die Sie uns immer beschützt hatten!"

„Es war mir nicht mehr erlaubt, zu Euch zu kommen; doch würde ich auch die Macht gehabt haben, Euch beizustehen, ich hätte Euer Geschick in Erfüllung gehen lassen. Diese grausamen Prüfungen sollten eines der Elemente Eures zukünftigen Glückes sein, indem sie Euch noch süßer und theurer das arbeitsame und bescheidene Dasein machten, in dem Ihr endlich das Glück findet," erwiederte die Stimme. „Und dann hatte ich Euch den Glauben an die Ewigkeit des Lebens gegeben, und diejenigen, für welche der Tod nicht ist, lachen über das Mißgeschick; sie verlassen die Welt ohne Bedauern, und wären sie in ihr so tief glücklich gewesen, als Ihr, Gilbert und Gilberte, es seid."

„Korrigan, Sie wissen Alles, Sie kennen die Zukunft, welche uns, uns und unseren Freunden, vorbehalten ist. Können Sie uns nun die Zukunft enthüllen?"

„Ja, das Leben von Euch, Gilbert und Gilberte, wird friedlich, glücklich, beschäftigt verlaufen, wie es seit ein paar Jahren verlaufen ist. Euer Vermögen wird Euch zurückgegeben werden, und diese Reichthümer verachtend, die Euch so viel Sorgen verursacht haben, werdet Ihr Euren edelmüthigen Entschluß gegen die armen Leute von Euren Ständen erfüllen. Kommt Ihr an das Ziel eines lachenden Alters, so werdet Ihr heiter mit einander abgehen, um anderswo wiederaufzuleben."

„Oh! gesegnet seien Sie, Korrigan!"

„Aber Georges?"

„Aber Louise?"

„Immer eines des andern würdig," erwiederte die Stimme, „werden Georges und Louise noch einige Jahre die edlen Qualen des Ruhmes, die männlichen Bangigkeiten des Genies kennen; dann wird der große Dichter, nachdem er für die Belehrung der Menschheit die mühsame and heilige Aufgabe erfüllt, welche Gott seinen Bevorzugten für den göttlichen Geist, mit dem er sie beschenkt, auferlegt hat, der große Dichter wird die siegreiche Ruhe des alten Athleten nach einer langen Laufbahn der Kämpfe und der Triumphe genießen. Ihre Tage in Eurer Nähe im Zauber einer unveränderlichen Freundschaft hinbringend, werden Georges und Louise, welche wie Ihr den Glauben an die Fortdauer des Lebens haben, leichten Sinnes und voll Hoffnung und Neugierde diese Welt verlassen."

In dem Augenblick, wo die Fee so sprach, ging die Sonne herrlich auf; unter die mit grünem Laubwerk und bunten Blumen, welche noch feucht vom Thau der Nacht, geschmückte Rotunde eindringend, schienen ihre ersten Strahlen mit einer goldenen Glorie die zwei Freundespaare zu umgeben.

„Gute Herzen," murmelte die Stimme der Korrigan, welche immer schwächer wurde, je höher sie zum Himmel emporstieg, „Gilbert und Gilberte . . . Georges und Louise . . . Ihr seid gut . . . glücklich werdet Ihr sein! . . ."

Und die sanfte Stimme der unsichtbaren Fee verlor sich im Raume, wiederholend:

„Glücklich werdet Ihr sein . . . Ihr seid gut . . . glücklich werdet Ihr sein."

Nachwort.

An die Leser.

Unsere phantastische Erzählung ist beendigt.

Wird es uns erlaubt sein, aus dieser Erzählung den philosophischen und moralischen Gedanken, der sie eingegeben, hervorzuheben?

So zusammengefaßt und frei von den Vorfällen und Fictionen der Fabel, wird dieser Gedanke, wir hoffen es, einen praktischen Nutzen zu bieten scheinen.

Die Weisen, die Denker aller Jahrhunderte haben auf verschiedene Weise anerkannt, aber allgemein anerkannt die Wahrheit:

Das Glück liegt in der Mittelmäßigkeit der Verhältnisse.

Nur ist Folgendes geschehen, mußte es geschehen:

Dieses Axiom, eine Verherrlichung der Mittelmäßigkeit, ein gründlich wahres, tief moralisches Axiom, wiederholt von Jedermann bis zur Alltäglichkeit, wird von Niemand geübt, oder wird wenigstens freiwillig, wissentlich nur von einer kleinen Anzahl von Leuten geübt, welche in besondere und sehr seltene Lebensumstände gestellt sind.

Erklären wir uns.

Wir haben Menschen gekannt, welche, nachdem sie allen Ueberfluß eines ungeheuren Reichthums genossen, benützt und mißbraucht hatten, am Ende diesem Reichthum ein äußerst einfaches Leben vorzogen und, ebenso wohl aus Sättigung, als in einer gesunden Wür-

digung der Dinge einen großen Reiz in der Einfachheit fanden.

Wir haben Männer von einem erhabenen Genie gekannt. Grausam geprüpft durch die Bangigkeiten, durch die Täuschungen, durch die Verdrießlichkeiten, durch die Verleumdungen, durch die launenhaften Umschläge der öffentlichen Meinung, durch jene bis zur Tyrannei getriebenen indiscreten Neugierden, durch die fieberhaften und erschöpfenden, vom Ruhme in den Künsten oder in den Wissenschaften unzertrennlichen Arbeiten, gestanden uns die Einen von diesen Männern von Genie mit der unbezweifelbaren Aufrichtigkeit eines ehrlichen Gemüthes: sie finden nie in einem glänzenden Erfolge, so sehr er auch über ihrem Verdienste sein möchte, einen Ersatz für ihre Sorgen im Augenblick des Hervortretens von jedem Werke, und sie beklagten es, daß das Verhängniß sie antrieb, eine zugleich schmerzliche und theure Laufbahn zu verfolgen. Andere, mehr logisch, mehr absolut, welche den Gipfel eines europäischen Rufes erreicht hatten, verzichteten gänzlich auf die Kunst und zogen es vor, ihr Leben fortan in der Seelenruhe und in der Ruhe der äußeren Verhältnisse zuzubringen.

Gegen das Ende der Restauration haben wir sehr vornehme Herren gekannt, welche müde, überdrüssig ihrer glänzenden Höflingsexistenz ihre Tage auf irgend einem einsamen Gute, in der Tiefe der Provinz, beschloßen und hier glücklich das einfache ländliche Leben eines wohlhabenden Pächters lebten.

Wir haben Politiker gekannt, bewunderungswürdige Intelligenzen, edle Herzen, allmächtige Redner, voll Glauben und Hingebung für ihre Sache, geadelt durch die Verfolgung, eine ungeheure gerechte Popularität genießend, geehrt selbst von ihren Gegnern, und wir haben sie mit einer tiefen Befriedigung, mit einer unaussprechlichen Erleichterung auf die Bürde der öffentlichen Angelegenheiten

verzichten und mit einer wahren Wonne in ihre Einsamkeit zurückkehren sehen.

Aber diese reichen Leute, diese vornehmen Herren, diese erhabenen Genies, diese berühmten Politiker waren nur gelangt, konnten und mußten nur gelangen zu dieser weisen und philosophischen Losreißung von den menschlichen Eitelkeiten unter der Urbedingung, daß sie durch sich selbst die Nichtigkeit der von der Menge so sehr beneideten eitlen Dinge erfahren hatten.

Ja, dieses vernünftige und glückliche Verzichten auf den Ruhm, die Größen oder die Reichthümer konnte nur in Erfüllung gehen vermöge der Täuschungen, der Verdrießlichkeiten, der Sättigung, welche sie beinahe immer in ihrem Gefolge haben.

Ist es nun möglich, ist es begreiflich, daß der große Haufen, wenn er aus der Tiefe seines Elends oder seiner Dunkelheit vor seinen geblendeten Augen so viele schimmernde Existenzen auf der Firste des socialen Gebäudes glänzen sieht, sie nicht beneide?

Ist es begreiflich, ist es möglich, daß der große Haufen den Weisen auf das Wort glaube und nicht glühend diejenigen zu sein wünsche, deren Lage ihm die Summe aller denkbaren Glückseligkeiten zu repräsentiren scheint?

Nein, nein, wiederholen wir: man muß durchaus das Leben von denjenigen gelebt haben, nach deren Loos man gierig verlangt, um so durch sich selbst zu wissen, ob dieses Loos wirklich wünschenswerth ist, und ob es uns nicht durch seine verführerische Luftspiegelung täuscht.

Es ist die Moral: die durch die Erfahrung erlangte Weisheit, was wir in Thätigkeit zu setzen versucht haben und wäre uns ein solcher Wunsch erlaubt gewesen, so hätten wir gehofft, mit Gilbert und Gilberte in das Leben gewisser Personen eintretend, deren Lage im Allgemeinen sehr beneidenswerth scheint, werde

Leser nach und nach und, wenn man so sagen darf, durch sich selbst die Reichthümer, die Vornehmheit und den Ruhm, diese drei Culminationspunkte des menschlichen Trachtens versuchend, wie unsere Helden, durch die Ausübung, durch die Empfindung dieser verschiedenen Existenzen zu der unerschütterlichen Ueberzeugung gelangen:

Das wahre Glück bestehe in einem bescheidenen Wohlstande

Geheiligt durch die Arbeit,
Verschönert durch die Liebe und die Freundschaft,
Poetisirt durch den guten Geschmack,
Bezaubert durch das Verständniß der Künste,
Erhöht durch die edlen Genüsse des Geistes,
Geläutert durch das Bewußtsein des Gerechten und des Guten,
Und über Alles dies geheilt von dem Uebel des Todes durch einen göttlichen Glauben an die Fortdauer des Lebens.

Mit einem Worte: das ruhige, heitere, arbeitsame und zugleich anmuthige Leben, in welchem Gilbert und Gilberte endlich das Glück gefunden haben, dieses Leben muß unserer Ansicht nach der Mittelweg, das Nothwendige sein, worauf das gesunde und gerechte Trachten von Jedem abzielen soll. Wir sind überzeugt, daß die friedliche Lösung der socialen Probleme, welche die Welt agitiren, auf eine gebietende Weise eines Tags für die Mehrzahl dieses Ideal des Nothwendigen verwirklichen wird, insofern es alle Bedürfnisse der Seele, des Geistes und des Körpers befriedigt.

Ist es nicht wahr, daß in einem auf die zwei göttlichen Principien: die Gerechtigkeit und die Humanität, gegründeten socialen Staate die Gesetzgebung und die ökonomischen Institutionen immer darauf hinstreben werden: „daß vor Allem das Nothwendige, das heißt, das Leben des Körpers, der Seele und des Geistes Jedem mittelst der Erziehung, der Arbeit und der Redlichkeit

gesichert sei, weil sodann der Ueberfluß nothwendig aus einem Zustande der Dinge entstehen muß, wo Jeder, im Genusse des Nothwendigen, kraft des Gesetzes des unbegrenzten Fortschrittes der Menschheit nach der Erwerbung des Ueberflüssigen trachten wird."

Verschafft aber der sociale Körper der Allgemeinheit seiner Mitglieder die Mittel, sich das Nothwendige durch ihre Arbeit zu sichern, so bleibt hiebei seine collective Aufgabe stehen; es ist an der einzelnen Person, es ist an demjenigen, welcher den Ueberfluß wünscht, beflissen zu sein, ihn durch ehrliche Mittel, durch seinen persönlichen Werth zu gewinnen, ohne in irgend einer Hinsicht das allgemeine oder besondere Interesse zu verletzen; auf diese Art wird der von ihm erworbene Ueberfluß, über den er nach seinem Belieben verfügt, ein eben so legitimer Besitz, als das Nothwendige.

Was die so sehr streitige Frage betrifft:

Bei welchen Grenzen bleibt das Nothwendige stehen?

Bei welchen Grenzen fängt der Ueberfluß an?

So werden wir uns nicht erlauben, sie auf eine absolute Art zu lösen; wir bemerken nur als Vergleichungspunkt:

Der Ueberfluß für Gilbert und Gilberte war der fürstliche Reichthum, in dem sie nur Ueberdruß, Ekel, Täuschungen und die Verachtung der Menschheit fanden.

Das Nothwendige für Gilbert und Gilberte war die Mitte, in der sie das Glück fanden, nachdem sie den außerordentlichen Reichthum und die äußerste Nothdurft durch die Erfahrung hatten kennen lernen.

Und in dieser Hinsicht noch ein Wort.

Man hat zu einer gewissen Zeit die bei den Massen erzeugte Ueberreizung materieller und unmäßiger Begierden viel getadelt. Mehr als irgend Jemand würden wir auch eine solche Ueberreizung tadeln, gegen welche wir zur Noth durch dieses Buch protestiren könnten.

Es gäbe in der That für ein Volk nichts Abscheulicheres, als Alles der Unmäßigkeit seiner materiellen Begierden zu opfern. In diesem schmählichen Treiben würde es seine Würde, sein Bewußtsein, seine Unabhängigkeit verlieren; es würde sein Erstgeburtsrecht um ein Gericht Linsen verkaufen.

So sehr wir aber gegen ein nach dem Ueberflusse gieriges Volk entrüstet wären, eben so sehr würden wir als gerecht und heilig sein Streben nach dem Nothwendigen betrachten. Und um auf unsern Vergleichungspunkt zurückzukommen: wir denken, daß das legitime, mögliche Nothwendige, auf das jeder arbeitsame, ehrliche, durch die Erziehung versittlichte, entwickelte Mensch müßte Anspruch machen können, der bescheidene Wohlstand wäre, dessen Gemälde wir entworfen haben. Fehlt nun diesem Menschen in dem Augenblick, wo er danach verlangt, wenn er Hunger hat, wenn er friert, wenn er durch eine erdrückende und undankbare Arbeit erschöpft, durch das Elend geknechtet, durch die Unwissenheit entartet ist, nicht wirklich das Nothwendige? sind seine Begierden, wenn er es fordert, nicht legitim? und ist es nicht Sache des Gesetzgebers, auf ihre Befriedigung nach Maßgabe der Grenzen des Gerechten und Nothwendigen bedacht zu sein?

Ah! diejenigen, welche unserer Ansicht nach einen Beweis, und zwar einen schmählichen Beweis von unmäßigen Begierden geben würden, wären die unersättlichen Leute, welche, da sie die Schmerzen der Armuth nie gekannt, die bescheidene und gesicherte Existenz, die sie durch ihr ererbtes Vermögen oder durch ihre Arbeit genießen könnten, verachten, nur vom Luxus, von falscher Größe, von Flittergold, von falarirter Faulenzerei oder abenteuerlichen Agiotagen träumen und, um zu diesem Ziele zu gelangen, ihre Ehre, ihr Glück wegwerfen würden.

Seit bald fünfzig Jahren, und zwar unter allen

Regierungen *), haben sich die redlichen Leute, welche nichts vom Staate erwarten, gegen die exorbitante und beständig wachsende Ziffer des Budget erhoben; wir denken (und wir sprechen hier nur von 1815 bis 1848), wir denken, nichts habe mächtiger zur Entwicklung dieser gemeinen und schmutzigen Gierden in Betreff des durch die Intrigue oder die Erniedrigung erlangten Ueberflusses beigetragen, als die Schöpfung dieser Sinecuren, wahrer Müssiggangspräbenden, wo die Stiftsherren des Budget dieser Zeiten in ihrer schamlosen Faulheit, in ihrer frechen Unbrauchbarkeit und Nutzlosigkeit stolzirten! Es war, wie uns dünkt, Sache der Regierungen, selbst das Beispiel der Mäßigung in den Begierden, vor Allem die Gefräßigkeit der Functionäre zügelnd, zu geben. Ihr Einfluß, ihr Ansehen mußte sich sichern, offenbaren, ausüben vermöge ihres Verdienstes, ihrer Leistungen, und durchaus nicht vermöge der Ziffer ihrer Gehalte. Aber weit hievon entfernt, wäre ein hoher Beamter zu jener Zeit erröthet über die bescheidene Existenz von Gilbert und Gilberte; der hohe Herr Beamte und seine Frau Gemahlin mußten nothwendig ein Hotel, Lackeien, Wagen, offene Tafel für Untergebene oder Creaturen haben, einzig und allein, damit der hohe Herr Beamte und seine Frau Gemahlin beständig von einem Schmarotzertrosse befuchsschwänzt würden.

So unabläßig den Appetit dieser Fanatiker des Rechtes auf das Budget, welches entfernt nicht das Recht auf die Arbeit war, übermäßig anreizend, begünstigten die damaligen Regierungen die schlimmsten Instincte, und ihre Befriedigung zog die traurigsten Folgen nach sich.

---

*) Sue spricht hier, wie dies besonders auch aus den nachstehenden Jahreszahlen 1815 und 1848 hervorgeht, nur von seinem Vaterlande. Der Uebersetzer.

Zum Schlusse wiederholen wir also: in Ermangelung einer Allen gegebenen moralischen und rationellen Erziehung kann die Erfahrung allein (bei gesunden und guten Naturen, wie die von Gilbert und Gilberte), die vernünftige, überlegte Losreißung von den Eitelkeiten nach vorangegangener Enttäuschung herbeiführen. Wir würden uns auch zum reinsten, zum süßesten Erfolge Glück wünschen, wenn Einer von unsern Lesern, nachdem er unbestimmt nach einer von den glänzenden, ausnahmsweisen Lebenslagen begehrt, welche der Zielpunkt aller Blicke sind, insofern sie alle Glückseligkeiten des Geistes und der Materie zusammenzufassen scheinen, wenn Einer von unsern Lesern, sagen wir, ein Einziger, fortan eingeweiht in die geheimen Bitterkeiten dieser beneideten Existenzen, unterrichtet, zur Erfahrung gelangt in Gesellschaft von Gilbert und Gilberte, sein gerechtes Verlangen darauf beschränken würde, daß er sich ihren bescheidenen Wohlstand wünschte, wenn er ihn nicht besäße, und besonders, wie unsere beiden jungen Leute, für immer vom Uebel des Todes geheilt bliebe.

Annecy-le Vieux (Savoyen) den 17. Juli 1852. *)

Eugène Sue.

Ende.

---

*) Damit der Leser nicht glauben möge, wir hinken der Veröffentlichung von einem der geistreichen Werke von Sue im Belletristischen Ausland um drei Vierteljahre nach, müssen wir bemerken, daß Sue zwar den Schluß von Gilbert und Gilberte schon im Juli 1852 geschrieben, aber erst im April 1853 durch den Druck ... t erscheinen lassen. Der Uebersetzer.



